

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

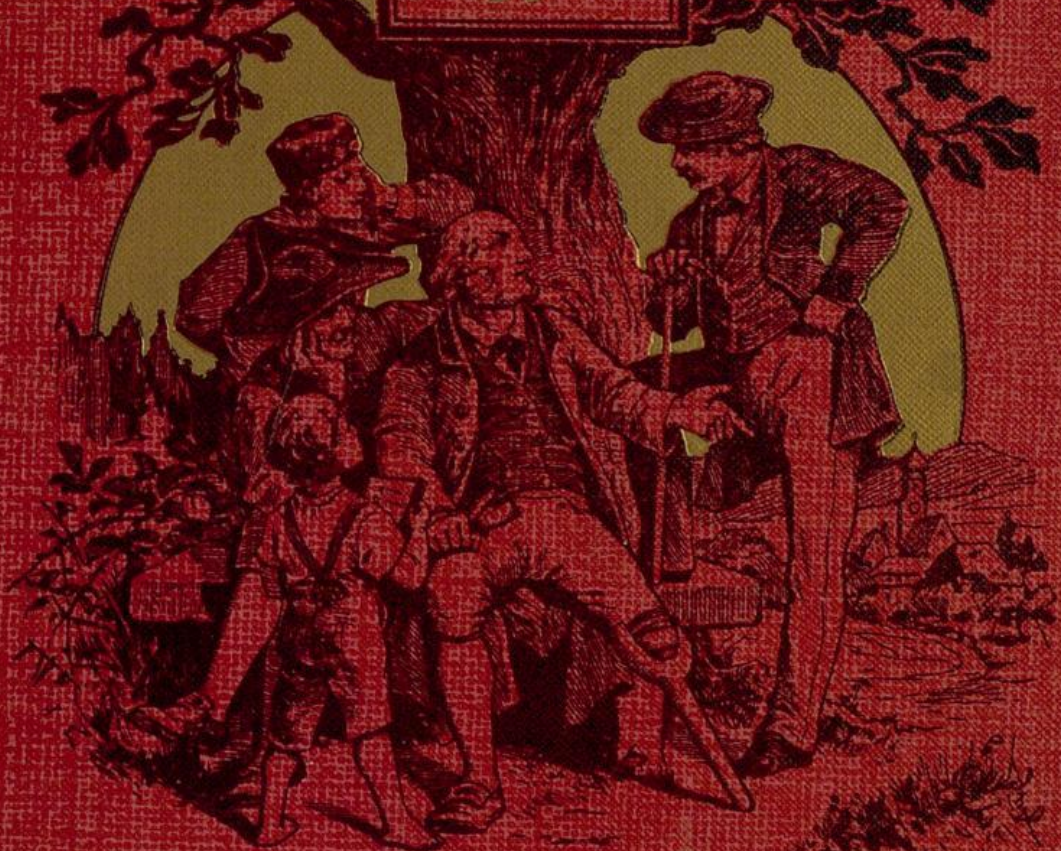
Jahrgang 1918

urn:nbn:de:bsz:31-62042

OZ

A 22

Großer
Volkskalender
des
Jahres hinkenden Boten
für
1918



· Jahr i. B. ·

Druck und Verlag von Moritz Schauenburg

(Gegründet 1874 von J. B. Geiger)



BLB Karlsruhe

02
A 22.1 1918

Was kann unfer Sohn — unsere Tochter werden? Praktische Anleitung zur Berufswahl.

Zuverlässigste Orientierung für alle jungen Leute, die einen Beruf wählen, desgleichen für Eltern, Vormünder usw. Jedes Heft bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. **Preis 50 Pfg.**

Im Gegensatz zu ähnlichen Unternehmungen, welche über die einzelnen Berufsarten wohl mancherlei Schilderungen, aber wenig Handgreifliches bieten, verfolgt diese Sammlung den ausgesprochenen Zweck, Eltern, Vormünder usw., sowie vor allem den berufwählenden jungen Leuten selbst in klarer, übersichtlicher und zuverlässiger Weise alles nötige Material zur Gewinnung eines zutreffenden Urteils darüber zu bieten, ob die körperlichen und geistigen Anlagen, die Geldverhältnisse, sowie die sonstigen Umstände des künftigen Staatsbürgers die Wahl des einen oder des andern Berufs angezeigt erscheinen lassen.

Wie man anfängt zu studieren? 79.

- Gesundheit und Lebensdauer in den verschiedenen Berufsarten 1.
- Apotheker 11.
- Architekt und Regierungsbaumeister 32.
- Archivar 70.
- Artillerie-Feuerwerker 65.
- Arzt 7.
- Baugenieur 80.
- Bauklempler 89.
- Bauschlosser 56.
- Bautechniker, Maurer- und Zimmermeister 81.
- Bergbeamter 19.
- Bibliothekar 13.
- Botschaftssekretär 66.
- Chemiker 36.
- Deckoffizier 22.
- Diplomat u. Dolmetscher 66.
- Doktorgrad phil. 52.
- Eisenbahn-Beamter 17.
- Elektro-Ingenieur 35 a.
- Elektro-Techniker u. Werkmeister 35 b.
- Feldmesser 33.

- Forstbeamter 18.
- Garnis.-Verwalt.-Beamt. 25.
- Farmer und Pflanzer in den deutschen Kolonien 81.
- Gärtner 55.
- Gastechniker 69.
- Gastwirt 71.
- Geistlicher (evang. u. kath.) 2.
- Gerichtsschreiber und Gerichtsvollzieher 14.
- Gesandter 66.
- Großkaufmann 51.
- Intendantur-Beamter 25.
- Journalist 58.
- Jurist 12.
- Kataster-Beamter 33.
- Kaufmann 47.
- Koch und Hotelier 71.
- Kolonial-Beamter 62.
- Konsulats-Beamter 66.
- Kurzwaren-Händler 48.
- Landmesser 33.
- Landwirt 60.
- Lehrer (akadem. gebild.) 4.
- Lehrer (sem. gebild.) 5.
- Marine-Baumeister 24.

- Marine-Maschin.-Ingenieur und Maschinist 23.
- Marineoffizier 21.
- Marine-Werftbeamter 57.
- Marine-Werkmeister 57.
- Marine-Zahlmeister und Intendantur-Beamter 27.
- Marinezeichner 57.
- Maschinen-Ingenieur und Techniker 29.
- Maschinen-Schlosser 56.
- Mechaniker 76.
- Militärwärter 23.
- Militärarzt 8.
- Militär-Intendantur-Beamter 23.
- Missionar (ev.) 3.
- Musiker und Komponist 40.
- Offizier 20.
- Parlaments-Stenograph 44.
- Photograph 45.
- Polizeibeamter 34.
- Post- und Telegraphen-Beamter 15.
- Professor 64.
- Proviantamts-Verwalter 25.

- Rechtsanwalt 67.
- Redakteur 58.
- Reichsbankbeamter 41.
- Reichspost- u. Telegraphen-Beamter 15.
- Desgl. höherer 76.
- Schauspieler 46.
- Schiffsbaumeister 24.
- Schriftsetzer 42.
- Schriftsteller 54.
- Seemann 49.
- Seeoffizier 21.
- Techniker u. Werkm. 35 b.
- Tierarzt 10.
- Torpedo-Ingenieur 28.
- Torpedo-Offizier 22.
- Unteroffizier (Anhang Militärwärter) 23.
- Verwaltungs-Beamter 13.
- Werftbeamter 57.
- Wie erlangt man den Doktorgrad? 52.
- Zahlmeister 26.
- Zahnarzt 9.
- Zugoffizier 65.
- Zoll- und Steuerbeamter 16.

Wie bewirbt man sich um Stipendien? 77.

Frauen-Berufe. Verzeichnis gern umsonst.

- Ärztin 1.
- Bildhauerin 9.
- Buchhalterin 5.
- Diakonissin 8.
- Direktrice 12, 13.
- Eisenbahnbeamtin 18.
- Fernsprechhilfin 11.
- Handarbeitslehrerin 6.

- Hausdame 7.
- Journalistin 14.
- Kassiererin 5.
- Kindergärtnerin 7.
- Köchin 4.
- Kontoristin 5.
- Konzertsängerin 15.
- Krankenpflegerin 8.

- Lehrerin 6.
- Musiklehrerin 6, 15.
- Photographin 9, 10.
- Postbeamtin 11.
- Putzmacherin 12.
- Sängerin 15.
- Schauspielerin 2.
- Schneiderin 13.

- Stenographin 5.
- Stütze der Hausfrau 4.
- Turnlehrerin 14.
- Übersetzerin 14.
- Verkäuferin 16.
- Zahnärztin 7.
- Zeichenlehrerin 6, 9.

Wie baue ich mir selbst?

Anleitungen zur Selbstherstellung physikalischer Apparate aus Zigarrenkistenholz, Metall- und anderen im Haushalte oft wertlosen Abfällen usw. mit zahlreichen Abbildungen von Hans Kowiczka. Diese Anleitungen sind besonders darauf berechnet, jedem Laien das Bauen nützlicher, lehrreicher und teilweise auch für den Hausgebrauch verwendbarer Apparate mit den geringsten Mitteln zu ermöglichen.



Die Sammlung enthält folgende interessante Bändchen:

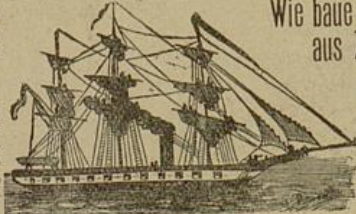
- | | | |
|---|---|--|
| 1. Bd. Elektromotore. Mit 64 Abbildungen. | 12. Bd. Bau der Apparate für drahtlose Telegraphie und zu den Experimenten. | 39. Bd. Dampfmaschine. Nebst einer Anleitung zum Löten. Mit 23 Abb. |
| 2. Bd. Telephon u. Haustelegaph. Mit 47 Abb. | 13. Bd. Eine Station für abgestimmte Telegraphie ohne Draht. Mit 25 Abb. | 74. Bd. Heißluftmotor. Mit 17 Abbildungen. |
| 3. Bd. Elemente, Batterien u. Akkumulator. | 14. Bd. Elektr. Zimmer-Beleuchtungsanlage. | 89. Bd. Gleichstromdynamo für Zimmerbeleuchtung. Galvanopl. usw. Mit 17 Abb. |
| 4. Bd. Elektrischer Maschinen. Mit 32 Abbild. | 16. Bd. Galvanoplast. Appar. nebst Anleitg. z. galv. Verkupf., Vernick., Versilb., usw. | 104. Bd. Kochkiste. Mit 15 Abb. |
| 5. Bd. Induktions-Apparat. Mit 26 Abb. | 18. Bd. Chemische Gerätschaften nebst Anleitung zur Glasbläserei im Kleinen. | 113. Bd. Räucherbox. Mit 7 Abb. |
| 7. Bd. Dynamomaschinen. Mit 30 Abb. | 24. Bd. Phonograph-Apparat. Mit 42 Abb. | 130. Bd. Benzin-Motor. Mit 38 Abbildungen. |
| 8. Bd. Meßapparate für elektr. Ströme. | | 132. Bd. Preßluft-Motor. Mit 30 Abb. |
| 10. Bd. 320 Rezepte zur Herstellung v. Metall-, Papp- und Holzarbeiten. | | 183. Bd. Dampfmaschine. Mit 33 Abb. |
| 11. Bd. Eine Station f. drahtlose Telegraphie. | | |

Weitere Hefte im Druck. Verzeichnis gern umsonst. Ein Band 70 Pfg., mit Postgeld 75 Pfg.

Wie baue ich mir einen photographischen Apparat aus Zigarrenkistenholz? Nebst einer Anleitung zum Photographieren!



Von Paul Brückner. Mit 24 Abbildungen. Preis 1 Mk., mit Postgeld 1.10 Mk. Gewiß wird mancher den Wunsch haben, einen photographischen Apparat zu besitzen u. photographieren zu können. Bei vielen wird es beim Wunsche bleiben müssen, da das nötige Geld fehlt. Ihnen wird es gewiß willkommen sein, wenn sie durch diese Anleitung ihren Wunsch ohne große Geldausgabe erfüllen können.



Wie baue ich mir ein Kriegsschiff aus Zigarrenkistenholz?

Von K. Minde. Mit 111 Abbildg. Preis 1 M., mit Postgeld 1.10 M. Leichtfaßliche Anleitung, nach der sich jeder mit den einfachsten Mitteln und geringsten Kosten das genaue Modell eines modernen Kriegsschiffes bauen kann.

Wenn keine Buchhandlung am Platze ist oder man mit einer solchen nicht in Verbindung steht, liefere ich gegen Einsendung des Betrages durch Postanweisung (auf den Abschnitt derselben schreibe man die Bestellung) unmittelbar.

Herm. Beyer's Verlag, Leipzig-R.
Charlottenstraße 25.

1943 Nr. 1246
Backe selbst

in Tritschlers
Hausbadofen od.
Kochbadherd
 und verwende zum Räuchern,
 Kästen und Aufbewahren Tritschlers
Fleischräucherapparat
 denn sie sind die besten der Gegenwart;
 überall ohne weiteres aufstellbar. Handhabung
 kinderleicht. Ausf. Preisliste gratis u. franko von
S. Tritschler, Dfenfabr., Krozingen, Bad.



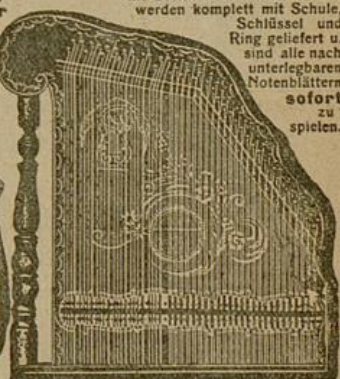

Dialith Hautrein
 ges. geschützt
 — wirkt über Nacht. —
 Entfernt sofort alle
 Hautpickel, Blüten, Mit-
 esser, Sommersprossen
 und erzeugt blendend
 weiße Stirn und Nase.
 Wirkung durch At-
 teste bestätigt.
 Unentbehrlich für die elegante junge Welt.
 Flasche 3 Mark,
 mit Lilien-Waschmittel 4 Mark.
Rud. Hoffers, Berlin-Karlsborst 105
 Kosmet. Laboratorium.



Dr. Standke's Sanatorium
Bremen, Rotenburger Straße 109
 Spezialbehandlung v. Hautkrankheit,
Lupus, äuss. Krebs,
 Freßflecht, **Hauttuberkulose,**
 Fisteln, Hautgeschwülsten, **ohne**
Operation nach eigener langjährig
 erprobter Methode. Keine Bestrahl.
 Wesentl. kürz. Kur.
 Prospekt und Broschüre
 (mit Bericht v. Aerzten usw.) gratis.

Jugend von heute. Max (auf dem Hofe rufend): „Tante, Tante, komm doch mal ans Fenster!“ — Tante (von oben): „Wat willstfe denn!“ — Max: „Mein Freund Fritz will nich floben, dat de schielst!“

Niemals bestelle man anderweilig ein Musik-Instrument, ohne sich gratis und franko unsern neuen Katalog kommen zu lassen!



Unsere billigen Wiener Harmonikas
 kosten in bester Qualität mit:
 Tasten Bässen obübrig Preis Stahlstimm.
 10 2 2 Mk. 7.50 Mk. 8.50
 10 4 2 " 8.— " 9.—
 10 4 3 " 9.— " 10.—
 21 4 2x2 " 13.50 " 15.50
 21 6 2x2 " 14.50 " 16.50
 21 8 2x2 " 15.50 " 17.50

**Christbaum-
 unter-
 sätze** mit
 Musik
 nach
 Katalog.

**25 Noten-
 blätter**
 werden
 jeder
 Zither
gratis
 beige-
 legt!

Alle Gitarre- u. Harfen-Zithern
 werden komplett mit Schule,
 Schlüssel und
 Ring geliefert u.
 sind alle nach
 unterlegbaren
 Notenblättern
sofort
 zu
 spielen.

Bessere Wiener und sonstige Harmonikas in den feinsten Ausführungen
 Sprechapparat, Mandolin, Gitarren, Violinen, Katalog.



Gitarre-Zithern:
 Extra gute Qualität:
 5 Akkorde, 41 Saiten, Preis 9.50 Mk.
 6 " 49 " 11.—
 Mit doppelten Melodiesaiten und daher herrlichem Mandolinenton:
 5 Akkorde, 62 Saiten, Preis 10.50 Mk.
 6 " 74 " 12.—
 Mit verstärkten Akkorden, à 7 Saiten:
 5 Akkorde, 56 Saiten, Preis 10.50 Mk.
 6 " 67 " 12.—
 Mit verstärkten Akkorden, à 7 Saiten und mit doppelten Melodiesaiten, daher ganz herrl. Ton;
 in 5 akkordig mit 77 Saiten, Preis 11.50 Mk.
 6 " 92 " 13.—

Gitarre-Harfen-Zithern
 mit 5 Akkorden, 41 Saiten, Preis 11.50 Mk.
 6 " 49 " 13.—
 Mit doppelten Melodiesaiten und daher herrlichem Mandolinenton:
 5 Akkorde, 62 Saiten, Preis 12.50 Mk.
 6 " 74 " 14.—
 Mit verstärkten Akkorden, à 7 Saiten:
 5 Akkorde, 56 Saiten, Preis 12.50 Mk.
 6 " 67 " 14.—
 Mit doppelten Melodiesaiten und außerdem noch mit verstärkten Akkorden, à 7 Saiten, und deshalb ganz herrlichem Ton:
 5 Akkorde, 77 Saiten, Preis 13.50 Mk.
 6 " 92 " 15.—

Versand nur gegen Nachnahme. viele Tausend Anerkennungs-schreiben.

Herfeld & Compagnie in Neuenrade No. 213, Westfalen.

Aus Quakhausen.



„Der Herr Baron!“

Wilhelm Kruse
Markneukirchen № 589
Größte Vorfeile



Haupt-
Katalog frei

Eberswalde (Märkische Schweiz)

27 000 Einwohner.

Umgeben von ausgedehnten, gut bestandenen, bis in die unmittelbare Nähe heranreichenden Buchen- und Nadelholzwaldungen zeigt die durch Gärten und schattige Straßen geschmückte Stadt das Bild einer märkischen Waldlandschaft; Hügelketten ringsum schützen vor rauhen Winden. Gut gepflegte, über Berg und Tal führende Promenaden, Bade- und Wasserkuranstalten, Sommer- und Winterkonzerte, Theater. Keine Kurtaxe. Reichsbanknebenstelle, Stadtparkasse m. vermietbaren Stahlflächen. Zentralwasserversorgung, Kanalisation, Gas- und Elektrizitätswerk, elektr. Straßenbahn. Königliche Forstakademie mit großen bot. Gärten, Fischzuchtanstalten. Unter städtischem Patronat: Gymnasium, Realschule, Lyzeum. Haushaltungsschule mit Pensionat für Töchter. Große Hafenanlagen am Hohenzollernkanal Berlin-Stettin. Eisenbahnverbindung mit Berlin täglich 20 mal.

Nähere Auskunft durch die

Brunnendirektion oder den Verkehrsverein.

Königl. Solbad Elmen.

Stadbez. Gr. Salze, Reg.-Bez. Magdeburg, Station Groß Salze-Elmen.

Ausgezeichnet durch Gradierwerk, schöne Parkanlagen, Promenaden, Spielplätze. ♦ Vorzügliche Heilerfolge. ♦ Wannens-, Schwimms-, Dampf-, elektr. Bäder. ♦ Inhalierung.

— Angenehme Wohnungen in Hotels und Privathäusern. —
Auskunft, Badeschiff durch

Kgl. Badeverwaltung, Bad Elmen, Post Groß Salze.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden:



Bechsteins Märchenbuch

(vollständige Ausgabe)

164 Seiten in klein Oktavformat.
Preis in Halbleinen geb. nur 80 Pf.,
in Ganzleinen geb. M. 1.50.
(Porto 10 Pf.)

Bechsteins Märchen

und

Grimms Kinder- und

Hausmärchen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder
gegen Voreinsendung oder Nachnahme des
Betrages samt Porto von der Verlagsbuch-
handlung von Moritz Schauenburg in Lahr
in Baden.



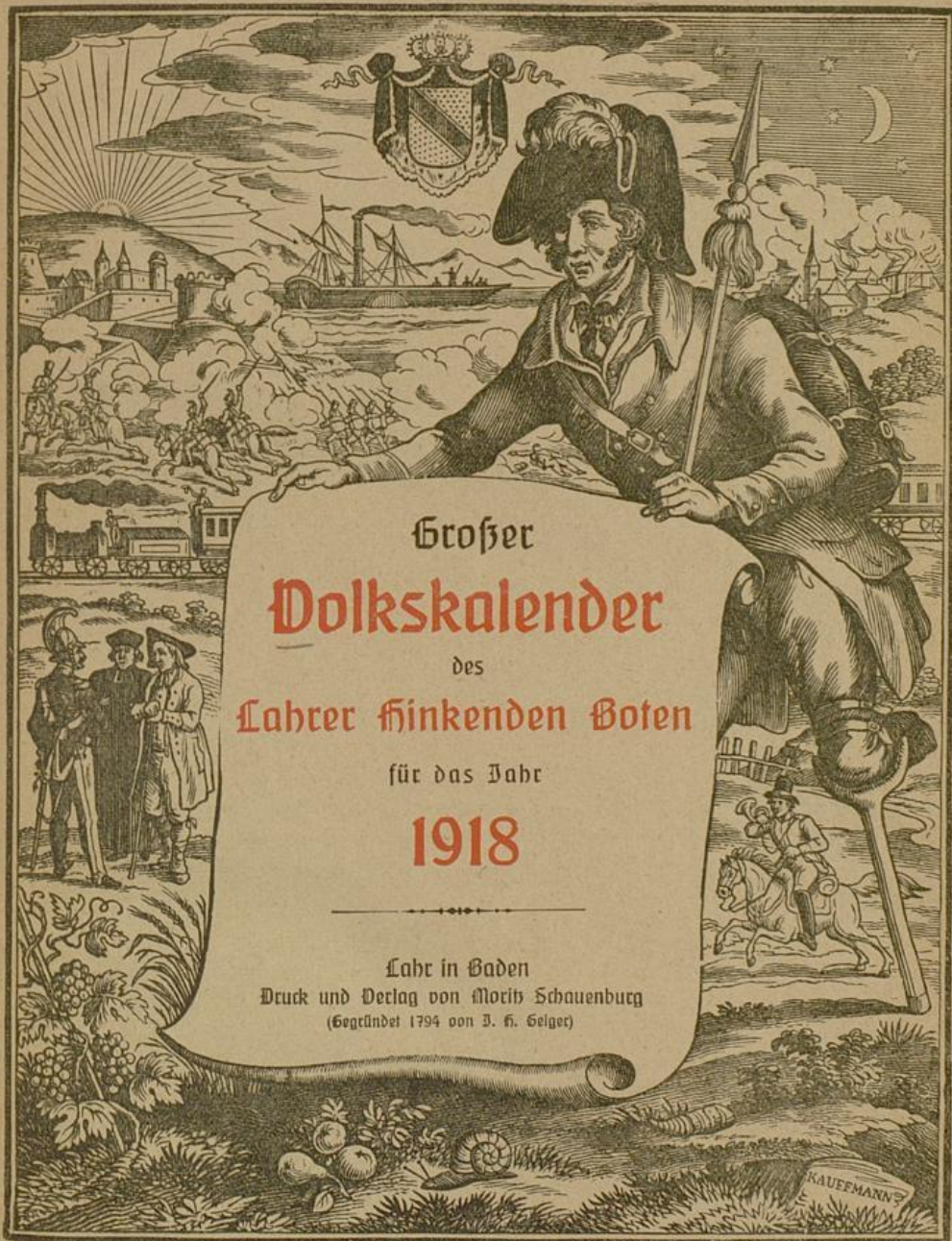
Brüder Grimms Kinder- und Hausmärchen

(vollständige Ausgabe)

785 Seiten in klein Oktavformat.
Preis in Halblein. geb. nur M. 1.80,
in Ganzleinen geb. M. 2.50.
(Porto 30 Pf.)

07
A 22, 1918

A. G. 14



Großer
Volkskalender
des
Lahrer Hinkenden Boten
für das Jahr
1918

Lahr in Baden
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg
(gegründet 1794 von J. G. Geiger)

Vom Großen Volkskalender sind noch die Jahrgänge 1900 und 1901 zu je 2 M., 1902 zu 1 M., 1903 zu 3 M., 1904—06 zu je 2 M., 1907 zu 5 M., 1908 zu 5 M., 1909 zu 2 M., 1910—15 zu je 50 S., 1916 zu 2 M., 1917 zu 3 M. vorhanden. Alle früheren Jahrgänge sind nicht mehr erhältlich.

Der Betrag ist durch Postanweisung oder in Briefmarken mit der Bestellung einzusenden. Das der Anzahl der bestellten Kalender entsprechende Porto ist beizufügen. **1 Volkskalender** wiegt 500 g. Man adressiere an: **Moritz Schauenburg in Lahr** (Baden).

Badische
Landesbibliothek

2



Inhalt.

	Seite
Jahreswende. Gedicht von Wilhelm Schlang	1
Trächtigkeit- und Brütelcalender	30
Zinstabelle, Münztabelle, Maß und Gewicht	31
Stammtafel der Regierenden	32
Gebührentarif für Postsendungen, Gebührentarif für Telegramme	33
Weltbegebenheiten	35
Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Jahr	47
Die beiden Eder. Erzählung von Anton Schott	49
Pater Inceruus. Von W. K.	65
Die Gans von Tiefenbach. Von Alfred Vock	72
Landwehrmann Kugelbach. Von M. M. Schent	74
Verwirklichte Träume. Von Felix Wolf	77
Der Hirt. Von Helene Raff	78
Getroffen.	80
„Kriegsgeschichten“.	80
Der Storch und Deutschlands Zukunft. Eine Standrede	81
Vom Grafen Zeppelin. Von Wilhelm Schlang	86
Aus der Landsleut-Ecke. Von Wilhelm Schlang	92
Wie der Schneidersepp zu seinem Teil Dummiß kam. Von Heinrich Hansjakob	95
's muß im Holz stecke. Von Hermine Billinger	96
Der Brudermord im Silzachtale. Von Franz Woas, Wiesbaden	97
Der alte und der junge Kopf.	106
Als der Zinten-Theodori ein Weib genommen. Von Paul Körber	106
Der Waffenschmied. Von L. vom Vogelsberg	116
Die Erbschaft. Eine Vorgeschichte von Rudolf Kleinede	119
Der Bischof im Kasten. Von L. vom Vogelsberg	130
Der Heimatfucher. Von Maily Koch	133
's Hänsele. Von Franz Woas, Wiesbaden	140
Der Hegenmeister von Pavia. Von L. vom Vogelsberg	157



Jahreswende.



Wir harren hoffend deiner Spende,
Du neues, junges Jahr, tritt ein!
Die Glocken künden: Jahreswende,
Doch wann wird Weltenwende sein?
Daß einem Traum Erfüllung werde,
Der durch Jahrtausende geglüht
Und daß aus blutgetränkter Erde
Das wahre Friedensreich erblüht.

Wohl anders hat's der Herr
beschlossen,
Kein friedlich Eden ist die Welt;
Drum Freunde, Brüder, Weg-
genossen,
Den Sinn aufs Nächste nur gestellt!
Ein Fels, ein Hort ist uns geblieben,
Drauf laßt uns bauen unverwandt:
Dem Vaterland das wärmste
Lieben
Und Gut und Blut dem Vaterland!

Wen Taten reich, doch auch an Leiden:
Zwölf Monde schritten ihren Gang;
Der letzte rüstet sich zum Scheiden —
Da horch! Silvesterglockenklang!
Hinauf zu den uralten Sternen,
Wie heißes Beten rauscht der Chor . . .
Und aus geheimnisvollen Fernen
Tritt nun das neue Jahr hervor.

Doch du, der Heldensinn belohnet,
Herr über Welken und Gedeihn,
Vater, der ob den Sternen thronet,
Laß uns dies Jahr gesegnet sein!
Beschirm uns deutsche Waff' und Wehre,
Damit wir aller Not entrafte,
Und laß uns aus der Prüfung Schwere
Hervorgehn in der alten Kraft!

Wilhelm Schlang. ✓

1913. I. Monat.	Januar oder Schneemonat		C = u. Planetenlauf Witterung nach dem 100jährigen Kalender	Mond =		Sonnen =	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Dienst.	1 Neujahr, JESUS	Dilo	♂ ♀, ☽ ♃	n. 8.51	v. 9.46	8. 6. 4. 1	
Mittw.	2 Abel, Seth, Makar.	Meinolf	♀ im ☽ trocken	9.57	10. 4. 8. 6. 4. 2		
Donn.	3 Isaak, Genov., Gn.	Adelsfried	♀ w. Wrgst. ☾ ♃.	11. 3	10.19	8. 6. 4. 3	
Freit.	4 Elias, Titus, Isab.	Rigobert	☾ 12.49 n.	vorm.	10.34	8. 6. 4. 4	
Samst.	5 Simeon, Telesph.	Roger, Rand.	☾ 12.49 n.	12. 9	10.51	8. 6. 4. 5	
1	F. 2. S. n. W. Ev. Die Weisen aus dem Morgenlande. Matth. 2, 1-12. Kath. Die Weisen aus dem Morgenlande. Matth. 2, 1-12.			Tageslänge 8 Stunden 1 Minute.			
Sonnt.	6 Hl. 3 Kön., G. Chr.	Eckefried		1.17	11.10	8. 5. 4. 6	
Mont.	7 Isidorus, Lucianus	Geburtstag des Königs v. Bayern	♂ ♃ ♃	2.26	11.33	8. 5. 4. 7	
Dienst.	8 Erhardus, Severin.	Vilmut	☽ ♃ ♃	3.36	n. 12. 3	8. 5. 4. 9	
Mittw.	9 Julianus, Martial.	Gudula	☽ ♃ ♃	4.46	12.43	8. 4. 1.10	
Donn.	10 Samson, Paul, Ag.	Hartmut	☾ ♃ ♃	5.51	1.35	8. 4. 1.11	
Freit.	11 Gerson, Hyginus	Hilde, Had.	☾ 11.45 n.	6.46	2.33	8. 3. 4.12	
Samst.	12 Reinhold, Ernestus	Mildrande	☾ 11.45 n.	7.32	3.56	8. 2. 4.14	
2	F. 1. S. n. Ep. Ev. Der zwölfjährige Jesus. Luk. 2, 41-52. Kath. Der zwölfjährige Jesus. Luk. 2, 41-52.			Tageslänge 8 Stunden 14 Minuten.			
Sonnt.	13 XX. Tag, Hilarius	Dietmar	♂ ♃ 11. ☾ in ☽	8. 7	5.19	8. 2. 4.16	
Mont.	14 Felix, Priester	Walerich	♀ dir.	8.36	6.45	8. 1. 4.17	
Dienst.	15 Maurus, Sabakus	Itha, Warb.	♂ ♀, ☽ ♃, ☾ Per.	8.59	8. 9	8. 0. 4.19	
Mittw.	16 Marcellus, Heinrich	Thusnelde	♂ ♃ ♃	9.20	9.32	8. 0. 4.20	
Donn.	17 Antonius, Ulfried	Ulfried	♂ ♃ ♃	9.41	10.55	7.59 4.22	
Freit.	18 Priska, Wilfriede	Mainrad	☾ 3.35 n.	10. 2	vorm.	7.58 4.23	
Samst.	19 Martha, Sara, Kan.	Wilfried	☾ 3.35 n.	10.24	12.17	7.57 4.25	
3	F. 2. S. n. Ep. Ev. Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11. Kath. Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.			Tageslänge 8 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	20 Fabian u. Sebastian	Geb. des Fürsten zu Wobes	☾ in ♃, ♀ retr.	10.52	1.37	7.56 4.26	
Mont.	21 Agnes, Meinrad	Gibich	☽ ♃ ♃	11.26	2.54	7.55 4.28	
Dienst.	22 Vinzenz, Anastasius	Odram	☽ ♃ ♃	n. 12. 9	4. 5	7.54 4.29	
Mittw.	23 Emerentia, Raim.	Vertram	☽ ♃ ♃	1. 1	5. 6	7.53 4.31	
Donn.	24 Timothens, Erich	Isberga	☽ ♃ ♃	2. 2	5.57	7.52 4.33	
Freit.	25 Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo	☽ ♃ ♃	3. 9	6.37	7.51 4.35	
Samst.	26 Polykarp., Pauline	Theodolinde	☽ 4 dir., ♀ ♃	4.19	7. 7	7.49 4.36	
4	F. Septuag. Ev. Die Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16. Kath. Die Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16.			Tageslänge 8 Stunden 50 Minuten.			
Sonnt.	27 Kais. Geb. Joh. Chryl.	Gotthold	☽ 4.14 u. ♃	5.28	7.32	7.48 4.38	
Mont.	28 Karl, Caroline	Karl	☽ ♃ ♃	6.36	7.52	7.46 4.40	
Dienst.	29 Valer., Mäger, Franz	Rüdiger	☽ ♃ ♃	7.43	8. 9	7.45 4.42	
Mittw.	30 Adelgunde, Martina	Algunde	♂ im Aphel, ☾ ♃.	8.49	8.25	7.44 4.44	
Donn.	31 Virgil, Petrus Nol.	Faramund	♂ ♃ ♃	9.55	8.42	7.42 4.46	

Bis- u. Vektag: 18. in Württemberg.

Dem Augehem
des rohen Drangs der Menge zu entgegen,
hat uns ein Gott den schönsten Part bezeichnet.

Im Hause, wo der Gatte sicher waltet,
da wohnt allein der Friede, den vergebens
im Weiten du, da draußen, suchen magst. Goethe.

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte da-
 hinter. — Morgens Morgenwind, mittags
 Mittagswind, auf Tage schön Wetter wir
 sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot,
 doch Morgenrot bringt Wind und Not. —
 Der Abend rot und weiß das Morgenlicht,
 dann trifft den Wandrer böses Wetter nicht.
 — Auf gut Wetter vertrau, bealunt der Tag
 nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitern Tag
 macht. — Fröhregen entweicht, eh' die Ube
 auf zwölfe zeigt. — Regen in der Frühe gibt
 als gut Zeichen aller Welt. — Wenn kleiner
 Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Letztes Viertel den 5. nachm.
 12 U. 49 M. Trocken.

Neumond den 12. nachm.
 11 U. 35 M. Gelind.

Erstes Viertel den 19. nachm.
 3 U. 38 M. Schön.

Vollmond den 27. vorm.
 4 U. 14 M. Beständig.

1.	
2.	
3.	
4.	
5.	
6.	
7.	
8.	
9.	
10.	
11.	
12.	
13.	
14.	
15.	
16.	
17.	
18.	
19.	
20.	
21.	
22.	
23.	
24.	
25.	
26.	
27.	
28.	
29.	
30.	
31.	

1918. II. Monat.	Februar oder Hornung		C- u. Planetenlauf Witterung nach dem 100 jährigen Kalender	Mond=		Sonnen=	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Freit.	1 Brigitta, Ignatius	Sigebert		n 11. 2	v 8.58	7.40	4.48
Samst.	2 Mariä U., Tichtmes	Hodo, Strut.		vorm.	9.16	7.39	4.50
5	F. Serages. Ev. Das Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15. Kath. Das Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15.			Tageslänge 9 Stunden 14 Minuten.			
Sonnt.	3 Blasius, Hadelin	Hadelin		12.10	9.37	7.37	4.51
Mont.	4 Veronika, Kleophea	Frodobert		1.18	10. 3	7.36	4.53
Dienst.	5 Agatha, Bertolf	Kolant		2.26	10.37	7.34	4.55
Mittw.	6 Dorothea, Alderich	Theodolf		3.31	11.21	7.33	4.56
Donn.	7 Richard, Romuald	Richard		4.30	n 12.18	7.31	4.58
Freit.	8 Salomon, Joh. v. M.	Romuald		5.21	1.27	7.30	5. 0
Samst.	9 Apollonia, Otto	Bertold		6. 1	2.46	7.28	5. 1
6	F. Est. Hrn.=F. Ev. Die Leidensverkündigung. Luf. 18, 31-43. Kath. Vom Blinden am Wege. Luf. 18, 31-43.			Tageslänge 9 Stunden 37 Minuten.			
Sonnt.	10 Scholastika, Wilhelm	Vollbert		6.33	4.11	7.26	5. 3
Mont.	11 Euphrosina, Desider.	Landolt		7. 0	5.39	7.24	5. 5
Dienst.	12 Fastnacht, Eulalia	Pippin		7.23	7. 5	7.22	5. 7
Mittw.	13 Ascherm., Jonas	Walafrid		7.45	8.32	7.21	5. 9
Donn.	14 Valentin, Ildesons	Wilburga		8. 7	9.57	7.19	5.11
Freit.	15 Faustinus, Siegfried	Sigfried		8.29	11.20	7.17	5.12
Samst.	16 Juliana, Ouesimus	Randolt		8.56	vorm.	7.16	5.14
7	F. Invoc. Ev. Die Versuchung Jesu. Matth. 4, 1-11. Kath. Christus wird verucht. Matth. 4, 1-11.			Tageslänge 10 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	17 Donatus, Zintanus	Widgern		9.28	12.41	7.14	5.16
Mont.	18 Simeon, Slavian	Balderich		10. 8	1.55	7.12	5.17
Dienst.	19 Gabinus, Mansuet.	Humbert		10.58	3. 0	7.10	5.19
Mittw.	20 Quat., Eucharius	Elisnde		11.56	3.54	7. 8	5.21
Donn.	21 Felix, Cleonora	Kunimund		n. 1. 1	4.36	7. 6	5.23
Freit.	22 Petri Stuhlfeier	Gosbert		2. 8	5. 9	7. 4	5.25
Samst.	23 Josua, Petrus Dam.	Geb. des Fürst. zu Schambura-Klöve		3.17	5.36	7. 2	5.26
8	F. Remin. Ev. Warnung des Verräters. Matth. 26, 14-25. Kath. Verklärung Christi. Matth. 17, 1-9.			Tageslänge 10 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	24 Matthias, Lentfried	Albrecht		4.25	5.58	7. 0	5.28
Mont.	25 Viktorin, Walburga	Geburtsdag des Königs v. Bätt.		5.32	6.17	6.58	5.29
Dienst.	26 Nestor, Alexander	Wila		6.38	6.33	6.55	5.31
Mittw.	27 Sara, Leander	Waldemar		7.44	6.49	6.53	5.33
Donn.	28 Romanus, Viktor	Angelbert		8.51	7. 5	6.51	5.35
Ruf- u. Betttage: 17. in Bayern u. Württemberg. 22. in Mecklenburg. 27. im Kgr. Sachsen.							
Der Auf- und Untergang von Sonne und Mond ist auf die geographische Breite von Erfurt berechnet und in Ortszeit angegeben. Will man die entsprechende Uhrzeit (M. E. Z.) haben, so muß man den für den betreffenden Ort geltenden Zeitunterschied hinzufügen (siehe die Tabelle S. 28). Alle übrigen Zeitangaben beziehen sich auf mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.).							

Februar

Regenbogen am Morgen, des Dürren Sorgen, Regenbogen am Abend, den Dürren labend. — Wind vom Sinken der Sonn' in mit Regen verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' was gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn er steigend sich erhält, bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel hegen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig war, wird's Wetter in den nächsten Tagen warm u. klar. — Winternebel bringt Tauern bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg das Gelinde. — Des Sinkens nebel's Gewalt macht's Wetter raub u. kalt.



28 Tage.

Letztes Viertel den 4. vorm.
8 U. 52 M. Schön.
Neumond den 11. vorm.
11 U. 4 M. Schnee u. Wind.
Erstes Viertel den 18. vorm.
1 U. 57 M. Kalt.
Vollmond den 25. nachm.
10 U. 34 M. Hell.

1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	
26	
27	
28	

1918. III. Monat.	März oder Lenzmond		C = u. Planetenlauf		Mond-		Sonne-	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Witterung nach dem 100jährigen Kalender		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Freit.	1 Albinus, Donatus	Benno	☿	♀ in ♋	n 9.58	v 7.23	6.49	5.37
Samst.	2 Simplicius, Luise	Herluga	♁	♀ dir.	11. 5	7.43	6.46	5.39
9	F. Oculi. Ev. Petrus gelobt Treue bis in den Tod. Matth. 26, 30-35. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 14-28.				Tageslänge 10 Stunden 57 Minuten.			
Sonnt.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund	☿	☿ ♀, ☿ h	vorm.	8. 7	6.44	5.41
Mont.	4 Adrian, Kasimir	Heimo	♁	☿ ♀, ☿ h neblig	12.11	8.37	6.42	5.43
Dienst.	5 Friedrich, Gusebinus	Walbod	♁	☿ ♀, ☿ ♀	1.17	9.16	6.40	5.44
Mittw.	6 Mittf., Fridolin	Bldegar	♁	☿ ♀, ☿ ♀	2.17	10. 5	6.38	5.46
Donn.	7 Perpetua, Felicitas	Kero, Gero	♁	☿ ♀, ☿ in ♋	3.10	11. 6	6.36	5.47
Freit.	8 Philemon, Joh. v. G.	Manfred	♁	☿ ♀, ☿ in ♋ Regen	3.53	n 12.19	6.34	5.49
Samst.	9 Franziska, Cyrillus	Hedio	♁	☿ ♀, ☿ in ♋ und	4.28	1.39	6.32	5.51
10	F. Matere. Ev. Jesus in Gethsemane. Matth. 26, 36-46. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.				Tageslänge 11 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	10 Alexander, 40 Ritter	Wielant	♁	☿ ♀, ☿ h Schnee	4.58	3. 3	6.30	5.53
Mont.	11 Rosina, Gulogius	Wittekind	♁	☿ ♀, ☿ h im gr. Glanz	5.22	4.30	6.28	5.55
Dienst.	12 Gregor, Theophanes	Asbrant	♁	☿ ♀, ☿ h Per.	5.45	5.57	6.26	5.56
Mittw.	13 Euphrasia, Nicephor.	Giselher	♁	☿ ♀, ☿ h	6. 7	7.25	6.24	5.58
Donn.	14 Zacharias, Mathilde	Rechtild	♁	☿ ♀, ☿ h wird Abendstern	6.29	8.51	6.21	5.59
Freit.	15 Christoph, Longinus	Lothar, Roth.	♁	☿ ♀, ☿ h auf-	6.56	10.17	6.19	6. 1
Samst.	16 Heribert, Henriette	Heribert	♁	☿ ♀, ☿ h	7.28	11.37	6.17	6. 2
11	F. Jud., Konf. = C. Ev. Wer mich bekennet v. d. Menschen. Matth. 10, 32-33. Kath. Juden wollen Jesus steinigen. Joh. 8, 46-59.				Tageslänge 11 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrud	♁	☿ ♀, ☿ h in ♋	8.06	vorm.	6.15	6. 4
Mont.	18 Gabriel, Anselm	Anselm	♁	☿ ♀, ☿ h heiternd	8.54	12.48	6.12	6. 6
Dienst.	19 Joseph, Nährvater	Jugunde	♁	☿ ♀, ☿ h	9.50	1.47	6. 9	6. 8
Mittw.	20 Emanuel, Joachim	Geb. des Fürsten Heinr. a. L.	♁	☿ ♀, ☿ h	10.53	2.34	6. 7	6. 9
Donn.	21 Benedikt, Clementia	Kelinde	♁	☿ ♀, ☿ h Tag u. Nacht gl. Freundst.	n 12.1	3.11	6. 5	6.11
Freit.	22 7 Sch. M., Kasimir	Imideo	♁	☿ ♀, ☿ h 19. Ci. Schön	1. 9	3.40	6. 2	6.13
Samst.	23 Viktorian, Eberhard	Eüdiger	♁	☿ ♀, ☿ h in ♋	2.17	4. 3	6. 0	6.15
12	F. Palmtag. Ev. Jesus vor dem Hohenpriester. Matth. 26, 57-68. Kath. Leidensgeschichte Jesu. Matth. 26, 2-27, 66.				Tageslänge 12 Stunden 19 Minuten.			
Sonnt.	24 Gabriel, Pignenius	Lieberga	♁	☿ ♀, ☿ h 19. ♀ * ♀	3.24	4.22	5.58	6.17
Mont.	25 Maria Verkündig.	Komilda	♁	☿ ♀, ☿ h ♀ Δ ☿	4.30	4.40	5.56	6.18
Dienst.	26 Tuderus, Olympia	Guntram	♁	☿ ♀, ☿ h ♀ Δ ☿	5.35	4.56	5.54	6.19
Mittw.	27 Ruprecht, Lydia	Berengar	♁	☿ ♀, ☿ h 4.33 n.	6.41	5.13	5.52	6.21
Donn.	28 Gründonn., Priskus	Wilhelm	♁	☿ ♀, ☿ h Perihel, ♀ * ☿	7.48	5.30	5.50	6.22
Freit.	29 Karfreitag, Eustach.	Marbod	♁	☿ ♀, ☿ h ♀ Δ ☿ fro-	8.55	5.49	5.47	6.24
Samst.	30 Guido, Quirinus	Wido, Udo	♁	☿ ♀, ☿ h	10. 2	6.13	5.45	6.26
13	F. Osterfest. Ev. Die Auferstehung des Herrn. Mark. 16, 1-8. Kath. Auferstehung Christi. Mark. 16, 1-8.				Tageslänge 12 Stunden 45 Minuten.			
Sonnt.	31 Balbina, Kornelia	Kovena	♁		11. 7	6.41	5.43	6.28

Wuf: u. Wetter: 1. in Waldeck u. Rhemont. 15. in Württemberg. 21. in Hessen. -
29. in Mecklenburg und in Neuf a. L.

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und viele Spreu. — Viel Schnecken und der Fenz entfernt, läßt zurück uns reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu sein, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn und ein Tag Regen gleicht aus in Niedrig und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben längstem Sommer die Frucht genommen. — Steifen Blätter an den Eichen schon vor Mai sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirschen erst, auch Vöggen im Pflügen dann was N. des ist.



31 Tage.

Lehtes Viertel den 6. vorm.
 1 U. 43 M. Nebblig.
 Neumond den 12. nachm.
 8 U. 52 M. Kalt.
 Erstes Viertel den 19. nachm.
 2 U. 30 M. Hell.
 Vollmond den 27. nachm.
 4 U. 33 M. Frostig.

1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	
26	
27	
28	
29	
30	
31	

1918. IV.	April oder Ostermond		C- u. Planetenlauf		Mond-		Sonnens-	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Witterung nach dem 100 jährigen Kalender		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Mont.	1 2. Osterfest, Hugo	Geb. des Herzogs von Sachl.-Wein.	☽ ♀, ☽ ♀ frostig		vorm. v. 7.17	5.40	6.29	
Dienst.	2 Theodosia, Frz. v. P.	Roderich	☾, ☽ ♀ in ♀		12. 8	8. 2	5.38	6.30
Mittw.	3 Richard, Reinhard	Chrimhild	☽ * ♀, ☽ i. ♀		1. 2	8.58	5.36	6.32
Donn.	4 Ambrosius, Sidor	Walheide	☽ * ♀, ☽ * ♀		1.48	10. 5	5.34	6.34
Freit.	5 Emilie, Vinzenz Jer.	Ortlieb	☽ ♀ in ♀		2.26	11.18	5.32	6.36
Samst.	6 Colesin, Sirtus	Waltrut	☽ ♀ 2. ♀ ♀		2.56	n12 37	5.30	6.38
14	F. Quasim.	Ev. Erscheinung des Auferstandenen. Joh. 20, 24—29. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19—31.			Tageslänge 13 Stunden 11 Minuten.			
Sonnt.	7 Hermann, Ggesipp.	Amelgart	☽ Abendstern in größter Ausweitung		3.22	2. 0	5.28	6.39
Mont.	8 Amandus, Anaklet.	Gotelinde	☽ ♀, ☽ ♀ klar		3.44	3.24	5.26	6.41
Dienst.	9 Sibylla, Mar. Kleoph	Geb. des Großh. v. Neustadt. Schw.	☽ ♀ h dir.		4. 6	4.49	5.23	6.42
Mittw.	10 Ezechiel, Daniel	Allmann	☽ Per.		4.29	6.16	5.21	6.44
Donn.	11 Leo, Papst	Godebert	☽ ♀ v. 5.34		4.54	7.43	5.18	6.45
Freit.	12 Julius, Zeno	Wigold	☽ ♀, ☽ h		5.23	9. 9	5.16	6.47
Samst.	13 Iulianus, Hermeng.	Aduna	☽ ♀ ♀		5.59	10.26	5.14	6.48
15	F. Misser.	Ev. Der gute Hirte. Joh. 10, 11—16. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16.			Tageslänge 13 Stunden 38 Minuten.			
Sonnt.	14 Tiburtius, Tiberius	Erudobert	☽ ♀, ☽ ♀ ♀ ♀ ♀		6.45	11.33	5.12	6.50
Mont.	15 Anastasia, Kreszenz.	Albio	☽ ♀, ☽ ♀ in ♀		7.39	vorm. 5.10	6.52	
Dienst.	16 Aaron, Paternus	Brigith	☽ retr., ♀ dir.		8.42	12.28	5. 8	6.54
Mittw.	17 Rudolf, Anicetus	Rudolf	☽ ♀ * ♀ gelind		9.49	1. 9	6.55	6.55
Donn.	18 Ulmann, Eduard	Edwart	☽ ♀ v. 5.7		10.58	1.42	5. 4	6.57
Freit.	19 Werner, Leo	Werner	☽ h		n12 7	2. 7	5. 2	6.58
Samst.	20 Vermogen, Sulpit.	Hermann	☽ in ♀		1.14	2.27	5. 0	7. 0
16	F. Jubilate.	Ev. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—15. Kath. Über ein kleines werd. ihr mich nicht sehen. Joh. 16, 16—23.			Tageslänge 14 Stunden 4 Minuten.			
Sonnt.	21 Anselm, Adolar	Welf	☽ ♀ Morgenstern in gr. Ausweitung		2.20	2.45	4.58	7. 2
Mont.	22 Soterus u. Fajus	Erchenwallt	☽ ♀, ☽ ♀ i. ♀		3.26	3. 2	4.55	7. 3
Dienst.	23 Georg, Adalbert	Klodio	☽ ♀ ♀ ♀ ♀		4.32	3.19	4.53	7. 5
Mittw.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht	☽ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀		5.39	3.36	4.51	7. 6
Donn.	25 Markus, Erwin	Sigmar	☽ ♀ dir. rauh		6.45	3.55	4.49	7. 8
Freit.	26 Kletus, Marcellin	Gambriu	☽ ♀ v. 9.5		7.53	4.17	4.47	7. 9
Samst.	27 Anastasius, Zitta	Udalinde	☽ h ♀ w. Morgst.		9. 0	4.45	4.46	7.11
17	F. Cantate.	Ev. Eure Traurigkeit soll in Freude u. Joh. 16, 16—23. Kath. Christus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5—14.			Tageslänge 14 Stunden 29 Minuten.			
Sonnt.	28 Vitalis, Prudentz	Helise, Else	☽ h ♀ schön		10. 2	5.18	4.44	7.13
Mont.	29 Petrus, Mart., Rob.	Wolfsart	☽ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀		10.58	6. 0	4.42	7.15
Dienst.	30 Quirinus, Kathar.	Rudibert	☽ ♀ ♀ i. ♀ ♀ i. ♀		11.46	6.53	4.40	7.16
Buß- u. Betttag: 12. in Württemberg.								
Es ist ein Vortheil des Altwerdens, daß man gegen Haß, Beleidigungen, Verleumdungen gleichgültig wird, während die Empfänglichkeit für Liebe und Wohlwollen stärker wird.					Ermahnen ist besser, als scheitern. Neues ist sanft und freundlich, dieses hart und rücksichtslos; jenes sucht die Fehlenden zu bessern, dieses aber nur zu überführen. Epiktet.			

April

30 Tage.

Salten Bier' und Weid' ihr Wipfellaub
 lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühljahr
 im Gange. — Viel Buchnüsse und Eicheln.
 dann wird euch der Winter nicht schmeicheln.
 — An schönen Herbst und gelinden Winter
 glaubt, werden die Bäume schon im Sep-
 tember entlaubt; doch bleibt das Laub bis
 zum November hinein, wird strenger Winter
 sein kürzer sein. — Wenn am Schlehborn
 vor Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
 Regen vor Jacobi empfängt. — Um Heu
 und Korn wird schlimmer es stehn, je später
 wir Blüten am Schlehborn sehn. — Viel
 Hopfen, viel Korn, viel Speiß' und Trank
 und Gitt dem Herrn verdoppelt den Dank!



Letztes Viertel den 4. nachm.
 2 U. 33 M. Frostig.
 Neumond den 11. vorm.
 5 U. 34 M. Hell.
 Erstes Viertel den 18. vorm.
 5 U. 7 M. Gelind.
 Vollmond den 26. vorm.
 9 U. 5 M. Schön.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1913. V.	Mai oder Wonnemond		C = u. Planetenlauf Witterung nach dem 100 jährigen Kalender	Mond =		Sonnen =	
	Monat.	Evang. u. Katholisch		Deutsch	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.
Mittw.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg		vorm.	7. 56	4.38	7.18
Donn.	2 Athanasius, Sigm.	Attala		12.25	9. 8	4.36	7.19
Freit.	3 † Auffindung	Triso, Wilb.		12.57	10.24	4.34	7.21
Samst.	4 Monika, Florian	Wolfshelm		1.24	11.41	4.32	7.22
18	F. Rogate.	Ev. Das Gebet im Namen Jesu. Joh. 16, 23-30. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.		Tageslänge 14 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart		1.47	n. 1. 2	4.31	7.24
Mont.	6 Johann v. der Pforte	Kunihilde		2. 8	2.23	4.29	7.25
Dienst.	7 Gottfried, Stanisl.	Gotfried		2.30	3.47	4.28	7.27
Mittw.	8 Michaels Erschein.	Uwald		2.52	5.12	4.26	7.29
Donn.	9 Christi Himmelfahrt	Emma		3.19	6.37	4.24	7.30
Freit.	10 Gordian, Anton	Hulda		3.52	7.59	4.22	7.32
Samst.	11 Erich, Luise, Adolf	Erich, Gundo		4.32	9.12	4.20	7.34
19	F. Erandi.	Ev. Der Haß der Welt. Joh. 15, 26-16, 4. Kath. Zeugnis des heiligen Geistes. Joh. 15, 26-16, 4.		Tageslänge 15 Stunden 17 Minuten.			
Sonnt.	12 Pankratus, Wibert	Liebhilde		5.23	10.14	4.18	7.35
Mont.	13 Servatius, Emilie	Wiborade		6.25	11. 2	4.17	7.37
Dienst.	14 Bonifazius, Epiph.	Hildeburg		7.32	11.39	4.15	7.38
Mittw.	15 Sophie, Torquatus	Imhilde		8.43	vorm.	4.14	7.40
Donn.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Landila		9.52	12. 8	4.13	7.42
Freit.	17 Bruno, Uwald	Bruno		11. 1	12.31	4.11	7.43
Samst.	18 Christhona, Benant.	Friedlinde		n 12. 8	12.51	4.10	7.44
20	F. Pfingstf.	Ev. Der heilige Geist unser Tröster. Joh. 14, 23-29. Kath. Sendung des heiligen Geistes. Joh. 14, 23-31.		Tageslänge 15 Stunden 37 Minuten.			
Sonnt.	19 Potentia, Peter Cöl.	Hildrun		1.14	1. 8	4. 8	7.45
Mont.	20 2. Pfingstf., Christian	Gudrun		2.20	1.24	4. 7	7.47
Dienst.	21 Konstantin, Prudenç	Helmutraut		3.26	1.41	4. 5	7.48
Mittw.	22 Anat., Helena, Julia	Isanthe		4.33	2. 0	4. 4	7.49
Donn.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva		5.40	2.21	4. 3	7.51
Freit.	24 Johanna, Esther	Herlinde		6.48	2.46	4. 2	7.52
Samst.	25 Urban, Gregor	Geb. des Königs von Sachsen.		7.53	3.18	4. 1	7.53
21	F. Dreifalt.	Ev. Die Wiedergeburt. Joh. 3, 1-4 u. 5-15. Kath. Christus befehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.		Tageslänge 15 Stunden 54 Minuten.			
Sonnt.	26 Philipp Alexi, Cleuth.	Goderich		8.52	3.58	4. 0	7.54
Mont.	27 Eutrop, Beda	Tudolf		9.44	4.48	3.59	7.55
Dienst.	28 Wilhelm, German	Alnoberst		10.25	5.49	3.58	7.57
Mittw.	29 Maximin, Theodos.	Amelung		11. 0	6.58	3.57	7.58
Donn.	30 Fronleichn., Felix I.	Geb. des Fürsten zur Elbe.		11.28	8.13	3.56	7.59
Freit.	31 Kreszenzia, Petron.	Katwald		11.52	9.31	3.55	8. 0

Suß- u. Pettag: 10. in Württemberg.

Die weibliche Natur ist wie das Meer; es gibt dem leiseren, schwächsten Drucke nach und trägt doch die schwersten Lasten.
Nasimus Nielsen.

Was auch eine Mutter ihrer Tochter sagen mag, es wird durch das wieder aufgelöst, was die Tochter sie im Widerspruche damit tun sieht.

Maï

31 Tage.

Lassen die Frosche sich hören mit Knarren,
 wirft du nicht lange auf Regen harren. —
 Wenn der Froschlaich im Pflanz tief im Wasser
 war, auf trocknen Sommer deutet das; liegt
 er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der
 Sommer besonders naß. — Wenn Johannis-
 würmchen schön leuchten und glänzen, kommt
 Wetter zur Lust und im Freien zu Längen;
 verbirgt sich das Tierchen bis Johanni und
 weiter, wird 's Wetter einstweilen nicht warm
 und nicht helter. — Wenn Spinnen fleißig
 weben im Freien, läßt sich dauernd schön
 Wetter prophezeien; weben sie nicht, wird 's
 Wetter sich wenden, geschleht's bei Regen,
 wird bald er enden.



Letztes Viertel den 3. nachm.
 11 U. 26 M. Kühl.
 Neumond den 10. nachm.
 2 U. 1 M. Trüb.
 Erstes Viertel den 17. nachm.
 9 U. 14 M. Frostig.
 Vollmond den 25. nachm.
 11 U. 32 M. Schön.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1918. VI.	Juni oder Brachmond		C = n. Planetenlauf		Mond =		Sonnen =			
	Monat.	Evangeliſch u. Katholiſch	Deutſch	Witterung nach dem 100 jährigen Kalender		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
Samſt.	1	Fortunatus, Mikod.	Kuno, Wolo	☾	♂ + ☉	trüb	vorm.	10.49	3.54	8.1
22	F. 1. S. n. Dr.	Ev. Der reiche und der arme Mann. Luk. 16, 19-31. Kath. Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16-24.				Tageſlänge 16 Stunden 9 Minuten.				
Sonnt.	2	Eugen, Erasmus	Sindolf	☾	♂ ☉ ☿ ♀	retr.	12.13	11.29	3.53	8.2
Mont.	3	Oliva, Klothilde	Klothilde	☾	♂ ☉ ☿ ♀	in	12.33	1.29	3.52	8.3
Dienſt.	4	Anirin, Karpafius	Uta, Walg.	☾	♂ ☉ ☿ ♀		12.55	2.51	3.52	8.4
Mittw.	5	Bonifazius, Winfr.	Winfried	☾	♂ ☉ ☿ ♀	Per. 7.	1.20	4.14	3.51	8.5
Donn.	6	Norbert, Benigna	Norbert	☾	♂ ☉ ☿ ♀	h	1.49	5.35	3.51	8.6
Freit.	7	Robert, Sebastian	Chorismund	☾	♂ ☉ ☿ ♀	auf=	2.24	6.51	3.50	8.7
Samſt.	8	Medardus	Wittich	☾	♂ ☉ ☿ ♀	11.3 u. nächt. bore	3.10	7.58	3.50	8.8
23	F. 2. S. n. Dr.	Ev. Das große Abendmahl. Luk. 14, 16-24. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1-10.				Tageſlänge 16 Stunden 19 Minuten.				
Sonnt.	9	Kolumbus, Primus	Luitgard	☾	♂ ☉ ☿ ♀	hei=	4.6	8.53	3.49	8.8
Mont.	10	Margareta, Königin	Geb. des Großh. v. Sach.-Weim.-Eif.	☾	♂ ☉ ☿ ♀	ternd	5.11	9.35	3.48	8.9
Dienſt.	11	Barnabas, Iduna	Iduna	☾	♂ ☉ ☿ ♀		6.22	10.7	3.48	8.10
Mittw.	12	Basilides, Dmuphr.	Harduin	☾	♂ ☉ ☿ ♀		7.34	10.34	3.47	8.11
Donn.	13	Anton von Padua	Nordhild	☾	♂ ☉ ☿ ♀	h	8.45	10.55	3.47	8.12
Freit.	14	Basilius, Glifäus	Manna	☾	♂ ☉ ☿ ♀	ſchön	9.54	11.18	3.47	8.13
Samſt.	15	Vitus, Modestus	Bofo	☾	♂ ☉ ☿ ♀		11.0	11.30	3.47	8.13
24	F. 3. S. n. Dr.	Ev. Die ſuchende und rettende Liebe. Luk. 15, 1-10. Kath. Berufung Petri. Luk. 5, 1-11.				Tageſlänge 16 Stunden 27 Minuten.				
Sonnt.	16	Juſtina, Ludgard	Volker	☾	♂ ☉ ☿ ♀	warm	11.2.6	11.47	3.47	8.14
Mont.	17	Hortensia, Rainer	Geb. des Großh. v. Mecklenb.-Strelitz	☾	♂ ☉ ☿ ♀	h	1.12	vorm.	3.47	8.14
Dienſt.	18	Marcellus, Arnulf	Arnulf	☾	♂ ☉ ☿ ♀	16.	2.19	12.4	3.47	8.15
Mittw.	19	Gerhard, Gervafius	Gerhart	☾	♂ ☉ ☿ ♀	22.	3.26	12.24	3.47	8.16
Donn.	20	Sylverius, Regina	Alalinde	☾	♂ ☉ ☿ ♀		4.33	12.47	3.47	8.16
Freit.	21	Albanus, Moijins	Chloſinde	☾	♂ ☉ ☿ ♀	be=	5.40	1.16	3.46	8.16
Samſt.	22	Paulin, 10 000 Ritt.	Similde	☾	♂ ☉ ☿ ♀	in	6.42	1.52	3.46	8.17
25	F. 4. S. n. Dr.	Ev. Vom Splitter und Ballen. Luk. 6, 36-42. Kath. Der Pharifäer Gerechtigfeit. Matth. 5, 20-24.				Tageſlänge 16 Stunden 31 Minuten.				
Sonnt.	23	Edeltrud, Agrippina	Edeltrud	☾	♂ ☉ ☿ ♀	i.	7.37	2.38	3.46	8.17
Mont.	24	Johannes d. E. Geb.	Reintraul	☾	♂ ☉ ☿ ♀		8.24	3.37	3.47	8.17
Dienſt.	25	Eulogius, Proſper	Eberhart	☾	♂ ☉ ☿ ♀	in	9.1	4.45	3.48	8.17
Mittw.	26	Joh. Paul, Jeremias	Rotruda	☾	♂ ☉ ☿ ♀	Abendſt.	9.31	6.0	3.48	8.17
Donn.	27	7 Schläfer, Ladisl.	Gumilde	☾	♂ ☉ ☿ ♀		9.57	7.18	3.49	8.17
Freit.	28	Benjamin, Leo II.	Iduberga	☾	♂ ☉ ☿ ♀	23. Ci.	10.19	8.38	3.49	8.16
Samſt.	29	Petrus, Paulus	Edburga	☾	♂ ☉ ☿ ♀	25. dig	10.40	9.58	3.50	8.16
26	F. 5. S. n. Dr.	Ev. Nahrung des Petrus. Luk. 5, 1-11. Kath. Jeſus weiſt 4000 Mann. Marc. 8, 1-9.				Tageſlänge 16 Stunden 26 Minuten.				
Sonnt.	30	Lucina, Pauli Geb.	Udwin	☾	♂ ☉ ☿ ♀		11.1	11.18	3.50	8.16
Auf = n. Bettage: 7. in Württemberg. 30. in Mecklenburg-Schwerin.										
Lieb dein Kind mit Geduld, dann hat es Sonne.					Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens.					

Junii

30 Tage.

Eine Eifer allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch fliegt das Eihernpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Grasmäde, eh' treiben die Nebel, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Sieht die Lerche hoch, singt lange hoch oben, habt bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags trägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nach, brinnt auf Naß dem Winter nach.



5. Letztes Viertel den 2. vorm.
 11. u. 20. M. Trüb.
 11. Neumond den 8. nachm.
 11. u. 3. M. Aufheiternd.
 2. Erstes Viertel den 16. nachm.
 11. u. 11. M. Schön.
 11. Vollmond den 24. vorm.
 11. u. 38. M. Beständig.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1918. VII.	Juli oder Heumond		C = u. Planetenlauf Witterung nach dem 100 jährigen Kalender	Mond =		Sonnen =	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Mont.	1 Theobald, Simeon	Theobald		11.21	12.33	3.51	8.16
Dienst.	2 Mariä Heims., Otto	Otto, Otthild		11.51	1.59	3.51	8.16
Mittw.	3 Kornelius, Gulgus	Hagen		vorm.	3.19	3.52	8.15
Donn.	4 Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich		12.23	4.36	3.52	8.15
Freit.	5 Wendelin, Zoe	Wendelin		1. 3	5.45	3.53	8.15
Samst.	6 Esajas, Dominika	Herrich		1.54	6.43	3.54	8.14
27	F. 6. S. n. Dr. Ev. Es sei denn eure Gerechtigkeit besser. Matth. 5, 20-23. Kath. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.			Tageslänge 16 Stunden 19 Minuten.			
Sonnt.	7 Wilibald, Joachim	Karlmann		2.55	7.30	3.55	8.14
Mont.	8 Kilian, Elisabeth	Hans		4. 3	8. 6	3.55	8.13
Dienst.	9 Geburtstag des Großh. v. Baden			5.15	8.34	3.56	8.12
Mittw.	10 7 Brüder, Rufina	Gunzo		6.26	8.57	3.57	8.11
Donn.	11 Kadel, Pius I.	Hanno		7.36	9.17	3.59	8.11
Freit.	12 Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto		8.45	9.36	4. 0	8.10
Samst.	13 Heinrich, Anaklet	Heinrich		9.52	9.52	4. 1	8. 9
28	F. 7. S. n. Dr. Ev. Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein. Matth. 5, 33-37. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16, 1-9.			Tageslänge 16 Stunden 6 Minuten.			
Sonnt.	14 Alfred, Bonavent.	Centobert		10.57	10. 9	4. 2	8. 8
Mont.	15 Ap. Paul., A. Heinrich	Hildebrand		11.23	10.28	4. 3	8. 8
Dienst.	16 Ruth, Faustus	Heilwig		1.10	10.50	4. 4	8. 7
Mittw.	17 Alexius, Artur	Fromund		2.17	11.15	4. 5	8. 6
Donn.	18 Maternus, Rufina	Egenolf		3.23	11.47	4. 6	8. 4
Freit.	19 Rosina, Vinzenz v. B.	Geb. des Herzogs v. S. Kob.-Gotha.		4.26	vorm.	4. 7	8. 3
Samst.	20 Margareta, Arnold	Arnold		5.25	12.30	4. 9	8. 2
29	F. 8. S. n. Dr. Ev. Seht euch vor vor den falschen zc. Matth. 7, 15-23. Kath. Jesus meint über Jerusalem. Luk. 19, 41-47.			Tageslänge 15 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	21 Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo		6.15	1.21	4.10	8. 1
Mont.	22 Maria Magdalena	Alberich		6.58	2.25	4.11	8. 0
Dienst.	23 Apollinaris, Libor.	Hernig		7.32	3.39	4.13	7.59
Mittw.	24 Christina, Bernhard	Emich		8. 0	4.58	4.14	7.58
Donn.	25 Jakob, Christoph	Hildebert		8.24	6.19	4.15	7.57
Freit.	26 Anna, Polybins	Sigelinde		8.46	7.41	4.16	7.55
Samst.	27 Pantaleon, Martha	Ruthart		9. 8	9. 3	4.18	7.54
30	F. 9. S. n. Dr. Ev. Das Bekenntnis des Petrus. Matth. 16, 13-20. Kath. Vom Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9-14.			Tageslänge 15 Stunden 33 Minuten.			
Sonnt.	28 Nazarius, Celsus	Mangold		9.31	10.26	4.19	7.52
Mont.	29 Beatrix, Martha	Egbert		9.56	11.47	4.20	7.50
Dienst.	30 Jakobea, Abdon	Gerold		10.26	n. 1. 7	4.21	7.49
Mittw.	31 German, Ignaz v. L.	Friedegar		11. 4	2.24	4.23	7.48

Vog- u. Vettage: 5. in Württemberg. 14. in Mecklenburg-Strelitz.

Der Reiz des Familienlebens ist das beste Gegengift gegen den Verfall der Sitten.

Neue Freunde zu erhalten, brechet niemals mit den alten. Sprichwort.

Julii

31 Tage.

Dampf das Strohbach nach Gewitter-
 regen, kehrt 's Gewitter wieder auf andern
 Regen. — Dem Sommer sind Donnerwetter
 nicht Schande, sie nähren der Luft und dem
 Lande. — Merkt, daß heran Gewitter zieh',
 schnappt auf der Weid' nach Luft das
 Vieh; auch wenn's die Nasen aufwärts streckt
 und in die Höh' die Schwänze reckt. — Gibt
 Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald
 Regen und Wind uns nicht verschont. —
 Sommers Höhenrauch in Menge ist Vor-
 bote von großer Winterstrenge. — Sind
 abends über Wief' und Fluß Nebel zu
 schauen, wird die Luft schon anhaltend Wetter
 brauen.



Letztes Viertel den 1. vorm.
 9 U. 43 M. Heiß.
 Neumond den 8. vorm.
 9 U. 22 M. Gewitterhaft.
 Erstes Viertel den 16. vorm.
 7 U. 24 M. Trieb.
 Vollmond den 23. nachm.
 9 U. 35 M. Regnerisch.
 Letztes Viertel den 30. nachm.
 2 U. 14 M. Aufheiternd.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

August

Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er
 forget gern fürs längste Gras. — Ist's
 in der ersten Augustwoche heiß, bleibt der
 Winter lange weiß. — Im August Wind
 aus Nord jagt Unbeständigkeit fort. —
 Meltau im August ist sehr ungesund, un-
 gereinigt Obst bring nicht in den Mund.
 — Wenn der Acker lange nach Johanni
 schreit, so ruhet er die teure Zeit. — Sind
 Laurentius und Bartholomäus schön, ist
 guter Herbst vorauszusehn. — Schön Wetter
 zu Maria Himmelfahrt verkündet Wein
 von bester Art. — Wenn großblumig wir
 viele Disteln erblicken, will Gott gar guten
 Herbst uns schicken.



31 Tage.

Neumond den 6. nachm.
 9 U. 29 M. Schön.

Erstes Viertel den 15. vorm.
 12 U. 16 M. Heiß.

Vollmond den 22. vorm.
 6 U. 2 M. Beständig.

Letztes Viertel den 28. nachm.
 8 U. 27 M. Schön.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1918. IX. Monat.	September oder Herbstmond		C = u. Planetenlauf		Mond =		Sonnen =	
	Evangetisch u. Katholisch	Deutsch	Witterung nach dem 100 jährigen Kalender		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
35	F. 14. S. u. Dr.	Ev. Die Dankbarkeit. Lut. 17, 11—19. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Lut. 7, 11—16.			Tageslänge 13 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	1 Verena, Egidius	Merlinda		schön	v 12 51	n. 4 40	5.13	6.47
Mont.	2 Veronika, Stephan	Wannig		♀ w. Morgst.	1.59	5. 6	5.14	6.44
Dienst.	3 Theodosius, Euphem.	Sido		♂ ♀ h ♄ * ☉	3. 9	5.28	5.16	6.42
Mittw.	4 Esther, Rosalia	Wangio		(♄ * ♀)	4.18	5.47	5.17	6.40
Donn.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold		11.44 v. ♀	5.26	6. 5	5.19	6.38
Freit.	6 Zacharias, Magnus	Hachö		♂ * ☉, ♀ □ ♀	6.32	6.23	5.20	6.36
Samst.	7 Regina, Altmund	Alkmund		5. ♀ ♀ h neblig	7.38	6.41	5.22	6.34
36	F. 15. S. u. Dr.	Ev. Gottes- und Weltdienst. Matth. 6, 24—34. Kath. Vom Wasserflüchtigen. Lut. 14, 1—11.			Tageslänge 13 Stunden 7 Minuten.			
Sonnt.	8 Mariä Geburt	Chnodomar		♄ ♀ ♀ ♀ ☉ ♄	8.43	7. 0	5.24	6.31
Mont.	9 Gorgonius, Bruno	Vadomar		♂ △ ♄	9.49	7.22	5.26	6.29
Dienst.	10 Othgerus, Nikol. v. L.	Otger		♂ ♀ auf=	10.54	7.50	5.27	6.27
Mittw.	11 Felix, Regula, Hyaz.	Ingomar		♄ h ♀ dir. hei=	11.57	8.22	5.28	6.25
Donn.	12 Syrus, Guido, Otil.	Angila		☉ ♀, ♀ ♀ ternd	n 12 58	9. 4	5.30	6.22
Freit.	13 Hektor, Amat., Mat.	Chusinde		4.2 n. ☾ ☉ im ♄	1.54	9.56	5.31	6.20
Samst.	14 † Erhöhung, Cypr.	Malorich		12. ♀ in ☉	2.41	10.56	5.33	6.18
37	F. 16. S. u. Dr.	Ev. Jesus, die Auferstehung etc. Lut. 7, 11—17. Kath. Das vornehmste Gebot. Matth. 22, 34—46.			Tageslänge 12 Stunden 42 Minuten.			
Sonnt.	15 Nikodemus, Roger	Eummelich		♄ ♀ ♀ in ♄	3.22	vorn.	5.34	6.16
Mont.	16 Kornelius, Roland	Lambrecht		♀ ♄ ♄ (♄ ♀ ♀)	3.55	12. 6	5.35	6.13
Dienst.	17 Lambert, Franz	Lidwina		♄ ♀ klar	4.23	1.23	5.37	6.11
Mittw.	18 Quat., Richard, Titus	Cheoderich		♄ h ♀ Morgenst. t. größt. Ausweichung	4.48	2.44	5.39	6. 9
Donn.	19 Januarius, Konst.	Markolf		☉ ♀ ♀, ♀ ♀	5.12	4. 7	5.41	6. 7
Freit.	20 Tobias, Eustachius	Uring		2.1 n. ♀ Perihel	5.36	5.33	5.42	6. 4
Samst.	21 Matthäus, Evang.	Fandolin		♄ ♄, ☉ Per.	6. 0	6.59	5.44	6. 2
38	F. 17. S. u. Dr.	Ev. Liebe und Demut. Lut. 14, 1—11. Kath. Vom Sichtbrüchigen. Matth. 9, 1—9.			Tageslänge 12 Stunden 15 Minuten.			
Sonnt.	22 Moriz, Emerita	Frida		♄ * ♄, ♀ * ♄	6.29	8.25	5.45	6. 0
Mont.	23 Chekla, Linus	Ruprecht		♄ in ♄, ♄ ♄ Tag und Nacht gleich, Gestirn	7. 4	9.49	5.46	5.58
Dienst.	24 Gerhard, Mar. v. M.	Adelhart		♄ ♀, ♀ h	7.45	11. 9	5.48	5.56
Mittw.	25 Kleophas, Jof. v. G.	Friedebert		♄ in ♄ ♀ ♀ ♀	8.37	n 12.20	5.49	5.54
Donn.	26 Cyprian, Justina	Amalaberga		☉ ♀, ♀ ♀	9.37	1.18	5.51	5.52
Freit.	27 Kosmas u. Damian	Audomar		5.3 v. ♀ trüb	10.43	2. 4	5.53	5.50
Samst.	28 Wenzeslaus, Adalr.	Irnfried		♄ ♄	11.52	2.41	5.54	5.47
39	F. 18. S. u. Dr.	Ev. Glaube und Liebe. Matth. 22, 34—46. Kath. Von der königl. Hochzeit. Matth. 22, 1—14.			Tageslänge 11 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	29 Michael, Marich	Armgart		Regen	vorn.	3.10	5.56	5.45
Mont.	30 Ursus, Hier., Soph.	Audung		♄ ♀ h, ♀ ♀	1. 2	3.33	5.58	5.43
Wuß- u. Bettage: 15. Eidgenössi. Betttag. 27. in Württemberg. Erntefest: 29. in Nassau.								
Die Hoffnung auf Genuß ist fast so süß als schon erfüllte Hoffnung.			Shakespeare.			Alle Gründe der Männer wiegen nicht ein richtiges Gefühl der Frauen an Wert auf.		

September

September-Gewitter sind Vorläufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten sind Wetter wir. — In vielem Herbstesnebel seh' ein Zeichen von viel Winterschnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Gichtleber der Galle zu breit, vorn spig, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Bläst Jakobus weiße Wölkchen in die Höh', sind's Winterblüten zu vielem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



30 Tage.

Neumond den 5. vorm.
11 U. 44 M. Neblig.
Erstes Viertel den 13. nachm.
4 U. 2 M. Schön.
Vollmond den 20. nachm.
2 U. 1 M. Warm.
Letztes Viertel den 27. vorm.
5 U. 39 M. Trüb.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1918. X. Monat.	Oktober oder Weinmond		C-u. Planetenlauf Witterung nach dem 100 jährigen Kalender	Mond-		Sonnen-	
	Evangetisch u. Katholisch	Deutsch		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Dienst.	1 Remigius, Julia	Volkmar		2. 21	n. 3. 54	6. 0	5. 41
Mittw.	2 Teodegar, Theophil	Athelm		3. 18	4. 12	6. 1	5. 38
Donn.	3 Fairus, Candidus	Alapold		4. 23	4. 29	6. 3	5. 36
Freit.	4 Franz v. A., Edwin	Franz		5. 28	4. 47	6. 4	5. 33
Samst.	5 Plazidus, Flavia	Hellmut		6. 34	5. 7	6. 6	5. 31
40	F. 19. S. n. Dr.	Ev. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1-8. Kath. Sohn des königlichen Beamten. Joh. 4, 46-53.		Tageslänge 11 Stunden 22 Minuten.			
Sonnt.	6 Angela, Bruno	Lodemar		7. 40	5. 28	6. 7	5. 29
Mont.	7 Juditha, Amalia	Amelolt		8. 45	5. 53	6. 9	5. 27
Dienst.	8 Pelagius, Brigitta	Traugott		9. 49	6. 25	6. 11	5. 25
Mittw.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha		10. 50	7. 3	6. 13	5. 22
Donn.	10 Gideon, Franz B.	Gerhilde		11. 45	7. 51	6. 14	5. 19
Freit.	11 Burkhard, Emil	Burkhart		12. 35	8. 47	6. 16	5. 17
Samst.	12 Walsfried, Maximil.	Walter		1. 17	9. 51	6. 17	5. 15
41	F. 20. S. n. Dr.	Ev. Das hochzeitliche Kleid. Matth. 22, 1-14. Kath. Vom Schalksnecht. Matth. 18, 23-35.		Tageslänge 10 Stunden 54 Minuten.			
Sonnt.	13 Koloman, Eduard	Wallia		1. 52	11. 3	6. 19	5. 13
Mont.	14 Kalixtus, Kallistus	Hermanarich		2. 21	vorn.	6. 21	5. 11
Dienst.	15 Theresia, Aurelia	Leupold		2. 47	12. 19	6. 22	5. 9
Mittw.	16 Gallus, Abt	Erlefried		3. 11	1. 38	6. 24	5. 7
Donn.	17 Florentin, Hedwig	Hedwig		3. 34	2. 59	6. 26	5. 5
Freit.	18 Lukas, Evangelist	Hadbürg		3. 58	4. 24	6. 28	5. 3
Samst.	19 Ferdinand, Petr. v. A.	Etchart		4. 25	5. 50	6. 29	5. 1
42	F. 21. Allg. litw.	Ev. Dein Sohn lebet. Joh. 4, 47-54. Kath. Vom Zinsgrofchen. Matth. 22, 15-21.		Tageslänge 10 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	20 Wendelin, Sindolf	Agilolf		4. 57	7. 17	6. 31	4. 59
Mont.	21 Ursula, Bertold	Thassilo		5. 37	8. 42	6. 32	4. 57
Dienst.	22 Kordula, Mar. Sal.	Baldwin		6. 26	9. 59	6. 34	4. 55
Mittw.	23 Severinus, Verus	Eisfried		7. 25	11. 5	6. 36	4. 53
Donn.	24 Salomea, Raphael	Harold		8. 31	11. 58	6. 38	4. 51
Freit.	25 Krispinus, Chrys.	Leufried		9. 41	12. 40	6. 40	4. 49
Samst.	26 Amandus, Gvaristus	Erchanger		10. 52	1. 12	6. 41	4. 47
43	F. 22. S. n. Dr.	Ev. Der Schalksnecht. Matth. 18, 21-35. Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26.		Tageslänge 10 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	27 Sabina, Capitolinus	Eldritha		vorn.	1. 37	6. 43	4. 45
Mont.	28 Simon u. Judas	Markwart		12. 1	1. 58	6. 45	4. 43
Dienst.	29 Eusebia, Narzissus	Gisela		1. 9	2. 17	6. 47	4. 41
Mittw.	30 Hartmann, Gutrop.	Hartmann		2. 15	2. 36	6. 49	4. 39
Donn.	31 Wolfgang, Gnstach.	Wolfgang		3. 20	2. 54	6. 50	4. 37

Ruh- und Betttag: 25. in Württemberg. **Erntefeste:** 6. in Preußen und Bayern. 20. im R.-B. Ayrich. 23. in Bremen u. Verden. **Ref.-Fest:** 31. im Agr. Sachsen u. in Sachsen-Altenburg.

Aus der Kinderstube wird die Welt regiert.

Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Not.

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen bekändig, der künftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der klingt nur wohl der Wüchrer Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter kündet er Schutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gottesäcker bedacht.



31 Tage.

Neumond den 5. vorm.
4 U. 5 M. Regnerisch.
Erstes Viertel den 13. vorm.
6 U. 0 M. Frostig.
Vollmond den 19. nachm.
10 U. 35 M. Schön.
Letztes Viertel den 26. nachm.
6 U. 35 M. Kalt.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

November

Aller-Heiligen bringt Sommer für alte Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreiber. — Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sankt Martin setzt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft Katharina vor Frost sich Schuh, so wartet man lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezember und feuchtreich Jahr sind vereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee gibt reichlich Korn auf der Höhe. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach.



30 Tage.

Neumond den 3. nachm.
10 U. 1 M. Kalt.
Erstes Viertel den 11. nachm.
5 U. 46 M. Trüb.
Vollmond den 18. vorm.
8 U. 33 M. Frostig.
Letztes Viertel den 25. vorm.
11 U. 25 M. Klar.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

Dezember

Jedunkter es über Dezember Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.
Dünger reime.

Wer spätlich seinen Ader dängt, der
weiß schon, was die Ernte bringt. — Hans
dängte seine Felder schlecht, war Ader-
mann, jetzt ist er knecht. — Wer gute Ernte
machen will, der dänge, pflüg' und grabe
viel. — Jobs läßt die Fauche in den Dach,
ein Dummkopf nur tut es ihm nach. —
Dünger ist die Seele vom Aderbau, sie
gehören zusammen wie Mann und Frau.
— Gutes Vieh, gute Stren, reichlich Futter
gibt fetten Mist, reiche Ernten, viel Milch,
Käs und Butter.



31 Tage.

Neumond den 3. nachm.
4 U. 19 M. Neblich.
Erstes Viertel den 11. vorm.
3 Uhr 31 M. Schnee.
Vollmond den 17. nachm.
8 U. 17 M. Regen.
Letztes Viertel den 25. vorm.
7 U. 30 M. Statt.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.



Vom Frühling.

Es fällt der Anfang des Frühlings auf den 21. März morgens 11 Uhr 26 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widlers, Tag und Nacht gleich.



Vom Sommer.

Es fällt der Anfang des Sommers auf den 22. Juni morgens 7 Uhr 0 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses, längster Tag.

Don den Finsternissen des Jahres 1918.

Im Jahre 1918 finden zwei Sonnen- und eine Mondfinsternis statt, von denen in unsern Gegenden jedoch keine sichtbar ist.

Die erste, eine totale Sonnenfinsternis, ereignet sich in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni. Sie beginnt um 8 Uhr 29 Minuten abends, endigt um 1 Uhr 46 Minuten morgens und ist sichtbar im östlichen Teile Asiens, im nördlichen Eismeer, im nördlichen Teile des Stillen Ozeans, in Nordamerika, Zentralamerika und im nördlichen Teile des Atlantischen Ozeans.

Die zweite ist eine partielle Mondfinsternis im Betrage von $\frac{1}{10}$ des Monddurchmessers. Sie findet am 24. Juni von 10 Uhr 46 Minuten vormittags bis 12 Uhr



Vom Herbst.

Es fällt der Anfang des Herbstes auf den 23. September abends 9 Uhr 45 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage, Tag und Nacht gleich.



Vom Winter.

Es fällt der Anfang des Winters auf den 22. Dezember abends 4 Uhr 42 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, kürzester Tag.

10 Minuten mittags statt und ist sichtbar in Südamerika mit Ausnahme des östlichen Teiles, in Nordamerika mit Ausnahme des nördlichen Teiles, im Großen Ozean und in Australien.

Die dritte, eine ringförmige Sonnenfinsternis, ereignet sich in den Nachmittagsstunden des 3. Dezember. Sie beginnt um 1 Uhr 21 Minuten, endigt um 7 Uhr 22 Minuten und ist sichtbar im östlichen Teile des Großen Ozeans, in Südamerika mit Ausnahme der Nordküste, im südlichen Teile des Atlantischen Ozeans und im südwestlichen Teile von Afrika.

Mitteuropäische Zeit. (M. E. Z.)

Die Zeiten für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in diesem Kalender in Ortszeit angegeben und auf die geographische Breite von Erfurt berechnet. Wenn man also z. B. bestimmen will, um wieviel Uhr die Sonne an irgendeinem Orte nach der M. E. Z. aufgeht, so muß die Differenz zwischen M. E. Z. und O. Z. mittelft der nachfolgenden Tabelle berücksichtigt werden. Da, wo nichts bei der Minutenzahl steht, geht die M. E. Z. der Ortszeit um die angegebene Minutenzahl vor, wo aber ein — davor steht, geht sie um die angegebene Minutenzahl nach.

Zur Berücksichtigung der Sommerzeit ist jeweils auf die ermittelte M. E. Z. eine Stunde zuzuzählen.

Aachen	36 Minut.
Altona	20 "
Eugsburg	16 "
Barmen	31 "
Basel	29 "
Berlin	6 "
Bern	30 "
Bockum	31 "
Bonn	32 "
Braunschweig	18 "
Bremen	25 "
Prestlau	— 8 "
Bromberg	— 12 "
Brünn	— 6 "
Charlottenburg	7 "
Chemnitz	8 "
Danzig	— 15 "
Darmstadt	25 "
Dessau	11 "
Dortmund	30 "
Dresden	5 "
Duisburg	33 "
Düsseldorf	33 "

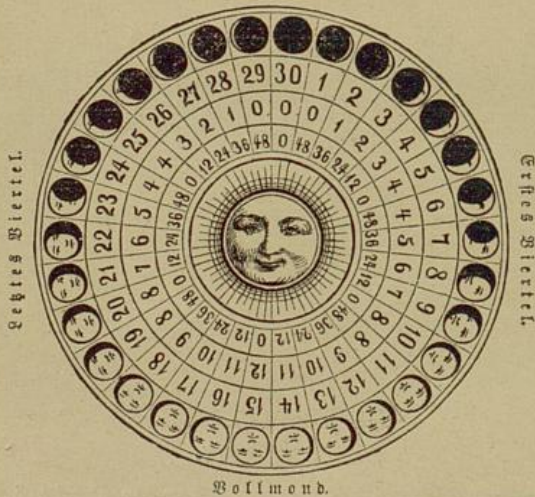
Wenn es nach M. E. Z. 12 Uhr mittag ist, so ist es nach Ortszeit in

1. Amsterdam	11 Uhr 20 Minuten	vorm.
2. Athen	12 " 35 "	nachm.
3. Kopenhagen	11 " 50 "	vorm.
4. Lissabon	10 " 24 "	vorm.
5. London	11 " 0 "	vorm.
6. Madrid	10 " 45 "	vorm.
7. Neapel	11 " 57 "	vorm.
8. New-York	6 " 4 "	vorm.
9. Paris	11 " 9 "	vorm.
10. Rom	11 " 50 "	vorm.
11. St. Petersburg	1 " 1 "	nachm.
12. Stockholm	12 " 12 "	nachm.
13. Venedig	11 " 49 "	vorm.
14. Warschau	12 " 25 "	nachm.
15. Wien	12 " 6 "	nachm.
16. Zürich	11 " 34 "	vorm.

Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite gibt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er von 6 Uhr nachm. an während 6 St. 24 Min.; ist er 22 Tage alt, so scheint er um 6 St. 24 Min. vor 6 Uhr vorm. an.

Neumond.



Eisberfeld	31 Minut.
Erling	— 15 "
Erfurt	16 "
Essen	32 "
Hensburg	22 "
Kranfurt a. M.	25 "
Kranfurt a. O.	2 "
Freiburg i. B.	29 "
Fürth	16 "
Genf	35 "
Gera	12 "
Gießen	25 "
Görlitz	0 "
Gotha	17 "
Graz	— 2 "
Halle a. d. E.	12 "
Hamburg	20 "
Hannover	21 "
Heidelberg	25 "
Innsbruck	14 "
Kaiserlautern	29 "
Karlsruhe	26 "
Kassel	22 "
Kiel	19 "
Köln	32 "
Königsberg	— 22 "
Krefeld	34 "
Kahr	29 "
Leipzig	10 "
Leipzig	— 5 "
Leobach	17 "
Luzern	27 "
Magdeburg	13 "
Mainz	27 "
Mannheim	26 "
Memel	— 24 "
Mey	35 "
Mühlhausen i. G.	31 "
München	14 "
M. Gladbach	34 "
Münster	29 "
Nürnberg	16 "
Odenburg	27 "
Osnabrück	25 "
Plauen	11 "
Posen	— 8 "
Potsdam	8 "
Prag	2 "
Regensburg	12 "
Reimscheid	31 "
Rostock	11 "
St. Gallen	23 "
Schwerin	14 "
Spandau	7 "
Stettin	2 "
Straßburg i. E.	29 "
Stuttgart	23 "
Trier	33 "
Triest	5 "
Ulm	20 "
Weimar	15 "
Wien	— 5 "
Wiesbaden	27 "
Winterthur	25 "
Würzburg	29 "
Zürich	26 "
Zwickau	10 "

Kalender der Juden.

Das 5678. Jahr der Welt und der Anfang des 5679. Jahres.

1918. Neumonde und Feste.

14. Jan.	1. Schebat 5678.
13. Febr.	1. Adar.
25. " 13.	" Fasten-Esther.
26. " 14.	" Purim o. Hamansf.
27. " 15.	" Schuschan-Purim.
14. März	1. Nisan.
28. " 15.	" Passah-Anfang.*
29. " 16.	" Zweites Fest.*
3. April	21. Siebtes Fest.*
4. " 22.	" Passah-Ende.*
13. " 1. Ijar.	
30. " 18.	" Lag Bomer oder (Schülerfest).
12. Mai	1. Sivan.

1918. Neumonde und Feste.

17. Mai	6. Sivan. Wochenfest.*
18. " 7.	" Zweites Fest.*
11. Juni	1. Edamuz.
27. " 17.	" Fasten. Tempel- (eroberung.)
10. Juli	1. Ab.
18. " 9.	" Fasten. Tempel- verbrennung.
9. Aug.	1. Elul.
7. Sept.	1. Tischni. Neujahrsfest.*
8. " 2.	" Zweites Fest.*
9. " 3.	" Fasten-Gedalsch.

Das 5679. Jahr.

1918. Neumonde und Feste.

16. Sept.	10. Tischni. Versöhnungsfest oder langer Tag.*
21. " 15.	" Laubhüttenfest.*
22. " 16.	" Zweites Fest.*
27. " 21.	" Palmfest.
28. " 22.	" Verf. o. Laubh.-G.*
29. " 23.	" Gezeßesfreude.*
7. Okt.	1. Marcheschwan.
5. Nov.	1. Kislev.
29. " 25.	" Tempelweihe.
4. Dez.	1. Tebet.
13. " 10.	" Fasten. Belagerung Jerusalems.

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Zeit- und Festrechnung für das Jahr 1918.

Das Jahr 1918 ist ein **Gemeinjahr**, hat somit 365 Tage und entspricht dem Jahr 6631 der Julianischen Periode, " " 7426/27 der Byzantinischen Ära, " " 5678/79 der Juden, " " 1336/37 der Mohammedaner.

Chronologische Kennzeichen und Zirkel	Gregorianischer	Julianischer
	Neuer Kalender	Alter Kalender
Goldene Zahl	19	19
Epakten	XVII	XXIX
Sonnenzirkel	23	23
Römische Zifferzahl	I	I
Sonntagsbuchstabe	F	G
Martyriologiumsbuchstabe	s	

Bewegliche Feste.

	Neuer Kalender.	Alter Kalender.
Septuagesimä	27. Januar.	18. Febr.
Herren-Fastnacht	10. Februar.	4. März.
Aschermittwoch	13. "	7. "
Osterfonntag	31. März.	22. April.
Christi Himmelfahrt	9. Mai.	31. Mai.
Pfingstsonntag	19. "	10. Juni.
Dreifaltigkeitssonntag	26. "	17. "
Fronleichnamfest	30. "	21. "
1. Adventsonntag	1. Dez.	2. Dez.
Osterfonntag 1919	20. April.	7. April.













Fronfasten oder Quatember.

1. Reminiscere	20. Febr.	14. März.
2. Trinitatis	22. Mai.	13. Juni.
3. Crucis	18. Sept.	19. Sept.
4. Lucia	18. Dez.	19. Dez.

Von Weihnachten 1917 bis Herren-Fastnacht 1918 sind es nach dem Neuen Kalender 6 Wochen 5 Tage, nach dem Alten Kalender 9 Wochen 6 Tage. Zahl der Sonntage nach Trinitatis: Neuer Kalender 26; Alter Kalender 23. — Jahresregent: **Mars** (♂).

Zeichenerklärung.

Die zwölf Zeichen der Sonnen- und Mondbahn.

 Widder	 Krebs	 Waage	 Steinbock
 Stier	 Löwe	 Skorpion	 Wassermann
 Zwillinge	 Jungfrau	 Schütze	 Fische.

☉ Sonne, ☿ Merkur, ♀ Venus, ♂ Erde, ☾ Mond, ♀ Mars, ♃ Jupiter, ♄ Saturn, ♅ Uranus, ♆ Neptun.

Die schwarz gedruckten Zeichen in der Rubrik „Mond- und Planetenstellung“ beziehen sich auf die Stellung des Mondes zu den Planeten.

Mondphasen und Aspekten.

☉ Neumond.	Übergang von der Nordseite der Ekliptik auf die Südseite.	Per. = Perigäum, Erdnähe.
☾ Erstes Viertel.	♋ Konjunktion: Gleiche Länge der Gestirne.	Ap. = Apogäum, Erdferne.
☽ Vollmond.	♌ Opposition: Längenunterschied 180°.	Phl = Perihel, Sonnennähe.
☾ Letztes Viertel.	□ Quadratur: Längenunterschied 90°.	Aph = Aphel, Sonnenferne.
☾ Mond steht am höchsten, steigt ab.	△ Trigonalschein: Längenunterschied 120°.	[= Konstellation findet am nächsten Tage statt.
☾ Mond steht am tiefsten, steigt auf.	* Sextilschein: Längenunterschied 60°.	(= Konstellation findet am vorhergehenden Tage statt.
♁ Aufsteigender Knoten; Übergang von der Südseite der Ekliptik auf die Nordseite.		v. = vormittags, d. h. die Zeit von Mitternacht bis Mittag.
♁ Absteigender Knoten;		n. = nachmittags, d. h. die Zeit von Mittag bis Mitternacht.

Fruchtigkeits- und Brutkalender.

Die mittlere Fruchtigkeitsperiode beträgt bei Pferden Futten: 48 1/2 Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); Geisse Futten: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdefutten; Stuten: 40 1/2 Wochen oder 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 und 158 Tage); Säugen: über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); Stuteninnen: 9 Wochen oder 63—65 Tage; Säugen: 8 Wochen oder 56—60 Tage; Stuten er brüten 19—24, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Huten): 26—29 Tage; Gänse: 28—33 Tage; Enten: 28—32 Tage; Tauben: 17—19 Tage.

Anfang		Ende der Fruchtzeit bei					Anfang		Ende der Fruchtzeit bei				
Datum.	Pferden 340 Tage.	Stuten 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Hündinnen 63 Tage.	Hägen 56 Tage.	Datum.	Pferden 340 Tage.	Stuten 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Hündinnen 63 Tage.	Hägen 56 Tage.
1. Jan.	6. Dec.	12. Dtt.	3. Juni	30. Sept.	4. März	25. Febr.	5. Juni	9. Juni	15. Sept.	1. Nov.	5. Oct.	20. Aug.	
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Okt.	9. "	2. März	10. "	14. "	20. "	6. "	10. "	10. "	
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	14. "	7. "	15. "	19. "	25. "	11. "	15. "	15. "	
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	19. "	12. "	20. "	24. "	30. "	16. "	20. "	20. "	
21. "	26. "	1. Febr.	23. "	20. "	24. "	17. "	25. "	29. "	5. Febr.	21. "	25. "	25. "	
26. "	31. "	6. Febr.	28. "	25. "	30. "	22. "	30. "	4. März	10. Febr.	26. "	30. "	30. "	
31. "	5. März	11. "	3. März	30. März	3. April	27. "	4. März	14. "	15. März	31. "	4. April	31. "	
5. Febr.	10. "	16. "	8. "	4. April	8. "	1. April	9. "	14. "	16. März	5. April	9. April	5. April	
10. "	15. "	21. "	13. "	13. "	13. "	6. "	14. "	19. "	21. März	10. April	14. April	10. April	
15. "	20. "	26. "	18. "	18. "	18. "	11. "	19. "	24. "	26. März	15. April	19. April	15. April	
20. "	25. "	31. "	23. "	23. "	23. "	16. "	24. "	29. "	31. März	20. April	24. April	20. April	
25. "	30. "	6. Febr.	28. "	28. "	28. "	21. "	3. April	7. "	5. Febr.	25. April	29. April	25. April	
30. "	5. Febr.	11. "	3. März	29. "	29. "	26. "	8. "	12. "	10. Febr.	30. April	4. Mai	30. April	
2. März	4. Febr.	16. "	7. "	4. April	4. April	1. April	13. "	17. "	15. Febr.	5. Mai	9. Mai	5. Mai	
7. "	9. "	21. "	12. "	9. "	9. "	6. "	18. "	22. "	20. Febr.	10. Mai	14. Mai	10. Mai	
12. "	14. "	26. "	17. "	14. "	14. "	11. "	19. "	23. "	25. Febr.	15. Mai	19. Mai	15. Mai	
17. "	19. "	31. "	22. "	19. "	19. "	16. "	24. "	28. "	3. März	20. Mai	24. Mai	20. Mai	
22. "	24. "	6. März	27. "	24. "	24. "	21. "	3. April	7. "	8. Febr.	25. Mai	29. Mai	25. Mai	
27. "	1. März	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	8. "	12. "	13. Febr.	30. Mai	4. Juni	30. Mai	
1. April	3. Febr.	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	14. "	18. "	18. Febr.	5. Juni	9. Juni	5. Juni	
6. "	8. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	15. "	19. "	23. Febr.	10. Juni	14. Juni	10. Juni	
11. "	13. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	20. "	24. "	3. März	15. Juni	19. Juni	15. Juni	
16. "	18. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	21. "	25. "	8. Febr.	20. Juni	24. Juni	20. Juni	
21. "	23. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	22. "	26. "	13. Febr.	25. Juni	29. Juni	25. Juni	
26. "	28. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	23. "	27. "	18. Febr.	30. Juni	4. Juli	30. Juni	
31. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	24. "	28. "	23. Febr.	5. Juli	9. Juli	5. Juli	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	25. "	29. "	3. März	10. Juli	14. Juli	10. Juli	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	26. "	30. "	8. Febr.	15. Juli	19. Juli	15. Juli	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	27. "	31. "	13. Febr.	20. Juli	24. Juli	20. Juli	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	28. "	3. April	18. Febr.	25. Juli	29. Juli	25. Juli	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	29. "	8. "	23. Febr.	30. Juli	4. Aug.	30. Juli	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	30. "	4. "	3. März	5. Aug.	9. Aug.	5. Aug.	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	1. "	5. "	8. Febr.	10. Aug.	14. Aug.	10. Aug.	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	2. "	6. "	13. Febr.	15. Aug.	19. Aug.	15. Aug.	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	3. "	7. "	18. Febr.	20. Aug.	24. Aug.	20. Aug.	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	4. "	8. "	23. Febr.	25. Aug.	29. Aug.	25. Aug.	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	5. "	9. "	3. März	30. Aug.	4. Sept.	30. Aug.	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	6. "	10. "	8. Febr.	5. Sept.	9. Sept.	5. Sept.	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	7. "	11. "	13. Febr.	10. Sept.	14. Sept.	10. Sept.	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	8. "	12. "	18. Febr.	15. Sept.	19. Sept.	15. Sept.	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	9. "	13. "	23. Febr.	20. Sept.	24. Sept.	20. Sept.	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	10. "	14. "	3. März	25. Sept.	29. Sept.	25. Sept.	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	11. "	15. "	8. Febr.	30. Sept.	4. Okt.	30. Sept.	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	12. "	16. "	13. Febr.	5. Okt.	9. Okt.	5. Okt.	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	13. "	17. "	18. Febr.	10. Okt.	14. Okt.	10. Okt.	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	14. "	18. "	23. Febr.	15. Okt.	19. Okt.	15. Okt.	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	15. "	19. "	3. März	20. Okt.	24. Okt.	20. Okt.	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	16. "	20. "	8. Febr.	25. Okt.	29. Okt.	25. Okt.	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	17. "	21. "	13. Febr.	30. Okt.	4. Nov.	30. Okt.	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	18. "	22. "	18. Febr.	5. Nov.	9. Nov.	5. Nov.	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	19. "	23. "	23. Febr.	10. Nov.	14. Nov.	10. Nov.	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	20. "	24. "	3. März	15. Nov.	19. Nov.	15. Nov.	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	21. "	25. "	8. Febr.	20. Nov.	24. Nov.	20. Nov.	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	22. "	26. "	13. Febr.	25. Nov.	29. Nov.	25. Nov.	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	23. "	27. "	18. Febr.	30. Nov.	4. Dec.	30. Nov.	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	24. "	28. "	23. Febr.	5. Dec.	9. Dec.	5. Dec.	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	25. "	29. "	3. März	10. Dec.	14. Dec.	10. Dec.	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	26. "	30. "	8. Febr.	15. Dec.	19. Dec.	15. Dec.	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	27. "	31. "	13. Febr.	20. Dec.	24. Dec.	20. Dec.	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	28. "	3. April	18. Febr.	25. Dec.	29. Dec.	25. Dec.	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	29. "	8. "	23. Febr.	30. Dec.	4. Jan.	30. Dec.	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	30. "	9. "	3. März	5. Jan.	9. Jan.	5. Jan.	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	1. "	10. "	8. Febr.	10. Jan.	14. Jan.	10. Jan.	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	2. "	11. "	13. Febr.	15. Jan.	19. Jan.	15. Jan.	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	3. "	12. "	18. Febr.	20. Jan.	24. Jan.	20. Jan.	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	4. "	13. "	23. Febr.	25. Jan.	29. Jan.	25. Jan.	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	5. "	14. "	3. März	30. Jan.	4. Febr.	30. Jan.	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	6. "	15. "	8. Febr.	5. Febr.	9. Febr.	5. Febr.	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	7. "	16. "	13. Febr.	10. Febr.	14. Febr.	10. Febr.	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	8. "	17. "	18. Febr.	15. Febr.	19. Febr.	15. Febr.	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	9. "	18. "	23. Febr.	20. Febr.	24. Febr.	20. Febr.	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	10. "	19. "	3. März	25. Febr.	29. Febr.	25. Febr.	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	11. "	20. "	8. Febr.	30. Febr.	4. März	30. Febr.	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	12. "	21. "	13. Febr.	5. März	9. März	5. März	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	13. "	22. "	18. Febr.	10. März	14. März	10. März	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	14. "	23. "	23. Febr.	15. März	19. März	15. März	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	15. "	24. "	3. März	20. März	24. März	20. März	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	16. "	25. "	8. Febr.	25. März	29. März	25. März	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	17. "	26. "	13. Febr.	30. März	4. April	30. März	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	18. "	27. "	18. Febr.	5. April	9. April	5. April	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	19. "	28. "	23. Febr.	10. April	14. April	10. April	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	20. "	29. "	3. März	15. April	19. April	15. April	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	21. "	30. "	8. Febr.	20. April	24. April	20. April	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	22. "	31. "	13. Febr.	25. April	29. April	25. April	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	23. "	3. April	18. Febr.	30. April	4. Mai	30. April	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April	1. April	24. "	4. "	23. Febr.	5. Mai	9. Mai	5. Mai	
5. Febr.	10. "	21. "	11. "	9. "	9. "	6. "	25. "	5. "	3. März	10. Mai	14. Mai	10. Mai	
10. "	15. "	26. "	16. "	14. "	14. "	11. "	26. "	6. "	8. Febr.	15. Mai	19. Mai	15. Mai	
15. "	20. "	31. "	21. "	19. "	19. "	16. "	27. "	7. "	13. Febr.	20. Mai	24. Mai	20. Mai	
20. "	25. "	6. März	26. "	24. "	24. "	21. "	28. "	8. "	18. Febr.	25. Mai	29. Mai	25. Mai	
25. "	30. "	11. "	31. "	29. "	29. "	26. "	29. "	9. "	23. Febr.	30. Mai	4. Juni	30. Mai	
30. "	5. März	16. "	6. "	4. April	4. April								

Zinstabelle.

Kapital. M	Auf ein Jahr zu 360 Tagen.					Auf einen Monat zu 30 Tagen.					Auf einen Tag.					
	6%		5%		4%	3%		2%		1%	0.5%		0.25%		0.1%	
	M	g	M	g	M	M	g	M	g	M	M	g	M	g	M	g
1	17	8	4	3	0.5	0.5	0.42	0.33	0.25	0.09	0.017	0.014	0.011	0.008	0.006	0.004
2	12	10	8	6	1	1	0.84	0.67	0.5	0.08	0.033	0.024	0.022	0.017	0.012	0.008
3	18	15	12	9	1.5	1.5	1.25	1	0.75	0.12	0.05	0.042	0.037	0.028	0.021	0.014
4	24	20	16	12	2	2	1.67	1.33	1	0.17	0.067	0.051	0.044	0.033	0.025	0.016
5	30	25	20	15	2.5	2.5	2.08	1.67	1.25	0.21	0.083	0.063	0.055	0.042	0.031	0.02
6	36	30	24	18	3	3	2.50	2	1.5	0.25	0.100	0.082	0.067	0.050	0.038	0.025
7	42	35	28	21	3.5	3.5	2.92	2.33	1.75	0.29	0.117	0.097	0.078	0.058	0.044	0.03
8	48	40	32	24	4	4	3.33	2.67	2	0.33	0.133	0.111	0.088	0.067	0.05	0.035
9	54	45	36	27	4.5	4.5	3.75	3	2.25	0.37	0.15	0.125	0.10	0.075	0.055	0.04
10	60	50	40	30	5	5	4.17	3.33	2.5	0.41	0.17	0.13	0.11	0.084	0.062	0.045
20	120	100	80	60	10	10	8.33	6.67	5	0.83	0.33	0.278	0.22	0.17	0.127	0.09
30	180	150	120	90	15	15	12.50	10	7.5	1.25	0.50	0.410	0.33	0.25	0.19	0.14
40	240	200	160	120	20	20	16.67	13.33	10	1.67	0.67	0.555	0.44	0.33	0.255	0.19
50	300	250	200	150	25	25	20.83	16.67	12.5	2.08	0.83	0.694	0.55	0.42	0.316	0.24
60	360	300	240	180	30	30	25	20	15	2.50	1	0.833	0.67	0.50	0.38	0.29
70	420	350	280	210	35	35	29.17	23.33	17.5	2.91	1.17	0.972	0.78	0.58	0.44	0.34
80	480	400	320	240	40	40	33.33	26.67	20	3.33	1.33	1.11	0.89	0.67	0.51	0.39
90	540	450	360	270	45	45	37.5	30	22.5	3.75	1.50	1.25	1	0.75	0.57	0.43
100	600	500	400	300	50	50	41.67	33.33	25	4.17	1.67	1.39	1.11	0.83	0.63	0.48
200	1200	1000	800	600	100	100	83.33	66.67	50	8.33	3.33	2.78	2.22	1.67	1.27	0.97
300	1800	1500	1200	900	150	150	125	100	75	12.50	5	4.17	3.33	2.50	1.9	1.44
400	2400	2000	1600	1200	200	200	166.67	133.33	100	16.67	6.67	5.55	4.44	3.33	2.55	1.94
500	3000	2500	2000	1500	250	250	208.33	166.67	125	20.83	8.33	6.94	5.55	4.17	3.16	2.4
600	3600	3000	2400	1800	300	300	250	200	150	25	10	8.33	6.67	5	3.8	2.88
700	4200	3500	2800	2100	350	350	291.67	233.33	175	29.17	11.67	9.72	7.78	5.83	4.44	3.36
800	4800	4000	3200	2400	400	400	333.33	266.67	200	33.33	13.33	11.11	8.89	6.67	5.11	3.88
900	5400	4500	3600	2700	450	450	375	300	225	37.50	15	12.50	10	7.50	5.75	4.35
1000	6000	5000	4000	3000	500	500	416.67	333.33	250	41.67	16.67	13.89	11.11	8.33	6.25	4.75

Wert der bekanntesten ausländischen Gold- und Silbermünzen gegenwärtiger Währung.

Belgien:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold 16.20	Österreich:	1 zehn-Kronen-Stück in Gold 8.50
	1 Frank in Silber à 100 Centimes 0.80	Ungarn:	1 Zwanzig-Kronen-Stück in Gold 17.-
Dänemark:	1 zehn-Kronen-Stück in Gold 11.25		1 Krone in Silber à 100 Heller 0.85
	1 Krone in Silber à 100 Ore 1.08	Portugal:	1 Krone in Gold 45.35
Frankreich:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold 16.20		1 Milreis à 1000 Reis 4.54
	1 Frank in Silber à 100 Centimes 0.80	Rumänien:	1 Zwanzig-Lei-Stück in Gold 16.20
Griechenland:	1 Zwanzig-Drachmen-Stück in Gold 16.20		1 Lei in Silber à 100 Bani 0.80
	1 Drachme in Silber à 100 Lepta 0.80	Rußland:	1 Imperial = 10 Gold Rubel 32.40
Großbritannien u. Irland:	1 Sovereign (Pfund Sterling) in Gold 20.43		1 Rubel in Silber à 100 Kopfen 2.16
	1 Shilling in Silber à 12 Pence 1.-	Schweden:	1 zehn-Kronen-Stück in Gold (Kronor) 11.25
Italien:	1 Lira in Silber à 100 Centesimi 0.80		1 Krone (Krona) in Silber à 100 Dere 1.08
	1 zehn-Gulden-Stück in Gold 16.87	Schweiz:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold 16.20
Niederlande:	1 Gulden in Silber à 100 Cents 1.70		1 Frank in Silber à 100 Rappen 0.80
	1 Eagle (10 Dollar) in Gold 42.-	Serbien:	1 Dinar in Silber-Stück in Gold 16.20
Nordamerika:	1 Dollar in Gold oder Silber à 100 Cents 4.20		1 Zwanzig-Dinar-Stück in Gold 0.80
	1 zehn-Kronen-Stück in Gold (Kronor) 11.25	Spanien:	1 Zwanzig-Petetas-Stück in Gold 16.20
Norwegen:	1 Krone in Silber à 100 Dere 1.08		1 Pseta in Silber à 100 Centesimos 0.80
		Türkei:	1 türk. Pfund in Gold à 100 Piaster 18.50

Maß und Gewicht.

Setto heißt hundert. Kilo heißt tausend. Centi heißt hundertstel. Milli heißt tausendstel. Gewogen wird mit dem Kilo (kg). Gemessen wird mit dem Liter (l). Ein Liter reines, 4 Grad C warmes Wasser wiegt 1 Kilo oder 2 Pfund.

1. Längenmaß.

Die Einheit bildet das Meter (m) oder der Stab. Der hundertste Teil des Meters heißt Centimeter (cm).

Der tausendste Teil des Meters heißt das Millimeter (mm) oder der Strich. Tausend Meter heißen das Kilometer (km).

Überzicht.

1 Meter (m) (Stab) = 100 Centimeter (cm) = 1000 Millimeter (mm) (Strich).
1 Centimeter (cm) = 10 Millimeter (mm).
1 Kilometer (km) = 1000 Meter (m).

2. Flächenmaß.

Die Einheit bildet das Quadratmeter (qm) oder der Quadratstab.

Hundert Quadratmeter bilden 1 Ar (a).
Hundert Ar bilden 1 Hektar (ha).
Hundert Hektar bilden 1 Quadratkilometer (qkm).

Überzicht.

1 Ar (a) = 100 □Meter (qm).
1 □Meter (qm) = 10000 □Centimeter (qcm).
1 □Centimeter (qcm) = 100 □Millimeter (qmm).
1 Hektar (ha) = 100 Ar (a) = 10000 □Meter (qm).
1 □Kilometer (qkm) = 100 Hektar (ha) = 10000 Ar (a) = 1000000 □Meter (qm).

3. Körper- oder Volumenmaß.

Die Einheit ist das Liter (l) oder die Kanne. Das halbe Liter heißt der Schoppen. Fünfstück Liter sind 1 Scheffel. Hundert Liter bilden das Hektoliter (hl) oder das Faß. Tausend Liter sind 1 Kubikmeter (cbm).

Überzicht.

1 Liter (l) (Kanne) = 1000 Kubikcentimeter (cbcm).
1 Hektoliter (hl) (Faß) = 100 Liter (l).

4. Gewicht.

Die Einheit ist das Gramm (g). Tausend Gramm bilden 1 Kilogramm (kg) (= 2 Pfd.). Ein halbes Kilogramm heißt das Pfund. Fünfstück Kilogramm oder 100 Pfund bilden 1 Zentner (Ztr.). Tausend Kilogramm oder 2000 Pfund bilden 1 Tonne (t).

Überzicht.

1 Kilogramm (kg) = 1000 Gramm (g).
1 Gramm (g) = 1000 Milligramm (mg).
1 Tonne (t) = 1000 Kilogramm (kg).

Stammtafel der Regierenden.

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., Königin von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. seit 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, Schwester des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Kronpr. Wilhelm, geb. 6. Mai 1882, verm. 6. Juni 1906 mit Kronprinzessin Cecilie, geb. 20. Sept. 1856, Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Söhne: 1) Pr. Wilhelm, geb. 4. Juli 1906, 2) Pr. Louis Ferdinand, geb. 9. Nov. 1907, 3) Pr. Hubertus, geb. 30. Sept. 1909, 4) Pr. Friedrich, geb. 19. Dez. 1911, 5) Pr.essin Alexandrine Irene, geb. 7. April 1915; 2. Pr. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883, verm. 27. Febr. 1906 mit Prinzessin Sophie Charlotte, geb. 2. Febr. 1879, Tochter des Großherzogs von Oldenburg; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884, verm. 3. Aug. 1914 mit Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen, geb. 16. August 1891; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 24. Jan. 1887, verm. 22. Okt. 1908 mit Prinzessin Alexandra Wilhelmine, geb. 21. April 1887, T. des Herzogs Friedrich Ferdinand zu Schl.-Hollst.-Sonderb.-Glücksb. Sohn: Alexander Ferdinand, geb. 26. Dez. 1912; 5. Pr. Oskar, geb. 27. Juli 1888, verm. 31. Juli 1914 mit Gräfin Ana von Rußin, geb. 27. Januar 1888, Sohn: Oskar, geb. 12. Juli 1915; 6. Pr. Joachim, geb. 17. Dez. 1889, verm. 11. März 1916 mit Prinzessin Marie Auguste von Anhalt, geb. 10. Juni 1888; 7. Prinzessin Viktoria Luise, Herzogin von Braunschweig. Geschwister des Kaisers: 1) Charlotte, Herzogin von S.-Meiningen, 2) Prinz Heinrich, geb. 14. August 1862, verm. 21. Mai 1888 mit Prinzessin Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866, Söhne: a) Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889; b) Pr. Sigismund, geb. 27. Nov. 1896. 3) Pr. Viktoria, geb. 12. April 1866, Witwe des Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe. 4) Sophie, Königin von Griechenland. 5) Pr. Margarete, geb. 22. April 1872, Gem. des Pr. Friedrich Karl von Hessen. Vaterschwester des Kaisers: Luise, Großherzogin-Witwe von Baden, geb. 3. Dez. 1838.

Baden. Großherzog Friedrich II., geb. 9. Juli 1857, reg. seit 28. Sept. 1907, verm. 20. Sept. 1885 mit Gräfin Hilde, geb. 5. Nov. 1864, T. d. d. Großh. Adolf v. Vurenburg. Schw. des Großh. Viktoria, Königin von Schweden. Kinder des am 27. April 1897 + Prinzen Wilhelm von Baden: a) Herzogin Marie v. Anhalt; b) Pr. Maximilian, geb. 10. Juli 1907, verm. 10. Juli 1909 mit Pr.essin Marie Luise, geb. 11. Okt. 1879, Tochter des Herzogs Ernst August v. Cumberland. Kinder: 1. Marie Alexandra, geb. 1. Aug. 1902; 2. Berthold Friedrich, geb. 24. Febr. 1906.

Anhalt. Herzog Friedrich II., geb. 19. Aug. 1856, reg. seit 24. Jan. 1904, verm. 2. Juli 1889 mit Herzogin Marie, geb. 26. Juli 1865, Tochter des + Prinzen Wilhelm von Baden. Erbprinz: Eouard, geb. 18. April 1861, Bruder des Herzogs.

Bayern. König Ludwig III., geb. 7. Jan. 1845, reg. seit 12. Dez. 1912 als Regent, seit 5. Nov. 1913 als König, verm. 20. Febr. 1868 mit Königin Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, Tochter des + Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este. Kronpr.: Rupprecht, geb. 18. Mai 1884.

Belgien. Königin Albert, geb. 8. April 1875, reg. seit 24. Dez. 1909, verm. 2. Okt. 1906 mit Königin Elisabeth, geb. 25. Juli 1876, Tochter des + Herzogs Karl Theodor in Bayern. Kronpr.: Leopold, geb. 3. Nov. 1901.

Braunschweig. Herzog Ernst August, geb. 17. Nov. 1887, reg. seit 1. Nov. 1913, verm. 21. Mai 1913 mit Herzogin Viktoria Luise, geb. 13. Sept. 1892, Tochter des Kaisers Wilhelm II. Erbprinz: Ernst August, geb. 18. März 1914.

Bulgarien. König Ferdinand, geb. 26. Febr. 1861, erwählt am 7. Juli 1887, verm. 1. März 1908 mit Königin Eleonore von Neuchâtel, geb. 22. Aug. 1866. Kronpr.: Boris, geb. 30. Jan. 1894.

Dänemark. König Christian X., geb. 26. Sept. 1870, reg. seit 14. Mai 1912, verm. 26. April 1898 mit Königin Alexandrine, geb. 24. Dez. 1879, Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Kronpr.: Friedrich, geb. 11. März 1899.

Frankreich. Republik. Präsident: Poincaré, geb. 20. Aug. 1860, gewählt 18. Febr. 1913.

Griechenland. König Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, reg. seit 18. März 1913, verm. 27. Okt. 1889 mit Königin Sophie, geb. 14. Juni 1870, Schwester des Kaisers Wilhelm II. Kronprinz: Georg, geb. 13. Juli 1880.

Großbritannien u. Irland. König Georg V., Kaiser von Indien, geb. 3. Juni 1865, reg. seit 6. Mai 1910, verm. 6. Juli 1893 mit Königin Viktoria Mary, Fürstin von Teck, geb. 26. Mai 1867. Kronpr.: Edward, Fürst von Wales, geb. 23. Juni 1894.

Hessen. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1868, reg. seit 13. März 1892, verm. 2. Febr. 1905 mit Großherzogin Eleonore, geb. 17. Sept. 1871. Erbprinz: Georg, geb. 8. Nov. 1906.

Italien. König Viktor Emanuel III., geb. 11. Nov. 1869, reg. seit 29. Juli 1900, verm. 24. Okt. 1896 mit Königin Helena, geb. 8. Jan. 1873, T. des Königs Nikolaus I. von Montenegro. Kronpr.: Humbert, geb. 15. Sept. 1904.

Niederlande. Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. f. 12. Nov. 1868. Erbprinz: Fürst Leopold IV., geb. 30. Mai 1871, reg. seit 21. Sept. 1904, verm. 16. Aug. 1901 mit Fürstin Berta, geb. 25. Okt. 1874, T. d. Landgräfin von Hessen. Erbpr.: Ernst, geb. 12. Juni 1902.

Luxemburg (Haus Nassau). Großherzogin Marie Adelheid, geb. 14. Juni 1894, reg. seit 14. Juni 1912.

Mecklenburg. A. Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882, reg. seit 9. April 1901, verm. 7. Juni 1904 mit Gräfin Alexandra, geb. 29. Sept. 1882, Tochter des Herzogs Ernst August v. Cumberland. Kinder: 1. Kronpr. Franz Joseph, geb. 17. Juni 1882, reg. seit 11. Juni 1914.

Montenegro. König Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. seit 13. Aug. 1890, verm. 8. Nov. 1860 mit Königin Milena, geb. 4. Mai 1847. Erbpr.: Danilo, geb. 29. Juni 1871.

Niederlande. Königin Wilhelmina, geb. 31. Aug. 1890, reg. seit 31. Aug. 1893, verm. 7. Febr. 1901 mit Herzog Heinrich von Mecklenburg, Prinz der Niederlande, geb. 19. April 1876. Kronprinzessin: Juliana, geb. 30. April 1903.

Norwegen. König Haakon VII., geb. 3. Aug. 1872, reg. seit 27. Nov. 1905, verm. 22. Juli 1906 mit Königin Maud, geb. 26. Nov. 1869, Schwester des Königs von Großbritannien und Irland. Kronpr.: Olaf, geb. 2. Juli 1903.

Oldenburg. Großherzog August, geb. 16. Nov. 1852, reg. seit 13. Juni 1900, verm. 24. Okt. 1896 mit Gräfin Elisabeth, err. 1915, geb. 10. Aug. 1869, Tochter des + Großh. Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Erbprinz: Nikolaus, geb. 10. Aug. 1897.

Oesterreich. Kaiser Karl, geb. 17. Aug. 1887, reg. seit 21. Nov. 1916, verm. 21. Okt. 1911 mit Kaiserin Rita, geb. 9. Mai 1892, Prinzessin von Parma-Bourbon. Kinder: 1) Kronpr. Franz Joseph, geb. 20. Nov. 1912; 2) Erzherzogin Adelheid, geb. 3. Jan. 1914; 3) Erzherzog Ludwig, geb. 8. Febr. 1915; 4) Erzherzog Felix Friedrich August, geb. 31. Mai 1916.

Papst. Benedikt XV., geb. 21. Nov. 1854, erwählt 3. Sept. 1914.

Portugal. Republik. Präsident: Bernardino Machado, err. 1915.

Ruß. A. Ältere Linie. (Ruß.-Griech.) Fürst Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878, reg. seit 19. April 1902 unter der Regentschaft des Erbprinzen, jetzt Fürsten Heinrich XXVII. von Ruß. i. S.

B. Jüngere Linie. (Ruß.-Schles.) Fürst Heinrich XXVII., geb. 19. Nov. 1858, reg. seit 29. März 1913, verm. 11. Nov. 1884 mit Fürstin Elise, geb. 4. Sept. 1864, Tochter des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg. Erbpr.: Heinrich XLV., geb. 13. Mai 1865.

Rumänien. König Ferdinand, geb. 24. Aug. 1865, reg. seit 10. Okt. 1914, verm. 10. Jan. 1893 mit Königin Maria, geb. 29. Okt. 1875, Tochter des + Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. Kronpr. Karl, geb. 15. Okt. 1893.

Rußland. Republik. Seit April 1917 provisorische Regierung.

Sachsen. A. Erneuerliche Linie. S. Weimar-Eisenach. Großh. Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876, reg. seit 5. Jan. 1901, verm. 4. Jan. 1910 mit Gräfin Feodora, Prinzessin von Sachsen-Meiningen, geb. 29. Mai 1890. Erbprinz: Wilhelm Ernst, geb. 28. Juli 1912.

S. Meiningen u. Sildburg-Hausen. Herzog Bernhard, geb. 1. April 1851, reg. seit 25. Juni 1914, verm. 18. Febr. 1875 mit Herzogin Charlotte, geb. 24. Juni 1860, Schwester d. Kaisers Wilhelm II. S. Altenburg. Herzog Ernst II., geb. 31. Aug. 1871, reg. seit 7. Febr. 1908, verm. 17. Febr. 1898 mit Herzogin Adelheid, geb. 22. Sept. 1875, Tochter des + Prinzen Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr.: Georg Moriz, geb. 13. Mai 1900.

S. Koburg-Gotha. Herzog Karl Eouard, geb. 19. Juli 1884, reg. seit 19. Juli 1906, verm. 11. Okt. 1905 mit Herzogin Viktoria Adelheid, geb. 31. Dez. 1885, Tochter des Herz. Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Erbprinz: Johann Leopold, geb. 2. Aug. 1906.

B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen. König Friedrich August III., geb. 25. Mai 1865, reg. seit 15. Okt. 1904. Kronprinz: Georg, geb. 15. Jan. 1893.

Schaumburg-Lippe. Fürst Adolf, geb. 23. Febr. 1883, reg. seit 23. April 1911.

Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Günther, geb. 21. Aug. 1862, reg. seit 19. Jan. 1890, seit 28. März 1903 auch Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, verm. 9. Dez. 1891 mit Fürstin Anna Luise, geb. 19. Febr. 1871, Tochter des + Pr. Georg v. Schönburg-Waldenburg. Präsumtiver Thronfolger: Pr. Etzao, geb. 3. Juni 1860.

Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Günther siehe Schwarzburg-Rudolstadt.

Schweden. König Gustaf V., geb. 16. Juni 1868, reg. seit 8. Dez. 1907, verm. 20. Sept. 1881 mit Königin Viktoria, geb. 7. Febr. 1862, Schwester des Großherzogs Friedrich II. von Baden. Kronpr.: Gustaf Adolf, geb. 11. Nov. 1882.

Schweiz. Republik. Präsident: E. Schultheß; Vizepräsident: F. Calonder, erwählt Dezember 1916.

Serbien. König Peter I., geb. 11. Juli 1844, erwählt 15. Juni 1903. Thronfolger: Alexander, geb. 16. Dez. 1888.

Spanien. König Alfons XIII., geb. 17. Mai 1886, reg. seit 17. Mai 1902, verm. 31. Mai 1906 mit Königin Viktoria Eugenia, geb. 24. Okt. 1887, Tochter des Pr. Heinrich von Battenberg. Kronpr.: Alfons, geb. 10. Mai 1907.

Türkei. Großsultan Mohammed V., geb. 3. Nov. 1844, reg. seit 27. April 1909.

Waldeck. Fürst Friedrich, geb. 20. Jan. 1865, reg. seit 12. Mai 1893, verm. 9. Aug. 1885 mit Fürstin Bathildis, geb. 21. Mai 1873, Tochter des + Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr.: Josias, geb. 13. Mai 1896.

Württemberg. König Wilhelm II., geb. 25. Febr. 1848, reg. seit 6. Okt. 1891, verm. 8. April 1886 mit Königin Charlotte, geb. 10. Okt. 1864, Tochter des + Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Postgebührentarif.

1. Für Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg.

Briefe, Drucksachen, Warenproben, Geschäftspapiere.

Briefe im Gewichte bis 20 g frankiert 15 \mathcal{G} , unfrankiert 25 \mathcal{G} , über 20—250 g frankiert 25 \mathcal{G} , unfrankiert 35 \mathcal{G} .

Briefe im Orts- und Landbesitzgebiet sowie im Nachbarortsverkehr bis 250 g frankiert 7½ \mathcal{G} , unfrankiert 15 \mathcal{G} .

Kartenbriefe 15 \mathcal{G} .

Postkarten 7½ \mathcal{G} , mit bezahlter Antwort 15 \mathcal{G} .

Ueber die Bestimmungen über den Verkehr mit dem Auslande während der Kriegszeit, die fortwährend Änderungen unterliegen, geben die Postanstalten Auskunft. — Briefsendungen nach dem Auslande müssen zurzeit offen zur Post eingeliefert werden. — Bis auf weiteres dürfen Postkarten mit Abbildungen von Städten, Stadtteilen, geographisch genau bestimmbarer Ortschaften und Landschaften, besonders hervorragenden Bauwerken und Denkmälern Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Türkei, Bulgariens und der von den deutschen, österreich-ungarischen, türkischen und bulgarischen Heeren besetzten feindlichen Gebiete mit der Post nicht versandt werden.

Drucksachen im Gewichte bis 50 g 3 \mathcal{G} , über 50—100 g 5 \mathcal{G} , über 100—250 g 10 \mathcal{G} , über 250—500 g 20 \mathcal{G} , über 500—1000 g 30 \mathcal{G} ; im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn: bis 50 g 3 \mathcal{G} , über 50 bis 100 g 5 \mathcal{G} , für jede weiteren 100 g 5 \mathcal{G} ; Meißgewicht 2 kg. Maßanzahl: an feiner Seite über 45 cm; Drucksachen in Rollenform 75 cm Länge, 10 cm Durchmesser. Drucksachen müssen mindestens teilweise frankiert sein. Sie müssen auf ihrer Aufschriftseite die genaue Angabe des Inhalts und die Adresse des Absenders tragen.

Geschäftspapiere bis 250 g 10 \mathcal{G} , über 250—500 g 20 \mathcal{G} , über 500 bis 1000 g 30 \mathcal{G} . Geschäftspapiere müssen mindestens teilweise frankiert sein. Nach Oesterreich-Ungarn für je 50 g 5 \mathcal{G} , mindestens 20 \mathcal{G} ; Meißgewicht 2 kg.

Warenproben bis 250 g 10 \mathcal{G} , über 250 bis 500 g (nur innerhalb Deutschlands) 20 \mathcal{G} ; im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn für je 50 g 5 \mathcal{G} , mindestens 10 \mathcal{G} ; Meißgewicht nach Oesterreich und Bosnien-herzogovina 500 g, nach Ungarn 350 g. Maßanzahl: 30 cm Länge, 20 cm Breite, 10 cm Höhe, in Rollenform 30 cm Länge, 15 cm Durchmesser.

Einschreibgebühr 20 \mathcal{G} , Rückscheingebühr 20 \mathcal{G} .

Eilbestellgeld nach Postorten (auch in Oesterreich) 25 \mathcal{G} , nach Ungarn 50 \mathcal{G} , nach Orten ohne Postanstalt 60 \mathcal{G} . Das Eilbestellgeld ist in allen Fällen mit dem tarifräßigsten Porto voraus zu entrichten.

Wertbriefe. (Wertangabe unbeschränkt.)

Das Porto für Briefe mit Wertangabe (Meißgewicht 250 g) beträgt bis 10 geogr. Meilen 25 \mathcal{G} , auf alle weiteren Entfernungen 50 \mathcal{G} . Versicherungsgebühr für je 300 \mathcal{M} oder einen Teil von 300 \mathcal{M} 5 \mathcal{G} , mindestens 10 \mathcal{G} .

Rätschen mit Wertangabe sind im inneren deutschen Verkehr und im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn nur als Pakete zulässig. Meißgewicht für Wertfätschen 1 kg.

Postanweisungen. (Meißbetrag 800 \mathcal{M} .)

Das Porto für Postanweisungen beträgt im deutschen Reichspostgebiete bis 5 \mathcal{M} 10 \mathcal{G} , über 5 bis 100 \mathcal{M} 20 \mathcal{G} , über 100—200 \mathcal{M} 30 \mathcal{G} , über 200—400 \mathcal{M} 40 \mathcal{G} , über 400—600 \mathcal{M} 50 \mathcal{G} , über 600 bis 800 \mathcal{M} 60 \mathcal{G} . Für Oesterreich-Ungarn 10 \mathcal{G} für je 20 \mathcal{M} , mindestens 20 \mathcal{G} . Meißbetrag 1000 Kronen. Nähere Auskunft erteilen die Postanstalten. — Nach Oesterreich-Ungarn und Luxemburg ist das für den Auslandsverkehr bestimmte Postanweisungsformular zu verwenden. Nach Oesterreich-Ungarn sind die Beträge in Kronen und Heller anzugeben.

Zahlkarten. (Betrag unbegrenzt.)

Außer dem Namen des Kontoinhabers (Empfängers) Angabe der Kontonummer und des Postfachamtes erforderlich. Porto hat der Einzahler nicht zu entrichten. Zahlkarten sind nur innerhalb Deutschlands zulässig. Formulare zu Zahlkarten sind bei allen Postämtern käuflich.

Postaufträge.

Der Meißbetrag eines Postauftrages ist im deutschen Reichspostgebiete 800 \mathcal{M} , das Meißgewicht 250 g. Porto 35 \mathcal{G} . Für Oesterreich-Ungarn Meißbetrag 1000 Kronen. Porto bis 20 g 15 \mathcal{G} , über 20—250 g 25 \mathcal{G} , feste Gebühr 20 \mathcal{G} . Bei Aufträgen nach Ungarn sind die Namen mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. In Deutschland können mit Postauftrag Wechsel zum Akzept geschickt werden. Das Porto für eingeschriebene Rücksendung des akzeptierten Wechsels wird bei Ablieferung erhoben.

Postnachnahmen.

Nachnahmeforderungen sind in Deutschland bis zu 800 \mathcal{M} , nach Oesterreich-Ungarn bis zu 1000 Kronen bei Briefen, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Paketen zulässig. Es kommt zur Erhebung: 1) das übliche Porto; 2) eine Vorzeiggebühr von 10 \mathcal{G} ; 3) die Gebühr für Übermittlung des Betrages wie bei Postanweisungen.

Paketporto.

Das Paketporto beträgt in Deutschland bis 5 kg bis 10 geogr. Meilen 30 \mathcal{G} , auf alle weiteren Entfernungen 60 \mathcal{G} ; bis 6 kg L. Zone 3abrer Hintender Vote für 1918.

40 \mathcal{G} . II. Zone 80 \mathcal{G} , III. Zone 60 \mathcal{G} , IV. Zone 100 \mathcal{G} , V. Zone 110 \mathcal{G} , VI. Zone 120 \mathcal{G} . Jedes weitere kg I. Zone 5 \mathcal{G} , II. Zone 10 \mathcal{G} , III. Zone 20 \mathcal{G} , IV. Zone 30 \mathcal{G} , V. Zone 40 \mathcal{G} , VI. Zone 50 \mathcal{G} mehr. Unfrankierte Pakete 10 \mathcal{G} mehr. Eilbestellgeld nach Postorten 40 \mathcal{G} , nach Orten ohne Postanstalt 90 \mathcal{G} . Postpakete nach Oesterreich bis 5 kg 60 \mathcal{G} , nach Ungarn und Bosnien-herzogovina über Oesterreich 80 \mathcal{G} , nach Bosnien-herzogovina über Oesterreich und Ungarn 1 \mathcal{M} . Pakete über 5 kg unterliegen besonderem Tarif.

Wertpakete.

Porto wie für Pakete ohne Wert. Versicherungsgebühr wie für Wertbriefe. — Dringende Pakete müssen frankiert sein. Besondere Gebühr außer Porto und etwaigem Eilbestellgeld 1 \mathcal{M} .

Geldpostsendungen.

Briefe und Postkarten: an Offiziere und Mannschaften bis 50 g sind portofrei, von 50 bis 250 g 10 \mathcal{G} , von 250 bis 500 g (log. Wätschen) 20 \mathcal{G} . Wätschen nach der Eil-Zurück sind nur bis zu 250 g zulässig. — Warenproben: im Feldpostverkehr mit Oesterreich-Ungarn sind bis zu 500 g zulässig; Porto 20 \mathcal{G} . — Postanweisungen: Innerhalb der Reichsgrenze bis 100 \mathcal{M} 10 \mathcal{G} (gewöhnliches Postanweisungsformular). Postanweisungen nach der Front sowie besetzten Gebieten bis 100 \mathcal{M} 10 \mathcal{G} (gelbes Postanweisungsformular). — Wertbriefe: bis 50 g und 150 \mathcal{M} sind portofrei, über 50 g und 150 \mathcal{M} 20 \mathcal{G} , über 150—300 \mathcal{M} 20 \mathcal{G} , über 300—1500 \mathcal{M} 40 \mathcal{G} ohne Gewichtunterchied. — Einschreibbriefe: nur innerhalb der Reichsgrenze zulässig. — Pakete: Pakete nach der Front sowie besetzten Gebieten bis 5 kg 25 \mathcal{G} , jedes weitere kg 5 \mathcal{G} mehr bis zum Höchstgewicht von 10 kg. Innerhalb der Reichsgrenze bis 3 kg 20 \mathcal{G} , über 3 kg Inlandtare. — Alle Sendungen haben in der Aufschrift den Vermerk: „Feldpostbrief, Feldpostpaket, Feldpostanweisung“ zu tragen. — Ueber den Bezug von Zeitungen nach dem Feld erteilen die Postanstalten Auskunft.

2. Für den Weltpostverein.

Porto für Briefe 20 \mathcal{G} für die ersten 20 g und 10 \mathcal{G} für jede weiteren 20 g (ohne Meißgewicht), für Postkarten 10 \mathcal{G} , mit Antwort 20 \mathcal{G} .

Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben 5 \mathcal{G} für je 50 g, mindestens jedoch für Geschäftspapiere 20 \mathcal{G} und für Warenproben 10 \mathcal{G} . Meißgewicht für Drucksachen und Geschäftspapiere 2 kg, für Warenproben 350 g.

Einschreibgebühr 20 \mathcal{G} , Rückscheingebühr 20 \mathcal{G} . Gegenüber Belgien, Dänemark, den Niederlanden und der Schweiz im Grenzbezirk (30 km) ermäßigte Tare für Briefe 10 \mathcal{G} für je 20 g, mit Dänemark ferner Mindesttare für Geschäftspapiere 10 \mathcal{G} .

Postanweisungen. Meißbetrag circa 800 \mathcal{M} . Nach Dänemark und der Türkei (deutsche Postanstalten) Porto für je 20 \mathcal{M} 10 \mathcal{G} , mindestens 20 \mathcal{G} , im übrigen Weltpostverein für je 20 bzw. 40 \mathcal{M} 20 \mathcal{G} .

Briefsendungen sind zulässig: nach Belgien (nur nach dem zum Briefverkehr zugelassenen Orten), Dänemark mit Grünland, Färöer, Island (nur nach Postorten), Niederlande, Norwegen (nur nach bestimmten Orten), Schweden (nach allen Postorten mit Veskslätten), der Schweiz und einer Anzahl außereuropäischer Länder. Eilbestellgeld für jede Sendung 25 \mathcal{G} im voraus zu zahlen.

Tarif für Telegramme.

Die Länge eines Textwortes in offener Sprache ist auf 15 Buchstaben oder auf 5 Ziffern festgesetzt.

Interpunktionszeichen, Bindestriche und Apostrophe werden nicht gezählt; Punkte, Kommas, Doppelpunkte, Bindestriche und Bruchstriche, zur Bildung von Zahlen benutzt, gelten als je 1 Ziffer. Im Auslandsverkehr werden sie nur auf Verlangen des Absenders mittelgraphiert und dann auch tarifiert.

Für dringende Telegramme = D =, Dringend, d. h. solche, welche bei der Beförderung und Befestigung den Vorrang vor den übrigen Privattelegrammen haben, kommt die dreifache Gebühr eines gewöhnlichen Telegramms zur Erhebung. Ueber Beschränkungen des Telegrammverkehrs mit dem feindlichen Auslande geben die in den Verkehrsanstalten aushängenden Bekanntmachungen Auskunft.

Brieftelegramme. Das Wort 1 \mathcal{G} , nach Oesterreich-Ungarn 2½ \mathcal{G} , mindestens jedoch 50 \mathcal{G} . Auslieferung 5 Uhr abends bis 12 Uhr nachts. Nur nach gewissen Orten zugelassen. Brieftelegramme während des Krieges unzulässig.

Europäischer Vorschiffenbereich. Die Wortgebühr beträgt in Deutschland 7 \mathcal{G} (mindestens 60 \mathcal{G}), im Stadtverkehr 5 \mathcal{G} (mindestens 40 \mathcal{G}), Belgien (nach dem besetzten Gebiete: nur offene deutsche Sprache zulässig) 10 \mathcal{G} , Bosnien-herzogovina 7 \mathcal{G} , Bulgarien 20 \mathcal{G} , Dänemark 10 \mathcal{G} , Griechenland 20 \mathcal{G} , Luxemburg (nur offene deutsche Sprache zulässig) 7 \mathcal{G} , Niederlande 10 \mathcal{G} , Norwegen 15 \mathcal{G} , Oesterreich mit Reichsteil 7 \mathcal{G} , Rumänien 15 \mathcal{G} , Russland (ganzes besetztes Gebiet: nur offene deutsche Sprache zulässig) 15 \mathcal{G} , Schweden 15 \mathcal{G} , Schweiz 10 \mathcal{G} , Spitzbergen 75 \mathcal{G} , Türkei, europäische und asiatische, sowie Medina (Medine in Hedjaz) 40 \mathcal{G} , Ungarn 8 \mathcal{G} , mindestens 70 \mathcal{G} .



Im Wirtshaus.

Und ich sage Euch," rief Lehrer Lempel, "auch viel Gutes hat der Krieg gebracht. Wir haben sparen gelernt und haushalten mit dem, was wir haben. Und das wird hoffentlich auch in Zukunft so bleiben."

"Ja, sparen," lachte der Herr Bureauvorsteher beim Rechtsanwalt Müller in A., der sich von den Entbehrungen der Zeit und den Arbeiten des Dienstes hier auf dem Lande erholen wollte. "Ihr habt gut von Sparen reden und von Haushalten. Ihr habt hier, was Ihr braucht, aber drinnen in der Stadt hieß es oft hungern, um den verdammten Engländern die Rechnung zu verderben."

"Ja, meinen Sie, wir haben nicht auch uns einrichten und entbehren müssen?" meinte Bauer Witt. "Freilich, sattzuessen haben wir ja meist gehabt, aber wenn ich zum Beispiel daran denke, wie wir erst im Winter im Dunkeln saßen, ohne Licht, da mein' ich doch, auch wir hätten's gespürt. Jetzt freilich —"

"Halt," fiel ihm der Lehrer ins Wort. "Recht habt Ihr beide gewiß, aber Ihr seht auch daran, wie ich vorhin sagte, daß auch Gutes dabei ist. Ihr," fuhr er zu dem Städter gewendet fort, "klagt über die Einschränkungen bei der Ernährung. Gewiß sind sie oft schwer geworden, aber haben wir nicht gelernt, mit dem Vorhandenen auszukommen? Und haben wir nicht Schätze nutzbar gemacht, an denen wir früher achtlos vorbeigegangen sind? Und genau so," wandte er sich an den Bauer Witt, "liegt's mit Eurem Licht. Gewiß war es unangenehm, als Petroleum knapp und knapper wurde . . ."

"Und ob," schaltete Witt ein.

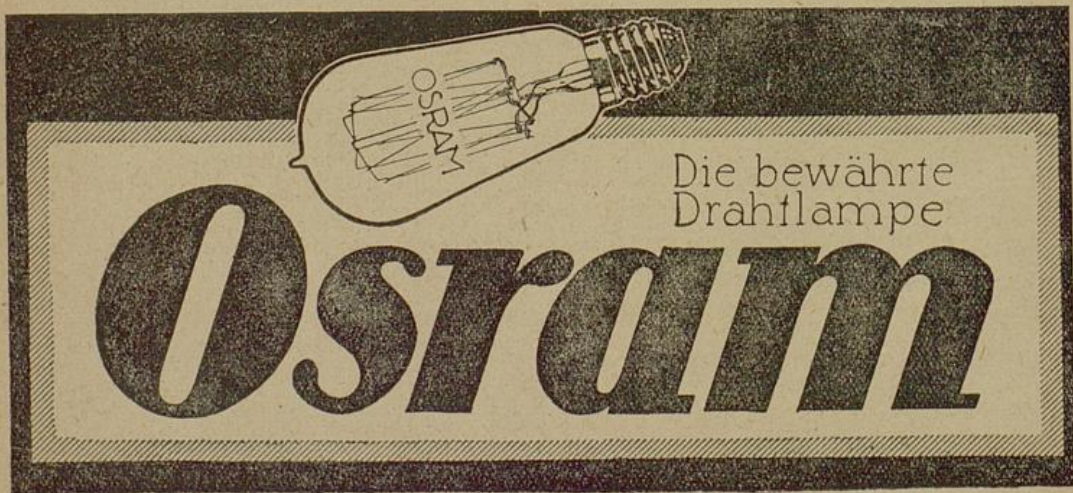
"— aber als Ihr dann einer nach dem anderen notgedrungen zum elektrischen Licht kamt, da habt Ihr doch etwas Besseres eingetauscht, nicht wahr?"

"Das will ich meinen," sagte Witt und nahm einen kräftigen Schluck, "und ich möchte heute nicht mehr ohne meine »Osram« sein. Ich kann jetzt ruhig aus dem Hause gehen; die — nebenbei gesagt, unverschämt teuren — Zündhölzer richten kein Unheil mehr an, und keine Petroleumlampe kann mehr umfallen. Meine Alte ist froh, daß die tägliche Putzerei der Lampen aufgehört hat; das mußte sie nämlich immer selbst machen, weil die Mägde das nicht richtig verstanden. Und trotzdem hat es oft genug gerußt, daß alles schwarz wurde. Sie hat keine Sorge mehr, wo sie Petroleum herkriegt. Dabei ist die Geschichte so bequem — ein Knips —, und man kommt nie in Verlegenheit, weil die Zündhölzer nicht zur Hand sind."

"Ja," mischte sich der Wirt ins Gespräch, der eben an den Tisch getreten war, "und teuer ist die Sache auch nicht. Die Anlage kostet ja ein paar Mark, aber der Strom ist fast unglaublich billig. Wir haben für das halbe Geld wie früher jetzt ein besseres Licht. Die Osramlampen sind nicht teuer und halten selbst bei der nicht gerade vorichtigen Behandlung jahrelang."

"Für mich hat die Sache noch einen besonderen Vorteil gehabt," sagte Witt. "Bei der knappen Zeit und den wenigen Leuten, die man hat, habe ich auch Nachtbetrieb eingeführt. Das geht gut, weil die Osram-Lo-Lampe nicht feuergefährlich ist und bei ihrem Licht ebenso gut gearbeitet werden kann wie am Tage."

"Nun," meinte Herr Lempel, "habe ich nicht Recht? Ihr habt für billigeres Geld etwas Besseres und obendrein etwas, was nicht aus dem Ausland kommt. Ungezählte Millionen, die vor dem Kriege für Petroleum ins Ausland gingen, bleiben jetzt in Deutschland. Das ist auch eine Frucht des großen Krieges — dank Osram."



Die bewährte
Drahtlampe

Osram

Weltbegebenheiten.

Bis Anfang August 1917.



Von einem Mönch zu Heisterbach im Siebengebirge wird erzählt, daß ihm einst, da er schlief, hundert Tage wurden wie ein einziger Tag. Oft deucht den Sinkenden im Erleben des Weltkriegs,

er wär' dieser Mönch. Ereignisse, die gut ein Menschenalter ausfüllen könnten, drängen sich auf den kürzesten Zeitraum zusammen. Ungeheure Völkerschicksale streiten um den Vorrang; der Wille der einzelnen wie der großen Gesamtheiten bringt nie erschaute Taten hervor; die Verhängnisse wälten mit der Schnelle des Sturms, und Umwälzungen — es seien solche politischer, wirtschaftlicher oder geistiger Natur — vollziehen sich in ebensoviele Tagen als früher in derselben Zahl von Jahren. Aber inmitten dieser gewaltigen Bewegung von Handlungen und Geschehnissen, von Wandlungen und Zerstörungen gibt es für uns einen festen Punkt: es ist der Glaube an unser Deutschtum, das nicht umsonst seine Urkraft durch die Jahrhunderte bezeugt hat und im Zusammenwirken aller seiner Stämme in der Welt die Stellung behaupten wird, die eine weise Vorsehung ihm zuwies.

Nach den Berechnungen unsrer Feinde mußte Deutschland ganz sicher am Boden liegen, noch eh' das Jahr 1916 zur Reife gegangen war. Ein Sieges- und Rachezug ins Herz Deutschlands war geplant. Dann sollten — so stand es in französischen und englischen Blättern zu lesen — die Deutschen, Fürsten und Volk, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, ihre Eisenbahnen, Bergwerke und Schiffe den Siegern überliefert, dem Reich eine Buße von mindestens 500000 Millionen, zahlbar in Jahresraten, auferlegt sein. Und die Zeitungsschreiber an der Themse und Seine führten ihnen geduldigen Lesern für das Gelingen dieser Pläne alle möglichen Gründe ins Treffen — jeder Grund dreimal stärker als die Hofenträger des Wahren Jakob, die bekanntlich von zehn Pferden nicht zerrissen werden können.

Dem vaterländischen Boden reißt nach verheißungsvollem Frühling die 17er Ernte heran;

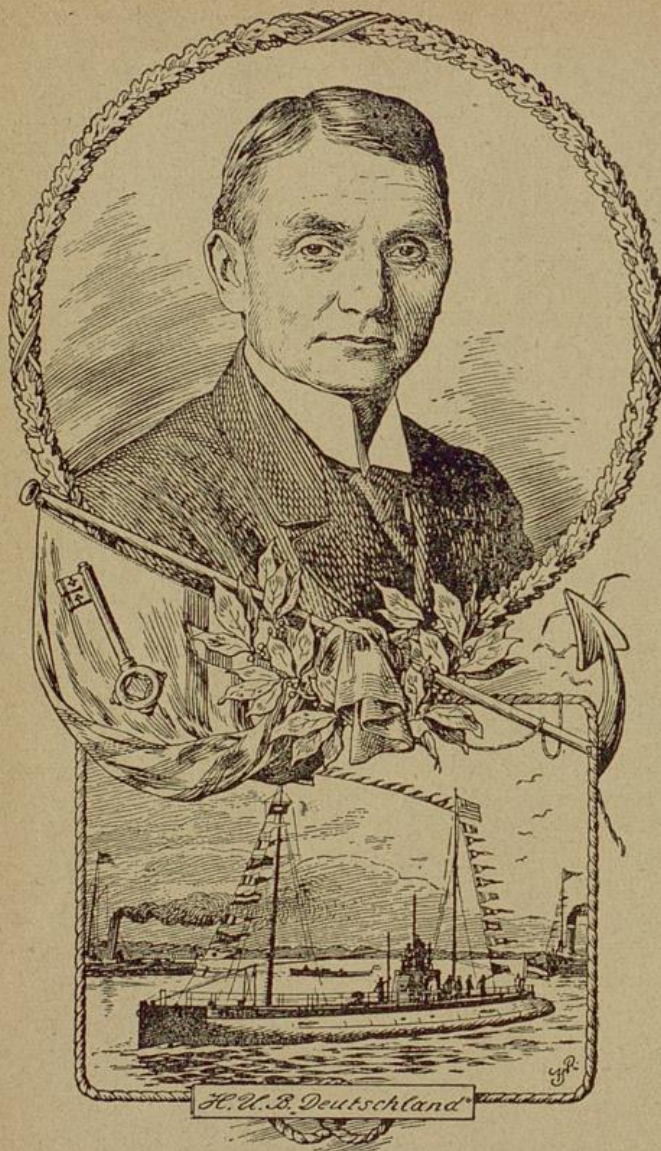
zum dritten Male fährt sich der Tag des Kriegsausbruchs, und wie steht's auf den Feldern der Entscheidung? Dank Hindenburgs großem Kriegesplan haben die Gegner, trotz nie dagewesenem Aufwand von Menschen und Mitteln, ihre Angriffsziele nirgends erreicht, weder im Westen noch am Jonzo noch in Mazedonien, und auch gegen Rußland hin bilden unsre Stellungen einen einzigen großen Wall.

Bei Betrachtung der Kriegskarte stellt der Sinkende fest, daß wir, alles in allem genommen, mit dem Stand der Dinge zufrieden sein können. Zwar weht — eine schmerzliche Feststellung — über Bagdad, der uralten Märchenstadt, Englands verruchtes Banner; in Armenien herrscht der Russe, und wir selbst haben den Verlust fast unsres ganzen Ueberseegebiets zu beklagen. Aber wir haben gleichwohl Grund, das Haupt hoch zu tragen. Wie weiland Sankt Georg, der Drachentöter, erwehrt sich der deutsche Michel eines vielköpfigen Lindwurms. Nachdem im ersten Kriegsjahr Belgien und der Norden Frankreichs erobert, im zweiten aber Polen, Kurland und Livland besetzt, Serbien und Montenegro darniedergeworfen worden sind, hat das dritte



Wie weiland St. Georg erwehrt sich der deutsche Michel eines vielköpfigen Lindwurms.

Kriegsjahr, 1916, uns den gewaltigen Erfolg in Rumänien beschert und das vierte begann jenseits mit siegreicher Abwehr im Westen und mit der Vertreibung der Russen aus Galizien und der Bukowina.



Kapitän König, Führer des Handelstauchbootes „Deutschland“.

Das Nachrechnen, wie es an dieser oder jener Stelle noch besser hätte kommen können — als ob Schlachten nur so auf Bestellung entstünden —, überläßt der Hinkende gern jenen Helden, die in enger Zeitungsstube mit dem Säbel hinterm Ohre kämpfen. Was diese Herren auch sagen mögen — die Wage des Erfolgs neigt sich nach der Vierbundsseite. Wieviel unsre Feinde bei aller Massenverschwendung ausgerichtet, haben wir im Westen gesehen. Mehr als eine Drittelmillion Leute wurden von England und Frankreich in der ersten Jahreshälfte von 1916 ge-

opfert, um einen Bodengewinn zu erzielen von 200 Quadratkilometern. Da aber gut 50 000 Quadratkilometer französischen und belgischen Lands von den Deutschen besetzt sind, mag der Leser einige müßige Augenblicke damit ausfüllen, zu errechnen, wieviel Leute der Feind haben muß, um unsre Faustspänder im Westen aufzuheben. Mit dem Einsatz an Kampfmitteln ist es aber nicht anders als mit dem Menschenverbrauch. Wenn wir einem Bericht der französischen Heeresleitung vom Juni 1916 glauben dürfen, so sind bei Arras an einem einzigen Tag von französischen Geschützen annähernd 300 000 Schüsse gegen deutsche Stellungen abgegeben worden. Eine nicht viel größere Menge wurde im ganzen Krieg von 70/71 von deutschen Feldgeschützen verfeuert. Daß die Kosten des Weltkriegs schon heute größer sind als die Ausgaben sämtlicher Feldzüge des neunzehnten Jahrhunderts, einschließlich der Napoleonischen, liegt darnach auf der Hand. Es ist berechnet worden, daß der Aufwand für 2½ Jahre unerhörten Ringens mindestens 290 Milliarden beträgt, von denen wir und unsre Verbündeten ein Drittel, unsre Gegner zwei Drittel zu decken haben.

Als 1871 in die Friedensverhandlungen eingetreten werden sollte und Bismarck als Höhe der Kriegsschädigung 5 Milliarden nannte, wäre der Staatsmann Thiers vor Schreck schier umgefallen, und er meinte: diese Summe sei so ungeheuerlich, daß einer, wenn er bei Christi Geburt zu zählen begonnen, damit 1871 noch nicht zu Ende sein könne. Worauf Bismarck erwiderte: er habe gerade deshalb den großen Bankherrn Bleichröder mitgebracht; der zähle schon seit Erschaffung der Welt.

Bismarck ist tot, aber auch Herr von Bleichröder, und der Hinkende ist begierig, wie sich einst das Soll und Haben des Weltkriegs ausgleichen wird. Jedenfalls mücht' er als Rechnungsprüfer nicht bestellt sein.

Als der Hinkende das vorige Mal sich mit seinen Freunden über die Weltlage unterhielt, war die Dauerschlacht auf beiden Ufern der Somme und am Ancrebach in vollem Gange. Sie sollte den Engländern und Franzosen endlich den Weg zum Rhein freimachen und zu-

gleich weitere Bedrohung von Verdun abwehren, dessen Außenwerke Douaumont, Baux, Malancourt und Bethincourt im Frühjahr 1916 planmäßig von uns erstürmt worden waren. Nach achttägigem ununterbrochenen Trommelfeuer hatte der Feind, 750000 Mann stark, in vierzig Kilometer breiter Front den Angriff eröffnet. Drei Monate währte das Ringen, und um ungeheuren Blutpreis gewann der Gegner ein verwüstet Stück Landes, kaum vierzig Kilometer breit und elf Kilometer tief, mit 43 völlig zusammengeschoßenen Dörfern und dem Städtlein Comblès, dessen Kirche und Friedhof den Schauplay erbittertster Kämpfe gebildet haben. Allein in jenem furchtbaren Vierteljahr verlor England — und zwar hat der Hinkende es amtlich — nahezu 428000 Mann und über 30000 Offiziere.

Als man in Deutschland die wenigen Trauben des Herbstes 1916 schnitt, lebte an der Somme und Ancre die Riesenschlacht von neuem auf und dauerte bis zur Novembermitte; bei Le Sars und Serre, bei Pressoire und Beaucourt ereigneten sich Zusammenstöße von beispielloser Wildheit, und so groß die Verluste der Vertei-

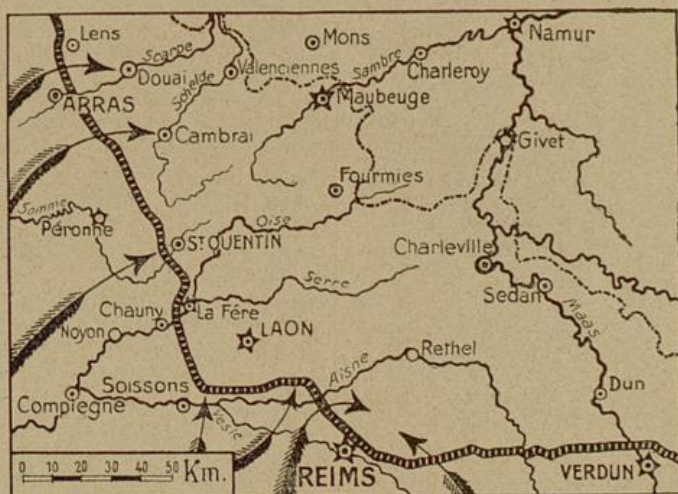
diger waren, — die Angreifer zahlten ihr Unternehmen mit viel beträchtlicherer Einbuße, denn immer wieder hatten sie ihre Heereslücken ausfüllen müssen. Mindestens 800000 Mann sollen die Engländer und Franzosen in den gesamten Kämpfen an der Somme und Ancre geopfert haben. Und das Ergebnis? Mäßiger Bodengewinn, aber ein völliges Versagen des großen Durchbruchplans. Also war es wieder nichts mit dem erträumten Stelldichein zarischer Kosaken und indischer Lanzenreiter am Brandenburger Tor. Denn dem Russen ward zu selbiger Zeit, bei anfangs erfolgreichem Anlauf in Galizien, ebenfalls der Schlagbaum vorgetan.

In jenem Sommer und Herbst hat deutsche Dpfertat im Westen vielleicht das Schicksal Deutschlands — unser aller Schicksal — auf den Schwertern getragen. Wie konnt' es daheim noch Leute geben, die damals allerlei Dunkles weis sagten, weil nach Wegnahme von Souville und Lauffée unsre Unternehmung gegen Verdun

ins Gegenteil umschlug, Mitte Oktober die Panzerfeste Douaumont, nur mehr ein Trümmerhaufe, drei Wochen darnach auch das Bollwerk Baux geräumt werden mußte? Welche Opfer der Gegner auch hier brachte, damit eine seiner wichtigsten Festungen, gefahrvoll eingeschnürt, nur wieder etwas atmen konnte, wissen wir aus dem Mund eines Franzosen selber, seit der Abgeordnete Roux-Costadou dem ganzen Lande zurief: „Aus der offenen Wunde von Verdun strömt unaufhaltsam das Blut Frankreichs; bald wird kein Bauernstand mehr da sein!“

Man muß es den Briten und Franzmännern lassen: sie verfolgen ihre Hauptabsicht mit einer Zähigkeit, die wir bewundern müßten, wär' ihre Kriegführung nicht eine solche von Wilden. Daß sie aber wehrlose Gefangene in den vor-

dersten Stellun-gen beschäftigen, bis wir die Gegner zwingen, einigermäßen menschlich zu verfahren, gehört zu den traurigsten Merkblättern der neuern Geschichte. Der Wahn, uns endlich doch vernichtend zu treffen, peitscht die Feindsmächte zu immer maßloseren Anstrengungen auf. Seit Spätherbst 1916 hatten sie

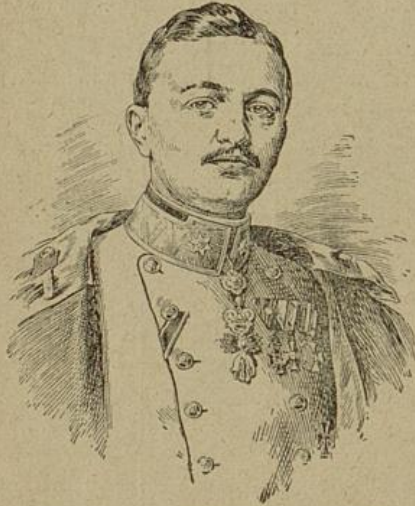


Gebiet der Durchbruchschlachten im Westen

Anstalten zu einem neuen großen Schlag getroffen. Möglichst auf sämtlichen Kriegsschauplätzen zugleich sollte das Gewitter losbrechen. Und da am 31. August, in sehr ernster Stunde, unser Hindenburg vom Kaiser mit dem Oberbefehl über das ganze deutsche Feldheer betraut worden, dachte Frankreich auf dem Schachbrett des Kriegs einen entscheidenden Zug zu tun, wenn es, noch vor Jahreschluß, Herrn Joffre mit der Ehrenbenennung eines „Marschalls von Frankreich“ kaltstellte und auf seinen Posten den Eroberer von Douaumont und Baux, General Nivelle, berief. Die Anhäufung von Streitermassen und Kampfmitteln bis zum Frühjahr überstieg alle früheren Begriffe und Erfahrungen. Die halbe Welt hatte für unsre Widerfacher neue Waffen geschmiedet, Kriegsgerät aller nur erdenklichen Art (darunter unförmige Sturmwagen) gebaut, Geld und vor allem Menschen hergegeben. Eine neue furchtbare Gefahr wuchs für unser Vaterland herauf, daß

es hieß: Deutscher! umpanzere dreifach dein Herz!

Aber lebt nicht unter uns der Unbeirrbare, der Unerfrockene, der auch in den veränderlichsten Formen des Weltkriegs, trotz schier unendlicher Ausmaße der Kräfteverhältnisse und Kampfkränze, den Blick auf das Notwendige gerichtet hält? ein Feldherr, ebenso klug in seinen Plänen, als kühn und sicher, wenn diese Entwürfe zur Tat werden sollen? Und Hindenburg fand auch diesmal das Richtige: von Ende Februar bis Mitte März ließ er unsre Heere zwischen Arras und der Aisne auf günstigere, weil gut



Kaiser Karl von Oesterreich, König von Ungarn

ausgebaute, von langer Hand vorbereitete Stellungen zurückgehn; das geräumte Gelände ward aller Stützpunkte beraubt, und den Feinden ging damit das wichtigste Sprungbrett für einen gleichzeitigen Entscheidungsangriff verloren. Das alles, ein Meisterstück der Kriegskunst, war mit geringen Verlusten an Menschen und Kriegsgerät, fast unbemerkt vom Feind geschehen. Jetzt aber entluden sich die drüben aufgespeicherten Kräfte, als wollten die Pforten der Hölle aneinanderbersten. Noch während des Osterfests, am 9. April, warf England bei Arras sein bestgeschulstes Heervolk, dreißig Divisionen, auf den rechten Flügel unsrer jetzigen Verteidigungswerke, der „Siegfriedstellungen“, wie sie amtlich genannt werden, und Tausende von Feuerschlindern spien ihre Schrecken aus. Mit nicht geringerem Ungestüm verbißten etliche Tage darnach, an der Aisne, Frankreichs neue Aufgebote sich in unsre Hauptstützpunkte zur Linken. Wenn man die „Siegfriedstellungen“ von beiden Seiten erfaßte und eindrückte, so war, gemäß Pariser Rechnung, der Weg nach Namur und ins Tal der Maas frei. Aus Ansturm und Abwehr erwuchs in räumlichem und zeitlichem Umsichgreifen eine

Doppelschlacht von siebenwöchiger Dauer; im Feuer jedoch der Geschütze und Minenwerfer, in Granathagel und Gaswolke, trozten deutsche Männer, eine Heerchar von Siegfrieden, der wütenden Uebermacht. Was vor Reims und Saint Quentin, bei Craonne und Cerny, am sogenannten Damenweg, über und unter der Erde und nicht zuletzt im Luftraum, geleistet worden, gereicht unsern vaterländischen Waffen zu unvergänglichem Ruhm.

Das Tor nach dem Innern Deutschlands also blieb den Feinden verschlossen. Nicht ein Spältlein nimmt der Sinkende wahr, durch das sie könnten hereinschlüpfen. Ihre Hoffnung brach zusammen wie ihre großen Sturmwagen, deren auf dem schmalen Abschnitt zwischen Ailette und Aisne, also auf einer zwei Kilometer breiten Strecke, allein 32 bewegungsunfähig liegengeblieben sind. Da die deutsche Heerführung an der Aisne wie in der Champagne die Trümpfe in der Hand behielt, soll jetzt der englische Druck auf Flandern dem Landkrieg die erhoffte Wendung geben, aber auch in heißumstrittenen Raum von Ypern bis zum Bogen von Wytschaete zeigten sich die Unjern dem Feind gewachsen.

Während die Kampfthätigkeit im Nordwesten Frankreichs und auf flandrischer Erde aufs Höchste stieg, fanden kleinere Unternehmungen in den Vogesen statt. Dort befehligt aber nicht mehr General Gaede, der vielmehr am 16. September 1916 nach kurzer Krankheit zu Freiburg starb. Wenn der Sinkende einen Kranz auf dem Grab des Unvergeßlichen niederzulegen hätte, müßte die Inschrift lauten: „Dem Schirmher deutschen Westmark; dem Mann und Helden!“

Die Franzosen, Leute von lebhaftester Einbildungskraft, trösten sich über ihr Mißgeschick mit schönen Redensarten und noch schöneren Geisteserfindungen. Um der Streiter sinkenden Mut zu beleben, soll ihnen eine neue Jungfrau von Orleans auferstanden sein, Frankreichs Boden von den Fremden zu reinigen. Sie mögen diese Heldin von überirdischem Beruf nur gut aufbewahren, damit sie eines Tages, wie ihre berühmte Vorgängerin getan, gegen britische Unmaßung zu Felde zieht.

In Calais sitzt der Briten heut zehnmal fester als zu jener Zeit, da er die „gottgesandte Jungfrau“ zu Rouen dem Flammentode preisgab. Dem Leser ging schon lange ein Licht auf, wenn er weiß, daß jener See- und Kriegssplatz erster Ordnung gerade dort liegt, wo die Meerenge zwischen Frankreich und England am schmalsten ist. Zu gerne möchte das Inselvolk auch in Belgien den Herrn spielen, wie dies Land nur durch englische Schuld mit ein Brandherd des Weltkriegs ward. Dort aber haben wir das Heft in der Hand, unsre Lage hat sich so geestigt, daß wir das besetzte Gebiet in zwei sprachlich selbständige Verwaltungskreise, einen

vlämischen, mit dem Sitz in Brüssel, und einen wallonischen, mit Namur als Mittelpunkt, zulegen konnten. Die Eröffnung der Hochschule zu Gent als einer Pflegestätte vlämischen Geisteswesens hatte dem Bildungszstreben der Belgier schon vorher einen wertvollen Dienst geleistet. Daß wir trotzdem die Hunnen heißen, weil die deutsche Verwaltung belgische Arbeiter, die lieber gefaulenzt hätten, nach Deutschland abführte und bei gutem Lohn zur Arbeit zwang, muß uns nicht betrüben.

Zielbewußt und klug, von unerschrockener Strenge, wenn es sein mußte, voll menschlichen Wohlwollens, wenn er es sein durfte — so hat Freiherr v. Bissing das Land verwaltet, ein Statthalter, wie er nicht besser sein konnte. Am 18. April 1917 rief der Tod diesen Tüchtigen ab. Es hat ihm nicht an Schmähungen der Böswilligen gefehlt, weiler entnervendem Müßiggang den Meister zeigte, weil er mit eiserner Faust in das Wespennest geheimer Wähler griff, weil er es wagte, den obersten Geistlichen Belgiens in seine Schranken zu verweisen. Der Leser erinnert sich, daß Herr Mercier, der Kardinal, in zweideutigen Hirtenbriefen die Katholiken zum Widerstand gegen die Obrigkeit aufreizte und auf die deutschen Soldaten verheerende Seuchen vom Himmel herabflehte. Kein ehrenreines Zeugnis gibt es für den Generalobersten v. Bissing, als die Berichte einer angesehenen Engländerin, Hobhouse mit Namen, über eine Reise durch das besetzte Belgien. Pflug und Werkstatt

— so stellt diese Frau fest — erlernen sich reichen Segens; das Erziehungsweisen steht hoch über dem früheren Stande; der Verkehr zwischen Belgien und Deutschen macht überraschende Fortschritte, und das Rathaus von Löwen, dieser Schmuckkasten, ist mitnichten zerstört, sondern steht als ein Denkmal deutscher Kunstfürsorge auch auf Feindesboden.

Der Geist heilsamer Ordnung und gesunden Fortschritts ward vom Deutschen auch auf russische Erde verpflanzt. In Polen, das wir gegen die feindliche Sturmflut des vorjährigen Sommers behaupteten, ist Herr von Beseler in denselben Grundfäden tätig, die die Verwaltung Belgiens auszeichnet. Die großen Mittelmächte gaben am 5. November ein überraschendes

Zeichen gemeinsamer Stärke: ein Erlaß beider Kaiser verkündete die Wiederherstellung des Königreichs Polen und die Verleihung des Rechts an Galizien, künftig seine Landesangelegenheiten kraft eigener Entschlüsse zu ordnen. Niemand — er sei denn in gewissen Staatskanzleien geessen — hatte von den Vorbereitungen dieses Schritts etwas gewußt, nicht einmal der Hinkende, der über den Gang der Weltgeschichte, über Sturz und Aufstieg der Staaten, nur immer wieder sich wundern muß. Der Weltkrieg gibt Völkern, die lange in Knechtschaft gelebt, ihre Unabhängigkeit zurück (seit 1831 gab es kein freies Polen mehr), und er beraubt andere ihrer Selbstständigkeit. Belgien, Serbien, Montenegro haben ihr staatliches Eigendasein verloren. Rumänien, verblendet wie sie, muß nach ehernem Gesetz ihr Los teilen. Diesem Lande blieb es vorbehalten, den Sidbruch Italiens durch eine noch größere Schurkerei zu übertrumpfen. Fast zur selben Stunde, da Italien, für niemand überraschend, Deutschland den Krieg erklärte — man schrieb den 27.

August —, sprach sich Rumänien seiner Bündnisverträge von 1883 frei und warf Desterreich den Fehdehandschuh hin. Es hatte längst auf der Lauer gelegen und nur den Augenblick abgewartet, wo die Kriegslage seine Beute gier am raschesten und sichersten befriedigen konnte. Der Leser weiß, wie es im Sommer 1916 an den Grenzen Desterreichs und Ungarns stand. Wohl setzten Graf Bothmer und General von



Hauptmann Voelcke.

Vinzingen den Heeren Brussilows einen undurchdringlichen Wall entgegen; aber das Kriegsglück neigte sich den Russen zu, lieferte ihnen fast die ganze Bukowina samt Czernowitz und ein weiteres Stück Galiziens mit Kolomea, Stanislaw und Delatyn in die Hände und zeigte ihnen von fern Lemberg als Wiederholung früheren Siegespreises. Darauf hatte Rumänien gewartet. Manchem von uns hat damals das Herz im Leibe geklopft, denn der neue Feind konnte weit über eine halbe Million frischer Streiter ins Feld stellen; manchem aber auch stieg die Hornröte ins Antlitz: zum ersten Male wieder seit 1866 griff ein deutscher Fürst zum Schwert gegen Deutsche. Umsonst war König Ferdinand gewarnt, und wieder ging

ein Gefährter dem russischen Bären in die Falle. Es ist, wie der alte Feldmarschall von Högendorf gesagt hat: der Krieg ist ein schlechtes



... und wieder ging ein Gefährter dem russischen Bären in die Falle.

Geschäft für jeden, besonders aber für Verrückte. Anfangs zwar geriet den Rumänen alles nach Wunsch: mit solcher Wucht warfen sie sich, schwachen Grenzschutz überrennend, auf Siebenbürgen, daß noch in der Woche der Kriegs-



Wenn Herr Gröner es verlangt, steht der Hintende mit dem Löwenwirt selber an die Werkbank und dreht Granaten.

erklärung, also im Erntemonat, Kronstadt und Hermannstadt nebst anderen Plätzen geräumt werden mußten, und die Bewohner, darunter viele Tausende von deutschem Blut, vor dem Wüten

eines erbarmungslosen Feinds auf ungarischen Boden flüchteten. Nun aber war der Retter aus vielen Nöten, unser Hindenburg, der Generalfeldmarschall, kurz zuvor mit umfassendsten Vollmachten betraut worden. Und Ludendorff war auch noch da, seine rechte Hand. Das Blättlein wandte sich. Am 28. August hatte Deutschland an Rumänien den Krieg erklärt; am 31ten folgte die Türkei nach, deren Truppen bald auf neuem Schauplatz den Ruhm muslimischer Tapferkeit entfalteten; ein gleiches tat Bulgarien am 1. September. Was weiter kam, leuchtet so hell und warm in der Erinnerung eines jeden, daß der Hinkende sich kurz fassen darf. Mit einemmal stand in der Dobrudscha einer, bei dessen Namen uns auch das

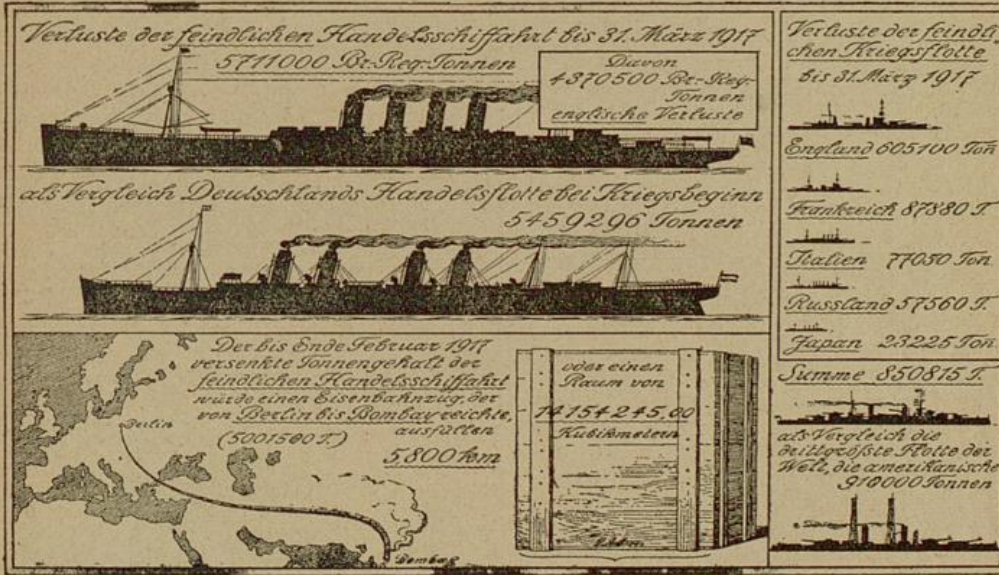


Der Britte halt ja schon die Faust, wenn die holländische Nachbarin dem Deutschen ein wenig Butter auf sein Kriegsbrot schmirt.

Herz höher schlägt: Mackensen! Seines Heers linker Flügel, eine Waffenbrüderschaft von Deutschen, Bulgaren und Türken, erstürmt Tutrakana und Silistria, zwei wichtige Donaufestungen, nimmt 27000 Mann gefangen, macht reiche Kriegsbeute, darunter hundert Kanonen. Damit ist der Zugang nach Bulgariens Mitte (und nach Konstantinopel!) verriegelt. Der Versuch einer Stromüberschreitung bei Rahovo schlägt für die Rumänen jämmerlich fehl: sie werden eingekreist und mit schwersten Verlusten zurückgejagt. Für den Einbruch in Siebenbürgen aber waltete bereits das Strafgericht. Schlag auf Schlag ward es von den Deutschen vollzogen. Die Umfassungsschlacht bei Hermannstadt traf den Verrat mit voller Wucht. Es folgen die rumänischen Niederlagen am Geisterwald, bei Törzburg und Marienburg, die Rück-

eroberung von Kronstadt; in ununterbrochenem Kampf mit Menschen, Natur und Wetter dringen die Sieger nach der walachischen Tiefebene und vereinigen sich am 25. November mit Mackensens Donauarmee. Um dies richtig einzuschätzen, muß man wissen, daß Gebirgskämme von mehr als 2000 Meter Höhe (die Transylvanischen Alpen) zu überklettern, in pausenloser Verfolgung rumänischer Nachhut die unwirtlichen Schluchten und Täler zurückzulegen waren, und daß nach beispiellosen Anstrengungen nur eine große Schlacht (bei Targu-Jiu) zum endlichen Durchbruch verhalf. Und dies alles war das Werk der Tapfern Falkenhayns, der noch kurz zuvor hinter den Generalstabsaktien

stadt nach Bukarest an sich riß, Crajova besetzte, war Mackensen über den Trajanswall weit in die Dobrudscha, den südöstlichsten Landesteil von Rumänien, vorgestoßen, hatte die Russen, Rumänen und Serben aus ihren Feldbefestigungen gejagt, die Hafenstadt Constanka und Czernavado genommen und beherrschte fast sämtliche Donauübergänge sowie die Schienestrecken von West und Ost gen Bukarest, als die Vereinigung mit dem andern ruhmbedeckten Heere stattfand. Gemeinsam setzten nun Mackensen und Falkenhayn den Bewegungskrieg fort, und nachdem die Rumänen in der dreitägigen Schlacht am Urgeul eine vernichtende Niederlage erlitten, war das Schicksal der Landes-



Wartungen des Landbootkrieges.

geessen, aber auf des Kaisers Wunsch das Schwert mit der Feder vertauscht hatte.

Umsonst versuchten die Russen den Einmarsch in die Walachei aufzuhalten. Am die Septemermittte hatte General Gerof, ein Schwabe, an der Marajowka, und der bekannte Graf Bothmer nördlich der Dornika zarischem Kriegsvolk siegreiche Kämpfe geliefert, wobei auch Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, ein Neffe unfres Kaisers, den Soldatentod fand. Am Stochod teilte General Claudius saftige Hiebe aus, und die Russenschwärme, die in siebzehnmal wiederholtem Ansturm westlich von Luzk aus Wolhynien vorbrachen, konnten Rumänien ebensowenig retten, als es die Anstalten Sarraills vermochten. Dieser gewann zwar Monastir, die zweitgrößte Stadt Mazedoniens, war aber dann mit seinem Latein zu Ende.

Während die Falkenhaynsche Armee ihre Großtaten vollbrachte, die Hauptbahn von Kron-

stadt vollends besiegelt. Am 6. Dezember fiel Bukarest als schönste Siegesfrucht des bisherigen Feldzugs den Verbündeten in die Hände; am selben Tag gewannen wir das wichtigste Erdölgebiet von Europa, streckten die letzten Reste der in der Westwallachei umherirrenden Orjova-Kampfgruppe, 8000 Mann, die Waffen, und die gleichzeitige Einnahme von Ploesti half unsre Front von 800 Kilometer auf 100 Kilometer verkürzen.

Wie ein kundiger Spieler auf den verschiedenen Feldern seines Schachbretts Zug um Zug ausführt, damit die Königin als mächtigste Figur des Spiels dem Gegner verloren geht, so hatte Hindenburgs überlegener Geist das Ganze ausgenommen: fast ohne Kampf war die Festung Bukarest gefallen, und half der Stolzen nichts, daß Herr Brialmont, Schöpfer der Bollwerke Antwerpens, ihr einen Panzergürtel umgetan in der Weite von 75 Kilometern. Die Bulgaren

durften als erste in die Landeshauptstadt einziehen. Sie hatten mit den Rumänen noch vom Jahre 1913 her abzurechnen. Dieses Geschäft war jetzt erledigt.

Des rumänischen Feldzugs zweiter Teil belohnte die Eintracht der Verbündeten. Nach dem Falle Bukarests ward die Verfolgung des Gegners aufgenommen, ohne Verzug und Ermatten, ein frisch-fröhlicher Bewegungskrieg; eine fünftägige Schlacht um die Weihnachts-



„Nein!“ sagte die taurre Person, „ich habe es satt, für einen Engländer zu tochen!“

zeit nordöstlich von Buzen entschied sich ebenfalls zu unseren Gunsten, und die Einnahme von Braila setzte zu Beginn des neuen Jahres den Schlüsselpunkt hinter das Ganze. Der Erfolg sprang für jedermann in die Augen: Rumäniens Heer war von 700 000 Mann auf die Hälfte zusammengeschmolzen; etwa ein Viertel des früheren Mannschaftsbestandes und 1600 Offiziere waren gefangen, und hatten die Mittelmächte vor dem neuen Feldzug etwa 400 000 Quadratkilometer fremden Lands besetzt, so kamen nun weitere 100 000 Quadratkilometer hinzu, die frucht- und rohstoffreichsten Gefilde Rumäniens, die deutscher Fleiß seitdem wirtschaftlich ausnützte. Im gleichen Maß wie der Raumbgewinn war die eigentliche Kriegsbeute gewachsen. Sie betrug 500 Feldkanonen, 25 schwere Geschütze, 365 Maschinengewehre. Ein Bahnetz von ungefähr 3000 Kilometern kam zu zwei Dritteln in unsre Gewalt, ebenso das Zubehör von 130 Dampffrosen und 4500 Eisenbahnwagen — nicht zu vergessen der Donaustraße mit zahlreichen Frachtschiffen.

Rumänien war, als das Jahr 1916 seinem Ende zuneigte, so viel wie erledigt; die Westmächte, England und Frankreich samt Rußland mußten merken, daß Deutschlands Unterwerfung und Zerstückelung denn doch auf etliche Schwierigkeiten stieß; Italien hatte als Ergebnis einer

siebten, achten und neunten Isonzoschlacht endlich Görz gewonnen, mit dem es, als einem Getrümmter, nicht viel anfangen kann, und war dann stehengeblieben; zur See und im Luftkampf hatte der Mittelländische Bund — wie wir die Vereinigung der Deutschlandsfreunde heißen wollen — seine Ueberlegenheit vor aller Welt dargetan, also daß im Gefühl bewußter Stärke die Verbündeten ernstlich versuchen durften, dem Weltbrande Einhalt zu tun. Ein solcher Schritt konnte nach allem, was vorangegangen, nicht als Schwäche ausgelegt werden; durch Annahme des Hilfsdienstgesetzes im Reichstag hatte das Volk seinen Willen ja deutlich bekundet: wir wollen den Frieden, denn der Krieg ist uns nicht Selbstzweck, sondern nur aufgedrungenes Mittel zum Schutze von Herd und Heimat. Bleibt aber der Feind unbeugsam — gut! so wollen auch wir aushalten bis zum Aeußersten. Die Lösung für das Hilfsdienstgesetz vom 5. Dezember 1916 hatte Hindenburg ausgegeben: das ganze Volk soll werden e i n Herz und Wille, e i n Gedanke und Ziel — Unterordnung unter die Gebote des staatlichen Seins. Ein ehernes Gesetz, das Feldheer und Heimatheer zusammenschneidet. Weiß Gott! es blieb nichts andres übrig, so hart es manchen trifft, und wenn Herr Gröner, des Kriegsamts Seele und Leiter, es verlangt, so



... und wieder sind die eifren Hahnensederhüte von tirolischen Häupten übel zerzaust worden.

steht der Hinkende mit seinem Freund, dem Löwenwirt, an die Werkbank und dreht Granaten.

Unser Vaterland also durfte sich stark fühlen; im Oktober hatte Kaiser Wilhelm ein Gespräch mit dem Kanzler, wie das befreiende Wort gesprochen werden könnte. Am 31ten desselben Monats schrieb er Herrn v. Bethmann-Hollweg,



Der Vater mußte staunen, daß man um das viele Wasser einen Zinn ziehen könne wie um seinen, des Vaders, Obstgarten.

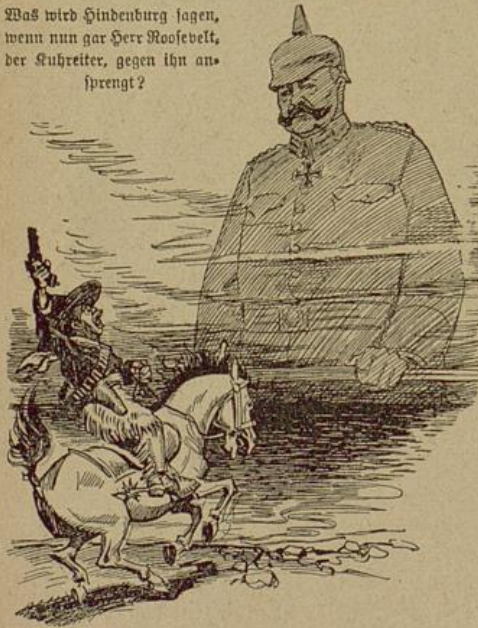
Der Geist mag dereinst richten, wessen Schuld es ist. —

dem Vielbefehdeten: „Ich habe den Mut dazu, ich will es auf Gott wagen!“ Am zwölften des Christmonds — nie, seit der Stern von Bethlehem der Menschheit ausging, ward ihr solche Verheißung! — am 12. Dezember bot Deutschland mit seinen Bundesgenossen einen ehrlichen Frieden an. »Wir sind bereit.« sagten sie, »mit dem Gegner an demselben Tische zu verhandeln, wie eine neue Grundlage hergestellt werden kann für Dasein, Ehre und Entwicklung der Völker.« Der Sinkende hat gleich darauf den Flügelschlag auch anderer Friedenstauben vernommen, der echten und der verkappten. Sie waren dem Land der Eidgenossen entflohen, den Reichen der Mitternachtjonne, aber auch dem Weißen Hause, worinnen Herr Wilson thront, der Weltschiedsrichter. Wer zählt die Väter, die damals hoffend zum Himmel schauten? wer die Mütter und Bräute, die in heißem Gebet rangen, es möchte die Not der Zeit ein Ende haben? Aber gleichsam in das Rauschen der Neujahrsglocken hinein sprachen die Feindemächte ihr höhnisches: „Wir wollen nicht!“ und so müssen denn viele Hunderttausende die Leidensstraße weiterwandeln. Der Welt-

Indem die feindlichen Regierungen das Friedensangebot der Verbündeten schroff abwiesen, bauten sie immer noch auf ihre alten Trugschlüsse. Erstlich meinen sie, Deutschland müsse über kurz oder lang wirtschaftlich zusammenbrechen oder verhungern. Dem der Brite ballt die Faust, wenn auch nur die holländische Nachbarin dem deutschen Michel ein wenig Bitter auf sein Kriegsbrot schmiert. Zum zweiten haben unsre Gegner auf eine Zermürbung der beiden Donaureiche gerechnet, wobei sie auch den Heimgang des Mannes in Anschlag brachten, der weit länger als ein halb Jahrhundert dieser Reiche sicherer Hort und sorgender Vater gewesen ist. Ganz leise spann Franz Joseph der Erste seinen Lebensfaden zu Ende, und am 29. November 1916 ist er, sechsundachtzig Jahre alt, zu Schönbrunn gestorben. Aber die Kronen Oesterreichs und Ungarns glänzen heut auf einem jungen Haupte, und Kaiser Karl, des Verstorbenen Großneffe, der zweiunddreißig Monate auf verschiedenen Kriegsschauplätzen befehligte, scheint die Tatkraft aus dem Felde in die Regierung herübernehmen zu wollen. Der Sinkende aber hat keinen sehnlicheren Wunsch, als daß es dem neuen Herrscher beschieden sei, einträchtige und pflichttreue Völker zu regieren, beglückt zu sein und zu beglücken. Er wird viel zu ordnen und zu heilen haben, denn es ist manches nicht, wie es sein sollte. So hat auch

der Tod Karl Stürgk's, des Ministergrafen, durch ein Werkzeug des Hasses Namens Adler, so verabscheunungswürdig diese Tat auch ist und so hoch man über den Gemordeten als einen Ehrenmann auch denken mag, ein Licht auf Verhältnisse geworfen, die gründlichen Wandels bedürfen. Es ist trotz allem des Sinkenden feste Zuversicht, daß die Hoffnung unsrer Feinde auf einen Zerfall Oesterreich-Ungarns ebenso scheitert, wie ihr übriges Gehoff. Noch auch wohnt in diesen Staaten die Kampfkraft eines Andreas Hofer und Radetzky. Es jährte sich die große Angriffsbewegung der Oesterreicher mit der Bedrohung der italischen Ebene, als Cadorna nahezu mit der Hälfte seines Heers und ganz nach den großen Mustern im Westen eine neue Isonzoschlacht begann, — die zehnte. Es war Italiens größte Anstrengung seit Kriegsbeginn, und das Ergebnis bei einem Verlust von mindestens 160000 Mann an Toten und Verwundeten machte, wie der Löwenwirt sagen würde, den Kohl nicht fett: Eroberung eines nackten Karstrückens von zwei Kilometer Breite, etliche Gipfelprengungen am Plöckenpaß, ein paar Stützpunkte mehr! Inzwischen erlosch die eigentliche Schlacht, aber erst vor kurzem wieder

Was wird Hindenburg sagen, wenn nun gar Herr Roosevelt, der Kuhreiter, gegen ihn ansprengt?



sind die eitlen Hahnenfederhüte von tirolischen Fäusten übel zerzaust worden.

Nach Ablehnung des Friedensangebots hieß es für die Mittelmächte: nun erst recht alle Kräfte angespannt zum endlichen Siege! Wir wissen schon lang, daß England der Hauptfeind ist. England, das Serbien und Rußland brauchte, seine Urheberschaft am Weltkrieg zu bemänteln.

England, das die kleinen Nationen liebt und darum die großen möglichst klein macht. Warum? um sie lieben zu können. England, das seine Welthandelsgeschäfte gestört sieht und darum ein Volk nach dem andern an seinen Wagen spannt, daß sie ihm dienen. Und unter den Staaten der Erde sind viele, die sich sogar vor einer gewissen Köchin schämen müssen. Es ist die Köchin des englischen Gesandten in Schweden, die trotz der Verheißung doppelten Lohns ihrem Brotherrn kündigte. „Nein,“ sagte die tapferere Person, eine Schwedische, „ich habe es satt, für einen Engländer zu kochen.“ Die Amerikaner und ihresgleichen sind anders, und wenn es in London regnet, so krepeln sie in Newyork oder Washington die Hosens auf. Weil wir das alles wissen, darum muß die Seele des nunmehr dreijährigen Kampfes getroffen werden: England! Nun hat uns deutscher Erfindungsgeist eine Waffe in die Hand gegeben, die laut feierlicher Verkündung vom 1. Februar 1917 ohne Einschränkung gebraucht wird: das Tauchboot! Weite Flächen der Nordsee, des Eismeers und des mittelländischen wurden von uns als kriegsgefährdete Gewässer erklärt, als Sperrgebiet, und der Bader, als der Sinkende ihm diese Sachen erklärte, mußte staunen, daß man um so viel Nasses gleichsam einen Zaun ziehen kann, wie er zum Schutz ungebeterer Schmauser um sein Obstgärtlein ein Gitter legt. Land- und Seekrieg sollen fortan eine unverbrüchliche Einheit bilden. So ist es der Wille Hindenburgs, unserer Flottenleitung und des Kriegsministers v. Stein. Kaum war aber unsere reislich überlegte Entschliesung bekannt, so ließ Herr Wilson, dem das Volk der Yankees durch Wiederwahl im Herbst die Leitung seiner Geschicke von neuem anvertraut hat, die Maske fallen, löste am 4. Februar 1917 die Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Deutschen Reich und erklärte am 7. April den Kriegszustand. So schmerzlich es für uns ist, mit einem Staat in Fehde zu leben, an dessen Wiege wir gestanden — es muß auch dieses getragen und durchgekämpft werden. Was wird aber Hindenburg sagen, wenn nun gar Herr Roosevelt, der Kuhreiter, gegen ihn ansprengt?

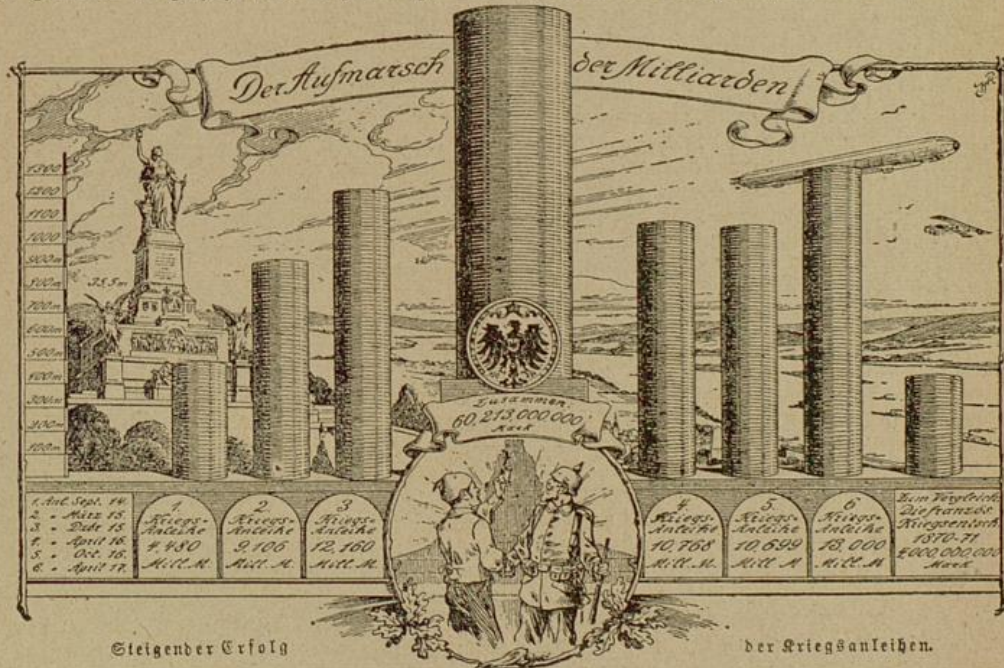
Jetzt sind alle fünf Erdteile in den Weltbrand verwickelt. Von den 57 selbständigen Staaten der Erde haben 22 ihren Verkehr mit den Mittelmächten abgebrochen, 13 stehen mit ihnen auf dem Kriegsfuß, die „Republik des Herrn Veniselos“ nicht miteingerechnet. Auch China, das sich vom Freistaat wieder zum Kaisertum gemaufert hatte, und Brasilien samt einer Reihe von Freistaaten der Neuen Welt sind ja gegen uns aufgehetzt worden — und Herr Wilson lud die noch kriegsunbeteiligten Staaten Europas ein, ihre Scheitlein ebenfalls ins Feuer zu werfen. Er hat damit aber kein Glück gehabt. Sowohl

Spanien als die skandinavischen Reiche winkten ihm ab, denn sie sind mit Sorgen im eigenen Hause beschäftigt. Auch die Schweiz, von der jemand sagte, sie sei wie ein Edelstein zwischen den großen Mächten eingeschlossen, sieht einen neuen Geflügelhut aufgezogen, und es ist dem Sinkenden schon zu viel, daß einer ihrer fähigsten und aufrechtsten Männer, Bundesrat Hoffmann, vor Spähern und Gefinnungsschnüfflern in den Ruhestand hat gehn müssen, weil er zur Herbeiführung allgemeinen Friedens einen Schritt getan, der den gerunzelten Stirnen in London und Paris nicht angenehm sein könnte.

Schon länger sollte Griechenland zum Waffengang gezwungen werden. Viel hat das Volk der Hellenen in Jahrhunderten geübt, aber

dessen König Konstantin, kaum daß der Geächtete schweizerischen Boden betrat, von england- und franzosenfreundlichem Pöbel aufs roheste beleidigt wird. Vollends hat nun der böse Geist des Hellenenvolks das geknechtete Land seinen „Schutzengeln“ ausgeliefert; gewaltsam sollen die Griechen zum Krieg an der Seite ihrer Erpresser gezwungen werden, und vom Eiffelturm ging am 2. Juli 1917, um 5 Uhr nachmittags, die Kunde in alle Welt, daß die Offiziere des griechischen Landheers von Stund an nicht mehr die deutsche Kopfbedeckung tragen, die König Konstantin seinerzeit eingeführt hat, sondern das französische Käppi!

In der Reihenfolge der vom Weltkrieg Entthronten ist König Konstantin der fünfte, denn



bei weitem nicht so, daß es durch Entwaffnung zu Land und zu Meer zu einem Knechtslos gedemütigt, durch Einschränkung seiner Häfen und Wegnahme seiner Ernten der Hungerfolter ausgesetzt werden durfte. Auf ihre Bedrückungen haben die „Schützer der Kleinen“ nun den Trumpf gesetzt: König Konstantin, dem wir alle Verehrung schulden, ward zum Thronverzicht gezwungen und Griechenlands „ungekrönter König“, Herr Venizelos, hat seine Herrschaft von Sarraills Gnaden schon begonnen. Ein ganzer Truppenteil tat recht daran, sich dem äußersten Wirrwarr rechtzeitig zu entziehen: sechstausend Griechen unter General Chatzakis begaben sich am 13. September 1916 in deutschen Schutz und leben jetzt in Görlitz, wo die Bevölkerung sie mit Hochachtung behandelt, in-

auch Väterchen Zar hat aufgehört, zu regieren. Sein Ratgeber, der „Wundermönch“ Rasputin, ging ihm in das dunkelste Nichts voraus: man fand ihn eines Tags geheimnisvoll ermordet. Es war das Vorspiel zur großen Staatsumwälzung in Rußland: fast über Nacht sprengte das russische Volk seine alten Sklavenfesseln; Nikolaus der Zweite dankte ab, und sein Bruder, Großfürst Michael Alexandrowitsch, der als ein Schattenmännchen die Nachfolge übernehmen sollte, leistete freiwillig Verzicht. Noch ist das große Aufräumen in der Kumpfkammer des Hauses Romanow nicht zu Ende; noch scheint aber auch die neue, keineswegs unblutig erkämpfte Staatsform sich nicht ohne weiteres einleben zu wollen: sie „battet“ nicht, wie der Schwarzwälder zu sagen pflegt, wenn die Ergiebigkeit des Grün-

futters zu wünschen übrig läßt. Wir können die Entwicklung in Ruhe abwarten, und der Hinkende vermerkte sich's beifällig, daß der Reichskanzler feierlich erklärt hat: wir mischen uns in die häuslichen Angelegenheiten unsres Nachbarn im Osten nicht ein; ja, wir sind im Falle eines Sonderfriedens mit Rußland zu freundschaftlichem Verkehr bereit.

Die jüngste Staatsumwälzung entstand aus Hunger nach Brot und aus Hunger nach Frieden. Im Osten aber haben der neue Gewaltmensch, Kerenskij, und Brussilow, der Menschenschlächter, die Soldaten des jüngsten Freistaats ins Blutbad getrieben. Dann, an der Schwelle des vierten Kriegsjahrs, erlebten wir die überraschende Wendung: während die Unsern einer neuen Riesenschlacht in Flandern Trost boten, haben Deutsche, Oesterreicher und Türken vereint die Bukowina und Ostgalizien von der Russenherrschaft befreit, am 25. Juli die Städte Tarnopol und Stanislaw, am 2. August Czernowitz zurückerobert — auf den Tafeln der Geschichte sind nicht viel ähnlicher Taten verzeichnet. Nach diesem Wunderbaren vertrauen wir erst recht auf unseren Hindenburg, auf den Heldengeist im Felde draußen, auf unsere Erfolge in der Luft und zu Wasser. Die Tauchboote besonders leisten ganze Arbeit: von Kriegsbeginn ab sind bis Ende Juni 1917 durch Maßnahmen der Mittelmächte vernichtet worden: 9639 500 Tonnen Handelsschiffsraum. Hoffentlich bekommen es die Hungermägen des englischen Volks und die noch gefährigeren Mägen seiner Fabriken recht zu spüren. Für deutschen Seemannsgeist aber kann man nicht genug Bewunderung hegen; noch lebt ja in unseren Gedanken auch die Seeschlacht am Skagerrak, die Rückkehr des Burggrafen Dohna-Schlodien nach schier märchenhafter Kreuzfahrt und der „Deutschland“ zweite Amerikareise und glückliche Heimkehr.

Aber auch die andre Waffe hat in Angriff, Abwehr und Aufklärungsdienst für uns gekämpft: die Luftflotte. Die anfängliche Ueberlegenheit feindlicher Flieger ist längst überwunden, und eines hat uns der Gegner nicht vor- oder nachmachen können: unsere Zeppeline, deren Schöpfer, ein wahrhaft großer Mann, zur Trauer des ganzen deutschen Volks das Zeitliche segnete. Allein während des Jahres 1916 sind einundvierzig größere Luftunternehmungen gegen England ausgeführt worden; seit Beginn des Krieges verlor der Gegner 2298 Flugzeuge, während unser Verlust sich auf 683 beläuft. Jeder Heldentod eines Luftkämpfers bildet den Ansporn zu noch größerer Leistung. Hauptmann Voelcke opferte sich, hernach Oberleutnant Zimmelman; in ihrem Geiste aber erstand uns Freiherr v. Richthofen, der kürzlich seinen sechs- undfünfzigsten Gegner abschloß. Da Engländer und Franzosen unsern Fliegerleistungen nicht

Gleichwertiges an die Seite setzen können, wiederholen sie das Heldenstück der Beschießung offener Städte, wie denn zum Beispiel die Münsterstadt Freiburg durch Angriff mehrerer Geschwader am 14. April in Schrecken und tiefe Trauer versetzt worden ist.

Außer den Waffen zu Land und zu Wasser sowie in den Lüften war eine starke Macht uns Helfer im Streite: das Geld! Auf eine sechste Kriegsanleihe im Frühjahr sind über 13 Milliarden Mark gezeichnet worden, so daß das deutsche Volk insgesamt 60 Milliarden aufbrachte, die der Ausrüstung von Heer und Flotte wie der Aufrechterhaltung unserer Volkswirtschaft zu dienen haben. Das Gold bildet nicht zuletzt den Gradmesser für die Fähigkeiten eines Volks, sich in Krieg und Frieden zu behaupten. Darum: Alles Gold dem Vaterlande! und hoch und nieder sollten mithelfen, den Schatz der Reichsbank an diesem mächtigen Metall zu stärken. Wer Gold als Münze oder Schmuck in Truhe oder Sparstrumpf ängstlich verwahrt, verübt Blut- und Saftraub am Höchsten, was wir haben: am Vaterland!

Seit Kriegsbeginn sind sechsunddreißig Monate verflossen, und nach dem vorausgesehenen Versagen der Stockholmer Tagfahrt von Sozialdemokraten wissen die kundigsten Zeichendeuter nicht zu sagen, wann die Selbstzerfleischung Europas aufhören wird. Aber schon schwebt auf vielen Tausenden von Lippen die Frage: was geschieht nach dem Kriege? Sollen die alten Mißhelligkeiten im Innern wiederkehren? Soll — was Gott verhüte! — die Zwietracht der Glaubensbekenntnisse von neuem aufleben, nachdem der Bundesrat (beim Nahen vierhundertjährigen Gedächtnisfeier der Reformation) zur Aufhebung des Jesuitengesetzes Ja und Amen gesagt hat? Wie ist über das Daseinsrecht einzelner Gruppen und Stände im lieben deutschen Vaterlande gedacht? Unser Kaiser hat mit seiner Osterbotschaft nicht nur den Preußenstaat, sondern das ganze Reich auf die Wege des Fortschritts verwiesen; der Reichskanzler verheißt freie Bahn dem Tüchtigen; in dem Augenblick aber, da die Wahlrechtskundgebung des Kaisers in die Tat umgesetzt werden soll, sieht Herr von Bethmann Hollweg sich vom Reichstag aufs Altenteil geschickt, und auf dem Sessel Bismarcks sitzt ein Dr. Michaelis, ein Bürgerlicher, derselbe Mann, der als Mitordner des Ernährungswesens dem deutschen Volke das Brot vor schnitt. Der Hinkende sieht das Tor der Zukunft weit aufgetan — nein, besser gesagt, mit einem heftigen Ruck aufgerissen. Noch weiß der Hinkende nicht, was alles sich vorbereitet; er kann nichts tun, als Volk und Vaterland der Gut dessen zu empfehlen, der seit Urzeiten der Herr und Meister gewesen ist aller Weltbegebenheiten.

Die beiden Ecker.

Erzählung von Anton Schott.



aus dem Tale führt der holprige und steinige Fahrweg durch eine langmüchtige, enge und düstere Schlucht empor zu den sonnigen Höhen, wo es „am kalten Eck“ heißt, und wo sich vor Urväter Zeiten drei Höfe eingeknistet ins

Gereute des fast noch unberührten Bergwalds. Jahr um Jahr ist der Waldsaum ein erklecklich Stück zurückgewichen, und aus dem gereuteten und gerodeten Waldboden sind saftiggrüne Wiesen und ährentragende Felder entstanden, und heute bilden die Gründe der drei Höfe eine weitmüchtige Flur, durch die sich der Bergweg von einem Tale ins andere zieht, und zu deren beiden Seiten das Schwarzeck und der Geierkobel wie zwei getreue Hüter und Wächter ragen.

Wenn zur Winterszeit die Schneestürme über die Gegend brausen und toben, treiben sie es im kalten Eck besonders arg, und Schneemassen häufen sich dort zu fast haus hohen Wehen, aber wenn dann die Sonne wieder Platz und Raum kriegt und herniederzulachen vermag auf den stillen, weltabgeschiedenen Winkel, ist alles Stürmen und Toben des Frostriesen vergessen, und die Fluren schauen aus wie mit mullweichen, schwellenden und blühweißen Polstern belegt. An solchen klaren Wintertagen sieht man die Schneeblöße des kalten Eckes etliche Tagreisen weit ringsum in den Landen, und wenn es zur Auswärtszeit in den Talgründen und im Flachland schon zu grünen beginnt, leuchten die Fluren des kalten Eckes noch immer in schneieiger Weiße zwischen dem dunklen Waldesgrün des Schwarzeckes und des Geierkobels und unter der Bläue des Frühlingshimmels.

Bis dort oben die letzte Schneewehe zerschmolzen, fährt in den Talgründen die Sense schon wieder durch das zarte Grün der Grasbointen bei den Häusern, und im Winterkorn kann sich die Krähe verbergen.

Lahrer Hinfender Bote für 1913.

Im kalten Eck wär' es drei Viertelsjahre Winter und ein Viertelsjahr kalt, sagen und spötteln die Leute in den Tälern ringsumher, und gar mancher behauptet, er möchte dort oben nicht einmal begraben sein; aber den Leuten dort oben ist das kalte Eck die Heimat, und die Ruhe und der Frieden darüber ihr Lebensbedürfnis wie Luft, Licht und Nahrung. Sie wissen gar wohl, wie schön es auf dieser Höhe selbst im Winter ist, und sie möchten den Sommer und den Herbst nicht vertauschen um den besten Meierhof im Tale drunten.

Wenn in den Tälern noch die Schatten der Nacht lagern, umflirt die Höhen des kalten Eckes schon der zarte Anhauch des Morgenrotes, tagsüber vermag eins bei jeglicher Arbeit ein Stück Welt zu übersehen wie schier ein halbes Königreich, und des Abends erglüht wieder noch alles im Schein der Abendröte, wenn es in den Tälern beinahe schon geschlagene Nacht ist.

Nein, nicht um einen Meierhof möchte' eines das Leben im kalten Eck vertauschen mit dem Dahinbrüten im Tale unten, das beinahe so verlaufen mag wie das Leben eines Molches in einem Brunnenloch, in das die Sonne tagsüber nur ein kurzes Zeitlein scheint und leuchtet. Das ist während der arbeitsegneten und mühe reichen Wochentage über schon der Fall, und nachher gar erst eine Sonntagszeit auf diesen Höhen! Da ist es, wie wenn der Himmel sich nieder senkte über die Gefilde mit seinem Frieden und mit seiner Ruhe und ein holdes Märlein auf Sammetpfötchen umher schliche und duftiges Rosengerant schlänge um jedes Haus, um jedes Herz und um jedes Sinne.

„Froh bin ich allemal, wenn ich heraufkomme aus dieser stickigen Luft,“ atmet der große Ecker auf, als sie selbdrütt aus der Schlucht heraufkommen auf die Weidegründe des Brandwiesers. „Frei nochmals so leicht atmen tußt dich da heroben.“

„Wirklich wahr,“ schnauft der kleine Ecker, der aber fast um Kopfeslänge größer ist wie sein Nachbar, der große Ecker.

„Wenn es nicht wegen dem Herrgott wär' und wegen dem Kirchengen, mich sähe die ganze Zeit über kein Mensch im Tal unten,“ erklärt der dritte, der Brandwieser, und zieht schnarrend eine tüchtige Prise in seine etwas groß geratene Nase.

„Na, hie und da muß man doch hinunter, und es schadet nicht. Nachher geht man desto lieber wieder herauf und hält die Höhen mehr in Wert.“ So wieder der große Ecker.

„Unrecht hast gerade auch nicht, aber... wie ich schon gesagt hab'. Hörst nichts Schönes unten, Unfrieden, Mordtaten, Schandstückel und lauter so Sachen. Da lebst bei uns heroben wie in der ewigen Ruh', wie im Paradiese.“

„Nein, weißt, das ist schon ein bißel zu rund

für einen Spaß," sinnt der kleine Ecker. „Alle zwei ermorden wegen nichts und wieder nichts, wegen . . .“

„Na ja," macht es der Brandwieser in seiner unerschütterlichen Ruhe. „Überall gibt es etwas, und nirgends geht es geschliffen aus. Gibt den kleinen Leuten noch öfter einen Rippenstoß, wenn nicht gleich mehr.“

„Um!" knurrt der große Ecker. „Gelumpet' bleibt Gelumpet'. Haben ihren eigenen König abgeschlagen wie einen Wildhasen. Nachher brauchst eh' nimmer mehr zu wissen.“

„Gh' . . .“
„Wie der Wirt gemeint hat, daß es losgehen könnte . . .“

„Gemeint! Kommt ja der Herbst bald, und alle Winter wird Krieg geführt, wenn die Leute sonst nichts zu tun haben und nicht gerne aus den warmen Stuben gehen. Sobald die Arbeit angeht, ist der ganze Schwaz wieder aus.“

Vom Tale herauf hallt der Klang der Mittagsglocke, und alle drei ziehen die Hüte und richten übers Beten, wie es im Wald der Brauch ist.

Einem großen Garten gleich dehnt und breitet sich das Land um sie her, alles im schönsten Grün und im kräftigsten Wachsen, und alles voll Sonnenschein und Sonntagfrieden. Kein Lüftchen sächelt über die sonst recht luftigen Höhen und kein Vöglein piepst in Wald und Gehecke. Langsam und feierlich schwingt der Glockenklang aus dem Tale herauf und über die Höhe wie ein beseligender Gruß aus einer andern Welt, und langsam und feierlich meldet sich das Mittagsläuten aus dem andern Tale herauf. Langsam und bedächtig beten die drei ihr Mittagsgebet, und nichts stört ihre Ruhe und ihren Sonntagfrieden. . . . Was gehen sie der Welt Politiken und Händel an? Bis zu ihnen herauf ins kalte Eck verirrt sich nur alle Sonntag einmal ein bißel Gesage davon, wie das letzte Verhalten widerlichen Gezänkes, und keinen beirrt und behelligt es in seinem Sinnen und Trachten. Was kümmert sie weiter der Mord am Thronfolgerpaar? Sie haben diese Leute nie gesehen und nie gekannt, und es werden keine hungernden Waisen zurückbleiben. Ihnen ist diese Neuigkeit und das ganze Gerede darüber wie jede andere Neuigkeit, die allenfalls denselben Nachmittag noch einigemal erwähnt und besprochen wird, am nächsten Morgen aber schon wieder vergessen ist.

Der drei Männer Blicke schweiften über die Schöne der frühsummerlichen Gotteswelt hinaus und in die Runde, und als der Brandwieser das Kreuz gemacht und den Hut auf seinen struppigen Kopf gedrückt, fängt er zu nicken an.

„Im Land draußen färben sich die Felder schon.“
„Acht, vierzehn Tage, und man kann schon hie und da Mandeln sehen auf den Feldern.“

„Ah freilich. Diese Leute sind uns alleweil voraus . . . gutding um vier, sechs Wochen, in der Arbeit und in der Ernte.“

So schwätzen und reden sie wieder dahin miteinander, bis sie in die Nähe des einen Gehöftes kommen, das hartnahe am Wege liegt, und wo es seit jeher „beim großen Ecker“ heißt. Vielleicht hat ehemals einer dieser Besitzer den Nachbar an Körpergröße überragt, vielleicht hat er mehr Grund gehabt; wer weiß denn heute mehr, wie solche Namen entstehen und aufkommen? Heute stimmte es umgekehrt beinahe besser.

Vom Hofe heraus tollten ein paar Dirnlein.
„Vater! Vater!“ schreien sie schon von weitem. „Ich weiß etwas. Des Töden*) Türk hat unser schwarzschekiges Schaf zerrißen.“

„Geh!“
„Gewiß wahr. Der Steffel hat ihm nachher den Kopf abgeschnitten. Und den Hiesel hat der Türk auch in den Arm gebissen.“

„Na, das wär' mir wohl genug," entsetzt sich der große Ecker baß. „Den Buben auch gebissen . . .“

„Malefizvieh!“ ärgert sich der kleine Ecker, der Mathes. „Wenn das wahr ist, nachher . . . nachher hat er heut seine letzte Suppen gegessen.“

„Unscharf ist er schon, der Rabenbraten," urteilt der Brandwieser als Unparteiischer. „Könntest noch einmal eine rechte Zwidrigkeit kriegen damit.“

„Werden ja sehen," drückt der große Ecker, der Peter, zwischen Entsetzen und aufwallendem Mergel heraus. „Eines Schafes wegen stände es wohl nicht dafür, daß eins eine Weil herumredete und Geschichten und Schnacksen machte, trotzdem es gar nicht sein müßte, daß einer so einen bissigen Hundsteufel hält, aber ein Kind heißen, sel ist doch schon ein bißel stark.“

Sie biegen vom Weg ab und hinter dem Stadel gegen den Hof ein und es redet nur mehr der Brandwieser; die zwei Ecker wissen keiner recht, was sie vorläufig zu der Bescherung sagen sollen.

Auf einem Schragen neben dem Wassergrande liegt das getötete Schaf, und die zwei Knechte, der Steffel und der Jost, stehen dabei und bedauern, daß nicht einmal mehr das Fell zu brauchen wäre, das eine ganz schöne Pelzmütze gegeben hätte. Im übrigen könnte man es gerade für kein allzugroßes Unglück betrachten, weil damit zumindest ein bißel Abwechslung in die Kost käme.

„Na also!" kreißt der Peter, da er die Bescherung sieht. „Hätte gerade nicht sein müssen, mein' ich. Wäre nicht notwendig gewesen.“

„Zu geschenehen Dingen muß man allemal ja sagen," sucht der Brandwieser zu vermitteln.

*) Paten.

„Das Schaf ist wohl hin, aber . . . es ist alleweil noch keine Ruh. In der Nachbarschaft, mein' ich . . . Und in der Kuchel ist so etwas alleweil zu brauchen.“

„Wegen einem Schafe!“ stößt der Mathes geringschätzig heraus. „Nimmst dir halt ein anderes von mir. Schaf ist Schaf.“

Da kommt die Eckerin heraus, die Nani, und zieht den verweinten und noch alleweil vor Schmerz wimmernden Buben hinter sich her.

„Da schaust, Mathes!“ zetert sie mit wutfibernder Stimme. „Unser bestes Schaf, und wie der Bub zugerichtet ist! Ein Trumm herausgerissen aus dem Arme wie beinahe eine Hand. Schau dir die Geschichte nur an!“ Und sie will den Arm des Buben wieder aufbinden und die Wunde zeigen, aber der Mathes wehrt heftig ab.

„Laß gehen! Hör auf! Ich glaub' es eh', und . . . ich kann so etwas nicht anschauen, ich . . . ich . . .“

„Redet euch morgen darüber aus!“ rät der Brandwieser. „Nur nicht in der Fähen! Seid wohl Bewattersleute untereinander, aber in der Aufregung sagt man oftmals ein Wort, das nicht so arg gemeint ist und nachher anders genommen wird . . . du gibst ein anderes Schaf her, Mathes, und räumst den verzweifelten Hundsdracken weg . . .“

„Bewattersleute!“ pläzt die Eckerin in ihrem Aerger heraus. „So ein Kind kann sich bedanken, wenn es vom Hunde des Läden . . .“

„Spitz es nur nicht gar so genau zu!“

„So ein Vieh gehört angehängt oder weggeräumt.“

„Wird alles werden,“ verspricht der Mathes in währendem Fortgehen. „Wird alles geschehen, und wird schon wieder recht werden. Derentwegen fällt der Himmel noch nicht ein.“

Der Eckerin aber ist, als ob in ihrer Brust ein Knödelhäfen wäre, in dem es nur so sötte und wallte, und von dem der Dunst ab und zu einmal den Deckel in die Höhe stoßen müßte, um wieder Platz und Raum zu kriegen. Sie ist sonst ein seelengutes Leut, aber des jähen Aergers vermag sie nicht Herr zu werden.

„Lang genug wissen sie es schon, daß der Hundsteufel heißt,“ zetert sie weiter. „Nein! Ein Unglück muß zuerst geschehen . . .“

„Jetzt ist's derweilen noch keins,“ trägt der Peter ab, „jetzt . . .“

„Ist noch keines, jagst?“ ereifert sie sich. „Nicht übel! Das beste Schaf hin, der Bub ein Dürftling,* wenn der Dunner sein Gespiel treiben will, und . . . und . . . Schau dir halt einmal den Arm an!“

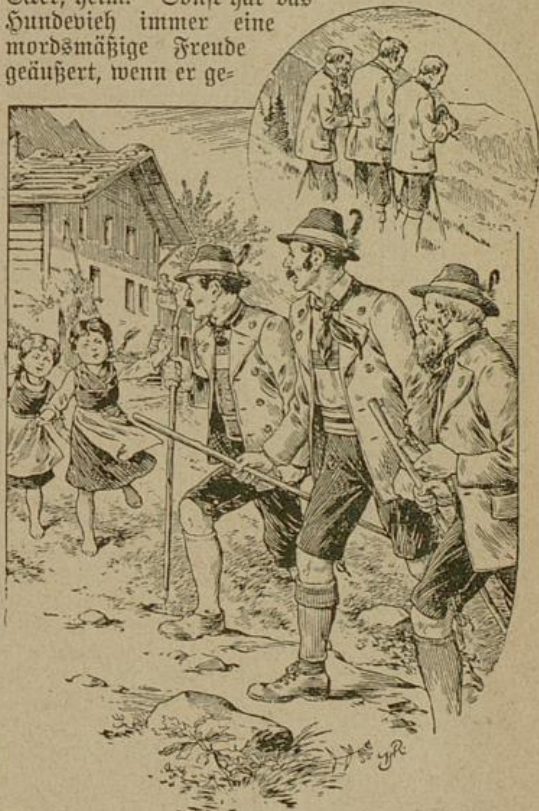
Sie bindet den verwundeten Arm des Buben

*) Mensch mit einem Gebrechen. Wahrscheinlich von „dürftig“ oder „bedürftig sein“ kommend.

auf, und da wird selbst der Peter etwas dickschädelig. Eine grausliche Wunde, und . . . solches braucht man sich nicht so ohne weiteres gefallen zu lassen, selbst wenn man in der Bewatterschaft ist.

„Mir scheint, sie verstehen mich,“ nimmt er sich vor und geht ins Haus, sich des Sonntagsgewandes zu entledigen.

Unterdessen kommt der Mathes, der kleine Ecker, heim. Sonst hat das Hundevieh immer eine mordsmäßige Freude geäußert, wenn er ge-



Vom Hofe heraus tollen ein paar Dirnlein.

kommen, heute aber drückt es sich schon gegen die Schuppe hinüber, als es feiner und seines unwirschen Geschaues ansichtig wird. Entweder ist er sich seiner Missetat bewußt, oder er wittert am Gehaben des Herrn Uebles. Den Mathes jedoch übermannt der Fähorn beim Anblick des Unheilstifters; er packt ein im Hackstocke steckengebliebenes Handbeil und wirft es mit aller Wucht nach dem Friedensstörer. Ein geller Aufschrei, und das Hundevieh überschlägt sich und strampelt nur mehr ein Zeitlein mit den Füßen. Das Hackel ist ihm tiefmächtig in den Körper gedrungen und hat seinem bissigen Leben ein End' bereitet.

Er schaut sich nicht weiter um, geht in die Stube und fragt gleich der Geschichte nach.

So weit wäre die Sache schon so, erzählt man dort, aber die Schuld hätte der Hiesel selbst. Er hätte den Hund an sich gelockt und an das beständig von der Herde wegstrebende Schaf gehegt. Ein Hund hätte natürlich nur einen Hundeverstand, und so wär' es halt gekommen, wie es eben ist. Der Hund hätte das Schaf eingeholt und zerrissen und auch den Unverstand, den Hiesel, gebissen, als der ob des angefangenen Unsinns auf ihn eingehauen.

„Gerade so ist's gewesen,“ bekräftigt der Girgel, dem heuer die Obhut des Weideviehes im kleinen Eckhofe anvertraut ist. „Rein bissel anders ist es hergegangen, und wenn der Hiesel selbst da ist, kann er es nicht anders jagen.“

Der Mathes steht eine Weile wie hellauf ein Baumstumpfen. Wenn es so ist, liegt die ganze Schuld auf der andern Seite, und das ganze Wetter ist unnötig angefangen. Wenn der . . . Dämmel den Hund in Ruh gelassen hätte, wär' alles ausgeblieben, und da er es nicht getan, möge man nur ihn verantwortlich machen. Und jetzt wird die ganze Brühe gleich fertiggekocht, daß jeder Teil auf den richtigen Geschmack kommt.

„Geh gleich mit!“ schafft er dem Buben. „Die Geschichte muß gleich richtig ausgeredet werden, und du . . . du Hanns!“ wendet er sich an den Knecht, „dir weiß ich derweil eine Arbeit. Gerade hab' ich das Hundsvieh halb oder ganz erworfen. Hämm es weg!“

„So?“ schrillt die Bäurin hart auf. „Der hätte etwa gescheiter sein sollen wie der Haspel von einem Buben? Wer wird jetzt . . .?“

Aber der Mathes gibt keine Antwort mehr. Er hastet mit dem Buben gegen den Nachbarns-hof hinüber und fängt gleich an, trotzdem sich die Leute soeben zu Tische und zum Mittagsmahle gesetzt.

„Also: das werden wir jetzt gleich hören, wie es sich gespielt hat,“ stößt er verärgert und hart heraus. „Wie ist's gewesen, Girgel?“

Der Bub erzählt dasselbe, das er vorhin drüben als Aufklärung gegeben, und unterdessen fängt der Hiesel wieder zu jammern und zu heulen an. Dazwischen aber schreit er ein um das andere Mal: „Nicht wahr ist es. Mutter, er lügt . . . er lügt. Ich . . . ich hab' gerade nur einen Spaß gehabt.“

„Mit so einem Hunde ist kein Spaß zu haben,“ trumpft der Mathes nun auf, da der Beweis der Schuld auf Umwegen gegeben worden. „Ein Hund hat keinen Verstand, aber so ein . . . ein Dämmel könnte schon so viel haben, daß er kein solches Stückel anfängt. Ich sage nicht mehr, und das, meine ich, ist gesagt genug. Herausgestellt hat sich, wer die Schuld trägt, und mehr brauch' ich nicht.“

„So einen Hund hängt man überhaupt an,“ schreit die Nani dazwischen.

„Jetzt ist er halt nicht angehängt gewesen, und der . . . der Unverstand hätte ihn nicht zu hegen brauchen.“

„Wenn d' nicht eh' schon gestraft genug wärest, knüllen täte ich dich wie einen Nuhack,“ ärgert sich der Peter über den Buben, dessen Unüberlegtheit hübsch klar erwiesen.

„So sagt man, ja,“ empört sich die Nani ob der Drohung. „Ein Kind! Was versteht denn ein Kind? Und du . . . du Lugenschippel!“ wendet sie sich an den Girgel. „Wie kannst denn sagen, daß der Hiesel . . .?“

„Weil es wahr ist,“ besteht der trutzig.

„Jetzt sind wir schon wieder fertig,“ bricht der Mathes den Streithandel ab. „Wissen tut ein jedes, wie es zugegangen ist, und daß der Hund . . . einen Spaß hat machen wollen, und wie der Spaß ausgefallen ist, müßt ihr mit ihm abmachen. Mein Hund ist noch nicht in die Schul' gegangen wie euer Bub!“

„Nuh ist von den Knöpfen gar keiner etwas,“ verallgemeinert der Peter. „Einem jeden gehört halt eine feste Tracht.“

„Und das Schaf kannst dir mitnehmen,“ feist die Nani.

„I beileibe!“

„Nachher sind wir fertig miteinander.“

„Eh' meinetwegen auch.“

Er wendet sich der Tür zu und schiebt den Buben vor sich hinaus. Der Handel ist soweit ins reine geredet, daß ein jedes weiß, wie und was, und wenn die Gevatterin will, daß man fertig sein soll miteinander, so kann man sich schon in ein solches Verhältnis finden.

Das kalte Eck steht am nämlichen Orte wie zwei, drei Stunden vorher; die Sonne strahlt in derselben Reine und Wärme hernieder, und derselbe Sonntagsfrieden liegt über den einödigen Fluren und Gefilden, und dennoch deucht einen wie den andern, es wäre ein anderer Tag und ganz ein ander Wetter.

Die leidige Hundsgeschichte hat hüben und drüben verstimmt, und die Verstimmung frißt sich in die Herzen der Leute wie der Rost ins blankte Eisen. Dazu gesellt sich der leidige Trutz, dem es unter solchem Schatten und unter solchen Verhältnissen recht wohl tut, und der Frieden macht Anstalten, sein Ränzeln zu schnüren.

Nach dem Essen nimmt der Mathes seine Büchse und geht in den Wald hinauf. Sonst ist er in der Regel zu dem oder jenem Nachbar auf ein Pläuschlein gegangen; aber heut ist er verärgert und mag nicht. Zum Gevatter hinüber ginge er auf keinen Fall, und beim Brandwieser ist es auch so eine Sache. Darf gerade der Peter hinkommen, hat es schon ein Eck.

Also geht er jagen.

Trübinnend steigt er die Hutweiden hinan, und trübinnend schlendert er durch den Jung-

wald aufwärts, und auch das Umherpähen nach etwas Schiebbarem verdrückt ihn. So eine Narretei kann einem den schönsten Tag und die geruhigste Zeit verleiden.

Unter der Felsenkuppe des Geierkobelz setzt er sich nieder, schaut wie hellauf träumend in die prangende Welt und in den sonnigen Tag hinaus und sinnt in seiner grübelnden Weise hin und wider, bis ihn ein Wetter aufstört, das um halben Nachmittag herum über das Schwarzeck heraufsteigt und von fernher schon tost und sumset, als führte es die Zerprellung der ganzen Welt im Schilde.

Da macht er sich auf und trachtet heimzu.

Auf der Dedheide unten hasten des Gevatters Kinder an ihm vorbei wie eine Kette aufgestörter Wildhühner, und diesem Nichtsnutze merkt eins gar nichts mehr an, daß er am Vormittage verwundet worden. Wird wahr-scheinlich kaum so arg sein, und . . . es ist nur im jähen Ärger guten Haus-

Herolde eines ganz Gewaltigen kommen sie daher mit Wucht und Wilde, und die Lüfte füllt ihr Pfeifen und Tosen. Von Wegen und Feldern treiben sie den Staub gleich Nebelschwaden vor sich her, und das Laub der Bäume leistet ihm Gefolgschaft.

In kurzer Zeit ist der Himmel so finster wie eine Kuchpfanne, und über dem Erdboden verflechten sich die Schatten zum unheimlichen Dämmern, so daß man in den niedrigen Stuben beinahe das Licht anzünden müßte. Dazwischen zucken und lohnen die Blitze und krachen und brechen die Thorer, als wollte der jüngste Tag mit all seinen Schrecknissen anbrechen.

Der große Ecker rennt noch rasch in Stadel und Schupfe und wieder zurück, um alle Türen und Tore zu schließen und dem Sturm keine Handhabe zum Schadenstiften zu lassen, und seine Bäurin schlägt Kreuz um Kreuz und ruft alle Heiligen um Schutz und Beistand an . . . Der jüngste Tag bricht an, und die Welt geht unter.

„Schaut eh' nimmer schön her,“ murrte der Steffel gleichmütig. „Und wenn gar noch einmal Krieg werden sollte, wie es heißt, ist es Kappen getauscht, ob man so hin ist oder so. Weinetwegen soll es mir zutun.“

„Es tät' es auch, wenn es dir nicht recht wäre,“ grinst der Jobst und stopft sich sein Pfeiflein.

Eine gute Weile wütet der Wettersturm wie ein Wilder, und Dach und Gebälke ächzen und knarren unter seiner Wucht und Kraft, dann aber legt er sich, und ein Regenstrom beginnt niederzurauschen, als wollte eine zweite Sintflut über die Erde hereinbrechen. Nebeldicht rinnen die Wasserstrahlen aus dem Wettergewölke, im Augenblicke sind alle Scharrinnen zu Klein, und in Vaterunser's Länge rauscht und gurgelt es an den Fenstern vorbei wie hellauf ein Mühlbach.

Ein Wolkenbruch! Alle . . . alle Heiligen Gottes! Stünde alles so wunderschön auf den Fluren ringsum, und jetzt vergießt und verschwenmt es jegliche Frucht!

„Wasserkehren!“ hastet der Peter heraus und sucht gleich nach einer alten Toppe, an der nimmer viel zu verderben ist, und auch die beiden Knechte raffen in der Eile solches Zeug zusammen, und nachher geht es hinaus in das Wetter und Gießen, die erdsfarbenen Wasser dorthin zu leiten, wo sie am wenigsten Schaden stiften können. Entlang des Hauses werden in der Eile Pflöcke eingeschlagen und daran Bretter gelehnt, an denen die Gieße sich stoßen und ablenken soll, und nachher strebt man die Viehtrift hinauf, die sich gegen das Schwarzeck hinaufzieht, und nach der das meiste Wasser herab-walkt.

Wo die Felder zu Ende sind und die Weide-



Er wendet sich der Tür zu und schiebt den Haken vor sich hinaus.

hund abgetan. Wohl klagt sich auch der Brandwieser über das Vieh, aber . . . ein Haushund in einem Einödhofe muß ein bißel scharf sein, sonst fürchtet sich niemand vor ihm.

Schreiend und johlend stürmen die Kinder dem schützenden Dache zu und heim zu den Eltern, und bald nachher segnen auch schon die ersten Windstöße über die Hochfläche. Wie die

gründe anfangen, liegen ein paar Gräßlinge,*) die man feinerzeit einmal als Anhänge und Hemnmittel an die Wagen gehängt und dort, wo man sie nimmer gebraucht, abgefettet und vorläufig liegen gelassen. Die wirft der Peter nur gleich der Quere nach über den Weg und über die Trift. In kurzer Weile werden sie verstanden und das Geäste sich verschlammten, und die Wasser werden sich einen neuen Weg über die Weide suchen müssen.

„Das geht dem kleinen Eckel ins Winterkornfeld,“ stellt der Steffel vor und deutet nach der Richtung, in der sich die Wasser nun bewegen; aber der Peter schupft nur die Schultern.

„Soll er auch wieder abkehren! Zu so einer Zeit muß jeder nur nach dem Seinen schauen.“

„Wenn es einen Klaghandel setzt . . .“

„Soll ihn setzen, wenn es kann! Wetter ist Wetter. Wir haben auch aus der Hütten gemußt.“

Heraufzu sind sie bis über die Knie im Gießwasser gewatet, hinunterzu merken sie schon, daß kaum mehr die Hälfte des Wildwassers rinnt. Die Gräßlinge tun ihre Schuldigkeit; aber der Steffel hat nicht unrichtig gemutmaßt. Alles vom Schwarzeck über die Weidegründe niederströmende Wildwasser prallt daran ab, drängt in einem alten, verwachsenen Wege weiter und bricht von der Ebene aus in des kleinen Eckers Winterkornfeld.

Als gen Abend das Wetter ausgetobt und der goldige Sonnenschein wieder vom klarblauen Himmel herniederstrahlt auf die verregnete und verschwemmte Erde, läuft mitten durch des kleinen Eckers Winterkorn- und Erdäpfelfeld ein wegbreiter und stellenweise banktiefer Graben herab, in dem die schmutzigen Gießwasser gurgeln und brodeln.

Alle! . . . Alle!

Der Mathes steht und schaut eine Weile wie völlig ein Narr, und nachher hastet er zur Weide hinauf, um Nachschau zu halten, wie denn solches möglich geworden. . . . Ja, natürlich! Wenn man die Wasser mit Absicht und Gewalt hinüberleitet, muß es also kommen. Aber das ist entschieden eine vorsätzliche und überlegte Bosheit, ein Trutzstückel und so weiter, und das braucht sich ein anderer nicht gefallen zu lassen. Wegen einer Kleinigkeit stünd' es nicht dafür, daß einer den Mund aufmachte und etwa das Uebel ärger machte, aber was nicht recht ist, ist eben nicht mehr recht. Das ist keine Kleinigkeit nimmer, und . . . das muß nicht sein.

Er geht geradeswegs zum Brandwieser und fordert den, als Zeugen mitzugehen und sich diese Bosheit anzusehen.

*) Halbshüssige, von unten auf beästete Nadelbäume.

„Nur keine Händel nicht!“ versucht der zu vermitteln. „Nur dem Gerichte nicht kommen! Wär' eine hellige Schand', wenn ein Mensch darum erfährt: Eh' nur drei Häuser im kalten Eck, und diese können sich nicht vertragen.“

„Schau dir nur zuerst das Hexengeßpiel übereinander an, und nachher redest!“

So geht denn der Brandwieser mit und schaut sich den Schaden an; aber wie er den mordsmäßigen Graben sieht und nachher die quer über den Weg gelegten Gräßlinge, stapft er zum andern Eckel hinunter und nötigt den mit hinauf zur Beschau.

„Ich hab' es doch gleich gesagt,“ erinnert der Steffel gewichtig.

„Bei so einer Zeit muß ein jeder auf sich selbst schauen,“ verteidigt sich der Peter. „Ich hab' das Wasser von meinem Grunde gelenkt, und er hätt' es halt auch tun sollen, der Mathes.“

„Du hast nichts verloren oben,“ schrillt die Rani in ihrer Weise heraus. „Was es ist, das ist es, und durch das Anschauen wird es nimmer anders. So ein Wetter macht jedem Schaden. Kann eh' nur eine Strafe sein für . . .“

„Mit so einem Schwage wenn d' mir aber nicht gingeßt!“ rügt der Brandwieser. „Wenn eines reden wollte . . .“

„Du gehst halt einmal nicht!“

„Brauch' eh' nicht,“ folgt ihr der Peter. Was sagte er auch zur Rechtfertigung, daß er die Gräßlinge so unüberlegt über den Weg geworfen? Wenn ihm etwas nicht recht ist, wird er schon wissen, was er zu tun hat. Er soll halt gehen und soll . . . das Wetter verklagen. . . .

*

Den nächsten Tag steigt der Mathes die Hängen hinunter gen Tal, um den Gevatter und Nachbar zu verklagen, und öfter denn einmal kommt es ihm in den Sinn und das Simen, wie friedlich und einträchtig sie gestern noch aus der Kirche heimgegangen. Wenn ihnen da eines gesagt hätte, daß die untergehende Sonne Zorn und Zwistigkeit bescheinen würde im kalten Eck oben, hätten sie ihm einer wie der andere hellauf ins Gesicht gelacht: Nicht möglich; solches gibt es auf dieser Höhe oben nicht, wo einer auf den andern angewiesen ist. . . . Und heute hat eben der Dunner schon sein Geßpiel.

Etwas wie ein Vergleich oder eine philosophische Betrachtung über die Wandelbarkeit der Menschen und deren Freundschaften geht ihn an; aber er bringt es in seiner schlichten Weise nicht weiter wie bis zum Nächstliegenden: wie das Wetter, wie lediglich das Aprilwetter.

Vom Tale unten schaut er zufällig einmal zurück und hinauf gegen die Höhen, aber er schüttelt unwillkürlich den Kopf. Ist Klappen

getauscht, unten oder oben nur . . . sonst ist es oben schöner.

Bei Gerichte schickt man ihn zum Advokaten; erstens wäre heute nicht der Tag zur Entgegennahme mündlicher Beschwerden und Klagen, zweitens hätte man keine Zeit dazu, und drittens wär' ein solcher Handel ohne Advokaten nicht zu schlichten. Ein ungerader Gedanke schwirrt durch seinen Kopf, aber er nickt nur und geht. Mit so Kunden ist nicht gut Kirchen essen, und sie haben allemal das längere Trumm in ihren Händen.

Der Advokat hat natürlich sofort Zeit, daß er die Klage aufnimmt und zu Papier bringt; aber . . . er muß zu seiner Deckung einen Vorschuß haben, der beinah so viel ausmacht, als nach oberflächlicher Schätzung der Schaden überhaupt beträgt.

„Mir scheint, da laß' ich es gehen,“ entschließt sich der Mathes, nickt ein paar Male vor sich hin, läßt den Advokaten reden und schwätzen was er will und geht.

Im nächsten Wirtshaus kauft er sich eine Maß Bier und einen Becken und hört den Reden zu, die da unter den übrigen Gästen geführt werden. . . . Es schaut ganz darnach aus, als ob es etwas geben würde. Die Mordtat in Serajewo scheint ein angestifteter Handel zu sein, und die Anstifter dürften sicher trachten, daß sie ihre Hexenjuppe dabei kochen können. Uebrigens verlautet schon hie und da, daß einer einberufen worden, der nicht an der Reihe wäre.

Er sagt nicht ja dazu und nicht nein, kaut an seinem Becken und trinkt sein Bier und denkt sich, daß manchmal schon so eine zwiespältige Zeit sein möge, die allem Frieden und aller Ruh' abhold ist, im kalten Eck oben und in der Welt draußen.

„Wenn das Gelumpert einen richtigen Ernst sieht, duckt es sich schon wieder,“ mutmaßt der Wirt. „Ist im Neunerjahre so gewesen und im Zwölfer auch.“

„Da ist der Ruß' noch nicht fertig gewesen,“ gibt ein Rotbart zu bedenken.

„Heute etwan?“

„Wie es hersehant schon. Der hat die Zeit ausgenutzt und alle andern nur so gefoppt mit seinen Probemobilisierungen.“

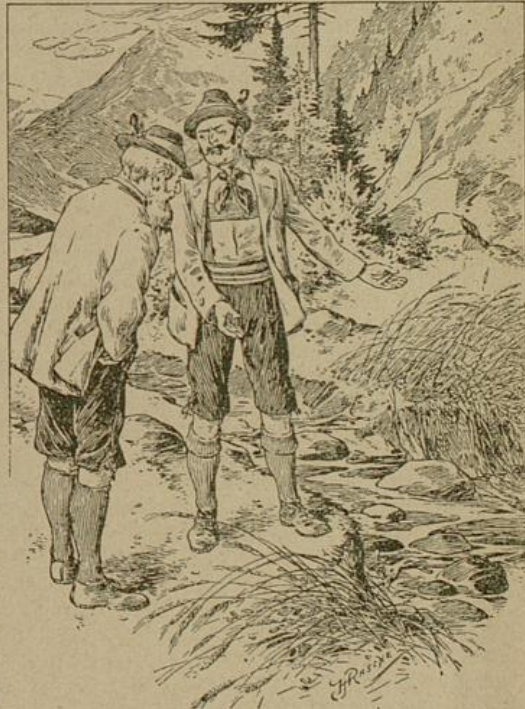
„Die brauchen wir nicht,“ redet ein Bäcker davor. „Wenn es bei uns heißt: Der da! nachher sind wir zu jeder Stunde da. Verstehst?“

Der Mathes zahlt seine Zech und macht sich wieder auf den Heimweg. Seinetwegen sollen sie kochen und brauen, was sie wollen. Er ist über diese Zeit hinüber, und die Buben haben sie noch nicht erreicht.

Sinnend und strubelnd stapft er heimzu, und mitunter wird ihm, als müßt' er sich selbst

beim Kragen fassen und weiblich durchbleuen. So einen schönen Tag verträdeln und versäumen und . . . doch nichts richten und nichts erwirken! So viel Vorschuß zahlen und nachher erst noch warten müssen, wie die Geschichte ausgeht? Nein, er nicht, und wenn es nochmals einen Graben wühlt durch seine Gründe.

Im kleinen Eckhose scharrt der Peter Sand und Gerölle von der Stadeleinfahrt, als er vor-



So geht denn der Brandwiesler mit und schaut sich den Schaden an.

beikommt, und der schaut eine Zeitlang so an ihm und an seinem finsternen Gesichte . . . dumm genug wär' es, wenn er klagen gewesen wäre und eine Gerichtskommission käme. Ein Fünfsziger würde kaum langem, und es könnte recht leicht sein, daß er derjenige wäre, der ihn zahlen müßte. Ja, wenn die Gräßlinge von eh' schon so gelegen wären . . .!

„Daß müssen schon verschergen*) rennen,“ redet er vorwurfsvoll, und eine gute Lust drängt sich ihm auf, den Gevatter und Nachbarn um gültliche Austragung anzugehen. „Als ob dir die den Graben herausbeißen könnten aus dem Felde.“

„Meine Sach,“ bedeutet der Mathes kurz. „So gescheit hättest sogar unter der Woche sein können, daß das kein gut tut.“

„Denkst im Augenblicke du an alles,“ sucht er einzulenken, aber derweilen kommt die Mami

*) Verklagen, den Schergen zu Hilfe rufen.

über die Gred heraus und fängt gleich zu schreiben und zu schimpfen an. Ein Wort gibt das andere und eine hitzige Rede die folgende; es entsteht eine richtige Streiterei und Schimpferei, und schließlich reißt dem Mathes die Geduld, und er wirft den Nachbar und Gevatter ein paar Klaster weit gegen das Stadelock.

Den nächsten Tag gehen alle zwei zu Tale und ins Städtel und klagen. . . .

Trotz des sommerlichen Sonnenscheines, trotz alles Blühens und Prangens auf jeder Handbreite Grund und Bodens und trotz aller Schönheit ringsum kommen den Bewohnern des kalten Ecks die folgenden Zeiten vor wie die totschlächtigen Zeiten im toten Herbst, und jedes leidet unter dem unheimlichen und freudraubenden Drucke, den der Unfrieden nach allen Seiten hin ausübt. Jedes Gehöfte scheint mit einem turmhohen Bretterzaun umgeben zu sein und jedes Herz mit Disteln und Dornen umhüllt. Man ist dem Nachbar gram und sich selbst und aller Welt nicht gut; man sehnt zuzeiten den gewohnten Frieden herbei und nimmt sich doch wieder vor, nicht nachzugeben, komme es, wie es kommen wolle. Wenn andere Leute so sind, muß man eben auch so sein.

Es kommen die Vorladungen und es wird eine Tagfahrt angefetzt, und am bestimmten Tage richten sich sowohl der große als auch der kleine Ecker zum Gange ins Gerichtstädtlein; aber der eine nimmt den Weg vom Hause weg über die Weidegründe beim Schwarzeck, und der andere entlang der Hänge des Geierkobels. Jeder reimt sich in währendem Gehen zusammen, was er wider den andern vorbringen könne und vorbringen müsse, und jeder verhofft und wünscht den Ausgang der leidigen Geschichte zu seinen Gunsten. Keiner sieht den flirrenden Sonnenschein ringsum, keiner hört das Singen der Vögel und das Säuseln des Lufthauches im Geäste des Hochwaldes, und jeder wähnt sonst keinen Menschen und kein Wesen auf der ganzen weiten und zauberschönen Welt als lediglich sich und seinen Gegner.

Vor dem Gerichtshause treffen sie zusammen, aber der eine schaut rechts und der andere links, und der Peter spuckt sogar aus, als hätte er aus seiner Pfeifenpitze ecken Tabaksaft in den Mund gezogen.

Man ruft sie vor, und nach weitschweifigem Hin- und Herreden der Advokaten wird ein Vergleich beantragt. . . . Vergleichen? Kommt' einem einfallen, dem wie jenem? Jeder die Halbscheid der Kosten tragen, nachdem . . . jeder im Recht ist? Ja, wahrhaftig: kommt' einem einfallen! So kommt es zur gerichtlichen Verhandlung, und der Richter fällt das Urteil. Der eine, der große Ecker, war wohl berechtigt, sein Hab und Gut durch Ableitung des Gießwassers zu schützen, aber er hätte sich dabei

auch vergewissern sollen, ob es möglicherweise nicht auf diese Art dem Nachbar Schaden zufügen könne. Und der andere, der kleine Ecker, hätte eben auch nachsehen sollen und vorbeugen, damit ihm dieses Elementarereignis keinen Schaden verursache. In dieser Weise hätten sich die beigezogenen Sachverständigen ausgesprochen, und aus diesem Grunde hätten beide Schaden und Kosten zu gleichen Teilen zu tragen. Den anderen Fall betreffend hätten beide Parteien zugegebenermaßen geschimpft und gelästert, und zumal die Tätlichkeit ohne weiteren Nachteil an Körper und Gesundheit . . .

„Alle . . . alleluja!“ pfaucht nun der Mathes vor heller Wut. „Das . . . nein, das ist schon ganz heidnisch, das . . . alles, was recht ist, aber . . . nein, damit bin ich nicht zufrieden, geht es, wie es schon gehen möge.“

„Und ich gar nicht,“ trutz der Peter.

Einer wie der andere packt sein Hütel und strebt ohne Gruß und Wunsch davon, und der Mathes steuert sofort dem nächstbesten Wirtshause zu und versucht, Zorn und Wut hinunterzuschwemmen. Aber gar nicht lange nachher kommt auch der Peter und setzt sich nach einigem verlegenen Herumschauen an einen andern Tisch.

„Die Geschichte mit dem Rauberslandel da unten spißt sich immer mehr zu,“ erzählt der Sattler. „Wie es herschaut, wird ein Krieg unvermeidlich.“

„Von mir aus zweie,“ knurrt der Mathes. „Gibt eh' genug Krieg und Plünderungen auf der Welt.“

Da stürzt ein rothaariger Mehgerknecht herein und pfaucht beinahe atemlos: „Jetzt geht es los, jetzt . . .“

„Das weiß man eh,“ fährt ihn ein dicker Bäcker von oben herab an. „So gescheit ist ein jeder.“

„Was?“ schreit der Müller dazwischen. „Wie hast gesagt? Mobilisierung?“

„Gerade ist auf der Post das Telegramm gekommen, heißt es.“

„Fix Landon übereinander!“

Ein Zeitlein ist es mäuschenstill in der Gaststube, und einer schaut den andern an, als könnt' er's gar nicht glauben, was der Notgeschädel da als Renigkeitsdäherbringt und was man gerade vorhin noch als unvermeidlich hingestellt.

„Alle . . . luja!“ kreißt der Mathes plötzlich und schlägt mit der Hand wuchtig auf den Tisch. „Jetzt geht die Uhr recht. Mobilisierung! Da hat es uns auch beim Joppenschöfel!“

„Wie es halt ist,“ zweifelt ein spandürerer Schneider.

„Das weiß man schon, wie das Sprüchel lautet.“ Er reißt den Geldbeutel aus der Tasche und wirft das Geld für die Zecher vor

sich hin. „Da! Ich hab' mir heute schon gehört genug; ich schaue jetzt, daß ich heimkomme.“

Ein paar andere verlassen hinter ihm das Wirtshaus, und draußen auf der Straße stehen schon die Leute in größeren und kleineren Gruppen umher und bereden die Sachlage.

„Mit dem Gefindel wird man bald fertig sein,“ mutmaßt ein drei Fäuste hoher Krämer. „Acht Armeekorps! Die erdrücken das Geschmeiß.“

„Wenn nur nicht auch der Russe . . .“

„Soll er! Für den haben wir auch noch Leute.“

„Und wenn sich der muckt, stellt sich Deutschland an unsere Seite.“

„Malefizspiel!“ brummt der Mathes ein über das andere Mal vor sich hin. „Das taugt wahrhaftig alles zusammen.“



Der Mathes wirft den Nachbar und Gebatter ein paar Klaster weit gegen das Stadeldeck.

Der Hundszprozeß, der lästerliche, die ganze Arbeit vor der Türe und . . . einrücken! Alle . . . allelujah!“

Vor dem Stadthause steht ein Hornist und trompetet irgend etwas hinaus in das Stillleben des kleinen Landstädtchens und verkündet nachher allen und jeglichem: Mobilisierung ist! Acht Armeekorps sind mobilisiert. Alle, die aktiv gedient haben und bis neununddreißig

Jahre alt sind oder die einen Widmungsschein haben und bis zweiundvierzig Jahre alt sind, müssen binnen vierundzwanzig Stunden zu ihren Truppenkörpern einrücken.

Ein paar umstehende Weiberleut fangen zu jammern und zu heulen an, einige Dirnlein folgen sofort ihrem Beispiele, und ein Rudel Buben, das die Neugier herbeigeloct, schwenken Hüttlein und Mützen und stellen sich sofort auf den Kriegsstandpunkt. „Los geht es! Krieg ist! Hurra!“

Kann schon sein, daß es jetzt bum! bum! geht und . . . es wäre schon ganz wurscht, wenn er mitten drin stünde im Turbel und nichts mehr sähe und hörte von dem Malefizprozeße. So einen Ausgang nehmen können! Da wäre es wahrhaftig besser, es machet' sich einer selbst den Richter und dreschet zu: bum! bum!

An allen Ecken und Enden hallen nun Hornrufe. Die Lohstampfe beim Fließchen unten hört zu puchen auf, und in dem großen Zeughammer daneben stellen die wichtigen Hämmer ihr Summen ein, und die Wasser brausen über den Ueberfall hinunter. Mobilisierung ist! Krieg ist, und binnen vierundzwanzig Stunden müssen alle Bedienten fort sein!

Aus jedem Hause hört man Weinen und Jammern, und über die Straße hastet ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme und einem an der Hand. „Fluch! Fluch!“ feucht und wünscht es vor sich hin. „Eine Hölle, wenn es gibt, Herrgott, Herrgott im Himmel . . . Warum leidest es? Warum lässest du es angehen? Warum straffst du nicht sogleich solche . . . solche Mörder? Warum denn?“

„Fluch!“ wünscht auch ein altes Weiblein. „So viel Glend, Himmelvater! So viel Blut und Mord . . .!“

*

Wie wenn die Luft plötzlich zu ledigem Blei geworden wäre, so legt es sich übers ganze Land, über Täler und Höhen, über einzelne Familien und über alle Orte. Kriegszeit ist, so . . . so viele müssen einrücken, und wer kann sagen, wer von diesen wieder zurückkommt oder wen die Erde in falscher Fremde decken wird?

„Fünfzehn tu ich allein ab,“ vermisst sich der Steffel, da er gen Abend das Notwendigste in ein Sackel packt und heimgeht, um wenigstens die Nacht noch bei Eltern und Geschwistern verbringen zu können. „Wenn ein jeder so viel abtnickt, sind wir bald fertig.“

Der Peter aber schaut im Hause umher wie die Trübsal selbst. Ueberall Arbeit, wo einer hinblickt, und es werden gleich ihrer zwei aus dem Hause gerissen. Die Mami kommt aus dem Flemmen nimmer heraus, und die Kinder schauen so verzagt und trostlos drein wie ein Nest voll

junger Vögel, denen der Geier ein Altes weg-
fängt vor den Augen. Er darf sie gar nimmer
anschauen, sonst übermannen ihn Härte und
Behmut.

„Also: behüt' Gott!“ wünscht der Steffel, da
er das Sackel über die Schultern nimmt. „Ver-
tragen haben wir uns christlich, und nachzu-
tragen wird es auf keiner Seite viel geben.
Will's Gott, sehen wir uns bald wieder.“

„Will's Gott!“ schluchzt die Bäurin. Der
Kund aber singt über die Gred und über den
Anger hinaus, als ging' es zu Spiel und Lust-
barkeit.

„Ja, bist denn du auch ein Passauer?“

„Ja, bist denn du auch ein Soldat?“

„Du traust dir nicht außer für d' Mauer.“

„Du traust dir nicht außer vor d' Stadt.“

In der Dämmerung geht der Peter hinüber
zum Brandwieser. „So und so ist es, Nachbar,“
spricht er schlankweg an. „Wenn mein Weib
einen Rat brauchet' oder gerad einmal ein bissel
Hilfe, und du könntest es ermachen, tu' es um
Gottes willen. Die Zeit ist einmal so, und wir
können keines dafür.“

„Um sel brauchst dich nicht zu sorgen,“ ver-
spricht der. „Um diese Zeit müssen die Daheim-
bleibenden zusammenhalten wie die Kletten und
einander helfen, wo sie können. Mehr brauch'
ich dir nicht zu sagen.“

„So dank' ich dir derweilen. V'hüt' Gott!“

„Dich auch! Und komm halt gesund wieder!“

Wie er gehen will, sieht er den andern Ecker
und Gevatter vom Backofen her hereinkommen,
und kurz besonnen geht er auf der Stadelseite
hinaus. Er hat's nicht notwendig, daß er noch
zusammenkommt mit ihm.

Von der Nachtsuppe wird heute kaum die
Hälfte dessen verzehrt, was sonst weggeessen
worden, und hernach kniet man sich zu gemein-
samer Andacht nieder und betet. . . .

Dann senkt sich die Nacht über die Lande und
über der Menschen Not und Furchten. Von
den unermesslichen Himmels Höhen hernieder
funken und glitzern die Sterne in endloser Zahl
und lugen in manches Kämmerlein, in das
heute der gewohnte Schlaf keinen Weg zu finden
vermag. Krieg! Verwüsten, Vernichten und
Worden! Und doch hat einmal einer, den die
Welt ihren Herrn und Meister nennt, geboten:
Der Friede sei mit euch! Und doch hat ein
Gesatz noch Geltung: Du sollst nicht töten.
Oder . . . nicht mehr?

In unheimlicher Lärge schleicht diese Nacht
über die Täler und Höhen, und der Morgen
sieht verweinte Augen und abgehärmte Gesichter.
Fast aus jedem Hause reißt es einen oder gleich
mehrere fort, und überall sitzen Not und Sorge
mitten in der Stube.

Die Eckerin schreit und zetert und verwünscht
die Urheber all dieses Elendes, während sie in

das Kofferchen packt, was nach ihrer Meinung
in den Strapazen des Feldzuges wohl zu brau-
chen wäre, und die Kinder hocken auf den Hän-
den herum und flennen und schluchzen zum
Steinerweichen.

Nur schon fort wenn er wäre und aus diesem
Elende draußen! Sein muß es, und . . . wenn
der härteste Augenblick vorüber ist, mag jedem
etwas leichter werden.

Kaum ist das berüchtigte schwarze Kofferl
gepackt, macht er sich ans Verurlauben. Aber
wie die Kletten hängen sich die Kinderchen an
seinen Hals, an sein Gewand und an seine
Arme. „Nicht fort! Vaterl, nicht fort! O, unser
liebes Vaterl! . . .“

Nicht fort! Hell auf lachen könnt' einer, wär'
es nicht so elendiglich traurig. Nicht fort! Als
ob da einer tun könnte, wie er wollte! . . .
Mit zwei, drei kräftigen Rucken schüttelt er die
Bälge ab, drückt seinem Weibe nochmals die
arbeittraue Hand und rennt und stürmt nach-
her fort und davon, als hätte er in diesem
Hause weiß Gott was verbrochen. Sein muß
es . . . : In Gottes Namen also!

Und wie er über den Anger hinaus hastet,
hört er vom Nachbarhose herüber daselbe
Flennen und Schreien wie von seinem Hause
her . . . Nun ja, sie stecken in denselben Schuhen,
und daselbe Kleid hat sich dort eingemischt . . .
Sie haben ein und denselben Weg und ein und
daselbe Ziel: soll er ihm warten, dem Mathes
und Gevatter?

Einen Augenblick überlegt er, aber gleich
darauf reißt es ihn trutzig herum, und er hastet
seines Weges weiter. Wozu auf einmal und
ohne alle Ursache wieder gut sein, nachdem man
sich nun einmal zertragen hat und gestern noch
bei Gerichte gewesen? . . .

Im Gerichtsstädtlein unten strömen die Ein-
berufenen zusammen. Manche schauen drein
wie die trostlose Zeit selbst, manche zwingen sich
gewaltjam zu Scherz und Lachen, obgleich es
ihnen nicht immer gelingen will, und manche
gehoben sich, als ob es zu einem Faschingszuge
ginge.

Der Buchbinderhub aus dem Städtchen hat
sogar über Nacht einen Hanswurst gefertigt,
den serbischen Peterl, den . . . Mitwischer um
allerhand Moretaten, der nun dem Zuge der
Einrückenden zum Bahnhöfel vorangetragen
wird. Alte Männer, Weiber und Kinder ge-
leiten den Zug zur Bahn, flennen und schreien,
und dazwischen hallt fröhliches Jauchzen und
klingen schneidige Soldatenlieder.

Man meint noch immer, es ginge lediglich
wider das Räuber- und Mörderpack da unten
und gegen den Mann, der so eigentümlich zu
einer Königskrone gekommen, und man hofft
daher zuversichtlich, daß wenigstens die meisten
der Einberufenen bis zur Kirchweih wieder da-

heim sein können. Acht Armeekorps müssen diese Bande geradezu erdrücken. Aber ein paar Tage nachher schaut die Geschichte schon ernster aus. Es wird die gesamte Heeresmacht der Monarchie mobilisiert, Deutschland ruft alle wehrfähigen Männer unter die Waffen, und Rußland und Frankreich haben den Krieg erklärt. Jetzt dringt die Erkenntnis dessen, daß das ganze, blutige Spiel eine abgekartete Sache ist, bis in die entlegensten Dörfer und Eindröden, und wenn solches auch nicht den Jammer und die Not schmälert, so weckt es doch statt des dumpfen Verzweifels eine gewisse Begeisterung. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein, um Vaterland und Volk, und es geht nun einmal nicht anders. Der Räuber, der zur Nachtzeit ins Haus fällt, muß abgewehrt werden, und der Feind, der das Land angreift, muß bekämpft werden. Ein Zeitlein nachher wird es lautmächtig, daß auch England sich am Kriege wider das ihm verhaßte Deutschland und Oesterreich beteiligen wolle, daß es mit Belgien die Bandlerei angeknüpft und Japan mit hineinzieht in diesen unheimlichen, noch nie dagesewenen Kampf, ja daß es freidigweg der Anstifter des ganzen Unheils genannt werden kann, um die ihm unbequemen zwei Staaten zertrümmern und vernichten zu können.

Jammer und Not werden darob nicht kleiner, aber die Begeisterung wächst von Tag zu Tag. Ein paar aus dem Städtel unten melden sich freiwillig zum Militär, und allenthalben werden Wäsche, Wolle, Geld und sonstige Brauchbarkeiten gesammelt und freudig gegeben für die Leute, die diesen harten Strauß zu bestehen haben.

Es kommen die ersten Nachrichten von den Schlachtfeldern, und sie werden mit Stolz und Begeisterung aufgenommen: Lüttich gefallen, siegreicher Vormarsch nach Frankreich und gegen Lublin, Brüssel, Löwen, Antwerpen . . .

Wenn es so weiter geht, wird ja die harte Zeit bald vorüber sein.

Mittlerweile reißt auch die Feldfrucht auf den Höhen des kalten Eckes, und man rüstet zur Ernte. Die Sensen werden gerichtet, und in den beiden Eckhöfen rücken die größeren Buben damit in die Felder und hauen drein, so gut oder schlecht es eben geht. Es ist Kriegszeit, und in diese muß sich jedes fügen und passen. Bänder müssen die ganz Kleinen legen, und die größeren Dirndl sammeln schon das abgemähte Fruchtgehalme auf und legen es zu Garben zusammen. Jedes ist sich dessen bewußt, daß es möglichst viel tun und leisten muß, um der Arbeit Herr zu werden, während die anderen im Felde und vor dem Feinde stehen, und dieses Bewußtsein mutet die Kleinen an wie eine heilige Pflicht, verdoppelt ihren Eifer und spannt die schwachen Kräfte aufs äußerste an. Abends,

nach Feierabend, hat auch keines mehr Zeit, über Müdigkeit zu klagen; wie die Fliegen im Totherbste fallen sie hin und in Schlaf, um am nächsten Tage wieder frisch anzupacken.

Der Herrgott schickt gutes Erntewetter, und so gehen die Arbeiten hübsch ihren alten Gang.



Er drückt seinem Weibe nochmals die arbeitranke Hand.

Beim kleinen Eck haben sie nicht einmal ein Knechtel. Nur ein altes Trumm Dirn und die halbschüssigen Buben versehen die Mannsarbeiten, so gut es geht, und deswegen hilft auch der Brandwieser dorten öfters aus. Da schickt es sich, daß bei solchem Zusammenhelfen dort die letzte Fuhre Winterkorn in den Stadel kommt, während beim großen Eck noch gutding drei, vier Fuhren in Mandeln auf dem Felde stehen und über dem Schwarzzeck ein Wetter aufsteigt.

Der Brandwieser lenkt sein Gefährte gen den großen Eckhof. „Ich fahre jetzt hinüber und helfe auch dort aus,“ erklärt er. „Wäre weiter nichts dabei, wenn du auch einen Wagen mitschicken wolltest. Bei solcher Zeit . . .“

„Ich?“ entsetzt sich die kleine Eckerin baß. „Ich? Wo wir doch . . .?“

„Unsinn! Du hast dein Korn im Trockenen, und die andere hat auch ihren Mann und den

Knecht im Kriege. Nach dem Kriege kann eins wieder tun, wie es ihm sein . . . Verstand ein-gibt.“

„Wenn sie nicht gar so gewesen wären!“

„Ah was! Wären! Jetzt kann man nicht eine Weile herumklaubn: wenn die nicht . . . wenn die nicht . . .! Schickt einen Wagen mit, daß auch die Nani ihr Korn ins Trockene kriegt, ehevor es regnet?“

„So fahre mit, Peterl!“ schafft sie daraufhin dem Buben. „Wenn d' nicht recht angenehm bist, kehrt wieder um! Kein Muß ist es nicht.“

Und der Peterl fährt also mit.

Beim großen Ecker atmet man auf wie vom Trudrucke befreit, als die zwei Wagen aufs Feld kommen und die Leute aufzuladen beginnen. Wenn es noch ein bißel zögert mit dem Wetter-regen, kann man also auch das Korn unter Dach bringen. Und es zögert; es fallen die ersten Tropfen erst, als die letzte Fuhrer unter dem schützenden Dache steht und der Brandwieser und der Peterl heimfahren.

„Daß sie heute sogar beim kleinen Ecker zu Hilfe kommen sind!“ wundert der Jobst, das Knechtel. „Sonst weicht jedes weitmächtig aus . . .“

„Ja, wahrhaftig!“ bestätigt die Nani. „Habe ganz und gar . . . Ist mir in der Eile und Hast gar nicht einmal gleich aufgefallen. Na, müssen halt wir auch einmal beispringen, wenn es drüben eiliger hergeht. Schenken lassen wir uns auch nichts von ihnen.“

Man weicht einander auch fürder aus, wo man sich begegnen müßte, aber beim Sommer-forneneinführen schießt es sich, daß eine Aushilfe beim kleinen Ecker notwendig ist. Ohne weiteres muß der Jobst, der Kleinknecht, einspannen und mit der Dirn hinüberfahren. Man ist wieder auf dem gleichen und einander nichts schuldig, und so es hüben oder drüben wieder etwas spießig hergehen sollte, ist weiters auf Beihilfe zu rechnen.

Es geht also doch, so übel es auf den ersten Blick ausgeschaut, und wenn weiterhin ein bißel zusammengeholfen wird, kann diese harte Zeit so halbwegs überstanden werden. Es wird all-mählich etwas heiterer und heller in den Ge-müthern und lichter um die Herzen, und so oft eine Feldpostkarte kommt mit ein paar kargen Worten und dem kurzen Troste, daß weder der noch der andere bislang in die Feuerlinie ge-kommen, und daß man noch heil und gesund ist, wäht man den Himmel wieder ein klein wenig wolkenloser und die Sonne ums Kennen heller und wärmer. Etwan schießt es Gott doch, daß sich alles wieder gut ausgeht!

So vergehen Tag um Tag und Woche um Woche unter lauter Arbeit und Geschinde. Die Felder werden leer, die Wiesen kahl und kahl, und das frische Grün der Winterisaaten beginnt

die braunen Felder zu überziehen und zu ver-decken. Sie und da dringen Siegesnachrichten aus dem Westen oder Gerüchte von den Rück-zügen im Osten bis auf die einödigen Höhen, und es wird darüber geredet und geraten, wie man es eben versteht.

Da taucht plötzlich etwas am Himmel auf, das neue Sorgen und Befürchtungen schafft. Unterhalb des Heerwagens*) zeigt sich in den Abendstunden etwas wie eine glühende Rute oder Gerte, das kein Mensch noch früher gesehen oder bemerkt.

Die große Eckerin sieht das Himmelszeichen zuerst, da sie einmal zum Wassergraben kommt und zufällig nach dem sternbesäeten Himmel ausschaut.

Die Gerte entfällt ihren Händen und kollert auf das Steinpflaster der Gred nieder, und ein halbverdrückter Aufschrei entringt sich ihrer Brust. „Alle guten Geister . . .!“

Sie läßt die Gerte liegen und hastet ins Haus. „Geschwind! Geschwind! Ein Himmelszeichen, eine glühende Gerte!“

Alle stürzen nun hinaus und schauen zum Himmel empor und starren das unheimliche Zeichen an.

„Wahrhaftig, eine glühende Gerte,“ bestätigt die Dirn. „Und mein! Wä'r es denn ein Wunder, wenn der Herrgott doch einmal recht unwillig würde und die Gerte herunterzöge. Du sollst nicht töten, heißt es und . . . es ist Krieg . . .“

„Das ist ein Stern,“ erklärt der Hiesel. „In der Schule haben wir es also gelernt, aber . . .“

„Du wenn d' mir nicht gingest mit deiner Ge-scheitheit!“ fährt ihn die Bäurin an. „Ein Stern! Da müßte eins doch sein Lebtag blind gewesen sein.“

„Gelernt habe ich sel auch,“ bestätigt der Jobst, „aber . . . ein Wunder wä'r es gerade nicht, wenn der Herrgott einmal einen Deuter gäbe und einen Wink.“

„Einen Deuter? Zuhauen soll er sofort,“ fordert die Bäurin, „zuschlagen, daß es wirklich dafür stände.“

Aber auch beim kleinen Ecker drüben und beim Brandwieser bemerkt und sieht man dieses Un-heilszeichen und redet und mutmaßt auf dieselbe Weise.

Abend für Abend zeigt sich nun das Himmels-zeichen, und Abend um Abend starrt man es mit Furcht und Entsetzen an. Oh' das Glend so groß; was wird es noch bedeuten und brin-gen wollen? Das völlige Ende der Welt und aller Dinge?

In den Dörfern ringsum, in den Tälern unten läuten die Glocken allabendlich zur Bet-stunde um baldige siegreiche Beendigung des

*) Sternbild des Großen Bären.

größten aller Kriege, und auch im kalten Eck oben richtet man übers gemeinsame Beten. Beim kleinen Eckhofs steht neben dem Wege eine kleine Hauskapelle, und dorthin ladet der Brandwieser die Nachbarsleute zu sonntäglichen Betstunden, so lange die Witterung es zuläßt. Um nächsten Sonntage versammelt sich tatsächlich jung und alt bei dem Kapellchen, um auf diese Meinung zu beten.

In den Tälern liegen und brüten die finsternen Herbstnebel, aber oben auf den Höhen scheint die Sonne so hell und warm, als ginge es noch lange nicht dem kalten, eisigen Winter zu. Die Spinnweben ziehen in großen Schleiern durch die wasserklaren, warmen Lüfte; auf Rain und Anger blühen noch verspätete Blumen, und auf den Wiesen drüben haben die Kinder sogar Himmelschließelchen und Windröslein gefunden, die erst im nächsten Lenze wieder blühen sollten.

„So eine Zeit tut wahrhaftig not,“ meint die kleine Eckerin. „Wenn es jetzt schon so eine Bärenkälte hätte, was müßten die Leute im Felde ausstehen? Der Winter wird ihnen eh' noch lang genug werden.“

„Meinst, daß früher kein Ende hergeht?“ fragt die große Eckerin, und damit haben sie die Brücke über die Klust gefunden, die Aerger und Zwietracht gerissen.

„Hat kein Hersehen.“

„Hat wirklich keines,“ bekräftigt der Brandwieser. „Heute erst haben sie so geredet bei der Kirche unten: zu viel Feinde, viel zu viel Feinde, gleich sieben oder acht. Sel ist keine Kleinigkeit mehr, und sel braucht einen Ernst und eine Arbeit. Und bevor wir sie nicht sauber verknüllt und zur Erden gewuzelt haben, können wir nicht aufhören.“

„Kunnt' nicht ich auch schon zwanzig Jahre alt sein?“ wünscht der kleinen Eckerin Peterl.

„Schrei nur nicht zu frühe!“

„Du rotgoldenes Herrgott! Wird ja doch nicht . . .!“

„Wo ist denn dein Mann, der . . . Gevatter?“

„Sind eh' beisammen bei einer Kumpanie, schreibt er, alle zwei und der Steffel auch . . .“

„So? Und . . . was schreibt er denn sonst? Ich hab' schon eine gute Weile nichts mehr gehört.“

„Ich schicke dir den Brief einmal hinüber.“

„Nein, ich komme selbst einmal . . .“

So reden und schwagen sie nun dahin, keine hält mehr Bohn und Feindschaft, und jede ist beinahe froh, daß das versöhnende Wort gefallen und die Wege wieder geebnet. Und dann beten sie mitsammen, groß und klein, um baldige siegreiche Beendigung der Kriegsnot und um ein trostreiches Wiedersehen. . . .

*

Es geht gegen den Feind.

Durch Moräste und über sandige Gefilde wälzen sich die Heeresmassen, vorbei an Dörfern und Gehöften, darin die Russen wie wahrhaftige Barbaren gehauset. Alles ist verwüstet und zerstört, vernichtet und ausgeraubt und niedergebrennt.

In schmutzigen und fetigen Uniformen marschieren die Mannschaften dahin, fahl die Wangen und schmutzig und rauchgeschwärzt die Gesichter, mit verwilderten Bärten und stahlharten Blicken. Sie stehen im Kriege und mitten im Morden und Gemordetwerden, und diese harte Zeit hat ihnen ihren harten Stempel aufgedrückt. Im Schwirren und Pfeifen der Geschosse, unter dem Donnern und Summen der Kanonen sind sie gelegen wie leblose Holzklöße, haben geraucht und gequalmt und dazwischen gezielt und geschossen, als wenn sie auf dem Schießstande wären. Sie haben Kameraden wanken



So reden und schwagen sie nun dahin, keine hält mehr Feindschaft.

und fallen gesehen, haben mit keiner Wimper gezuckt und hie und da sogar noch beißende Wiße über das Können oder Nichtkönnen der Feinde gerissen. Sie sind andere Leute geworden, und ihr ganzes Um und Auf hat sich nach der harten Zeit gerichtet, in der sie leben, stehen und fallen.

„Teufel, jetzt weiß ich nicht, wird mein Ge-

wehrtolben alleweil länger, oder werden die Füße alleweil kürzer.“ pfaucht ein kurzer, untersehter Wildbart und spuckt dabei kräftig aus.

„Messen!“ rät der Nebenmann trocken.

„Mein Magen meldet sich zum Rapport.“ So ein dritter.

„Vierundzwanzig Stunden Spangen wegen Insubordination.“

Vor ihnen bricht schallendes Gelächter los.

... Was gibt's?

„Nichts von Bedeutung. Der Buchsteiner hat gerade erzählt, daß beim letzten Sturmangriff hartnahe neben ihm ein Schrapnell dem Tambor den Kopf weggerissen hätte. Der Kerl hätte aber ruhig weitergetrommelt.“

„Da ist etwas dabei! Der Soldat braucht keinen Kopf, sagt der Hauptmann Knoll.“

„Einödhase! Weißt du, warum die Russen Petersburg in Petrograd umgetauft haben?“

Diese Frage galt dem kleinen Eckter, dem Mathes, der gleichmütig und gewohnheitsmäßig unter den andern dahingestapft, aber mit seinem ganzen Sinnen und Sehnen im kalten Eck oben ist beim Vaterhause und bei den Seinen.

„Was werde denn ich wissen!“ knurrt der verdrießlich, da er in seinem Grübeln irremacht worden.

„Weißt du überhaupt etwas von Petersburg?“

„Mir steigt auf den Kirschbaum!“

„Warum denn?“ fragt dahinten der Steffel.

„Weil sie hinten Burg nicht leiden können.“

Die Anspielung auf den so rasch bekannt und geachtet gewordenen Feldherrn ruft eine wiedernde Lachsalbe wach, und so geht es dahin über das trostlose, herbsthöde Gefilde, dem San entgegen, und so schaffen sich die Leute ein bißel Abwechslung und Zerstreung.

Ordnungen reiten und fahren hin und wieder, kreuz und quer, und keine hält bei ihnen oder bringt weitere Befehle. Sie müssen marschieren und vorwärtzstreben.

Am halben Nachmittag wird Raft gemacht für ein kurzes Weilchen. Die Feldküchen kommen heran, und es gibt zu essen. . . Herrgott: wieder einmal zu essen! Die Gesichter hellen sich auf, die Eßschalen klappern und nachher wird dareingehaut mit einem Eifer und einer Wollust, mit denen daheim oftmals einer nicht einmal den besten Braten verzehret. Und nach dem Essen macht mancher das Kreuz und betet, wie er es daheim gewohnt gewesen, und keiner lächelt darob, wie es mancher daheim getan. . . Ja, der Krieg und die harte Zeit!

Ein blutjunger Leutnant hastet vorüber. „Die Feldpost ist da!“

„Hurra!“ hallt es wie aus einem Munde, und aller Augen beginnen zu leuchten und zu funken. Die Feldpost! Ein paar Zeilen von daheim, von Angehörigen oder Freunden, deren

Lieb und Gedenken nicht Raum noch Zeit behindern. Eine oder die andere Neuigkeit oder vielleicht gar ein kleines Geschenk, wenn solches nicht . . . etwa verloren gegangen!

Kompagnieweise werden die Sachen verteilt. Der kriegt einen Brief oder eine Karte, jener gleich ihrer zwei und drei auf einmal, da ein paar Zeitungen, dort eine Feldpostschachtel mit dem und jenem, was einer halt brauchen kann und zu solcher Zeit auch braucht. Kleinigkeiten, deren einer daheim vielleicht nicht geachtet, erscheinen hier wie die größten Seltenheiten. . . Die einen lachen hellauf wie kleine Kinder, die andern jubeln vor ausgelassener Freude, und hie und da wischt sich einer mit der schmutzigen Hand über die Augen und durch den Wirrbart. Ein Tränlein! Was brauchen es andere zu sehen?

Die beiden Eckter kriegen jeder einen Brief. So und so geht es daheim. Die Ernte und das Grummet sind gut eingebracht worden, und man hat allweg zusammengeholfen, einmal da und einmal dorten. Ein grausliches Himmelszeichen ist daheim zu sehen, eine glühende Gerte am nachtenden Himmel, und männiglich fürchtet noch größere Not. Man hält jetzt Vestunden, und . . . die Zwißigkeiten haben aufgehört. Dies und jenes noch, und . . . halt auch einen Gruß an den Gevatter. . .

„Ah was! Gevatter hin oder her! Ob der den Gruß erfährt oder nicht, deswegen lebt er gerad' so lange. Man redet so weit schon miteinander, wenn es sich gerade schickt, aber von der ehemaligen Freundschaft ist nimmer viel zu spüren. Hat's auch gerade nicht notwendig, nachdem man . . . zu Gerichte hat müssen miteinander. Daheim können sie sein, wie sie wollen, und sie werden sich auf die alte Weise leichter tun, aber . . . Und wozu brauchen denn gerade seine Leute den Gevatter zu grüßen?“

So sinnt einer wie der andere und richtet den Gruß nicht aus, sondern sinnt und strubelt und wäht sich auf den sonnigen Höhen des kalten Eckes.

Daneben stumpert und stolpert ein anderer an seinem Schreibebrieflein herum, ein dritter zündet sich gleich eine der Zigaretten an, die für ihn angekommen und reicht auch seinem Nebenmanne eine hin, und ein vierter . . . schaut wie ein heller Narr an den . . . alten vertretenen Schuhen, die ihm . . . seine Alte geschickt haben soll. Das Paket trägt den Stempel des Heimatpostamtes, die Adresse ist von seiner Alten geschrieben, aber . . . ein Paar alter, vertretenen Schuhe! Die hätte ihm die gute Seele sicher nicht geschickt. Wer weiß denn, wer sie statt der neuen in das Packl gegeben?

Die Feldpost! Alle die Briefe und Sachen, die sie gebracht, sind aus der Heimat, wo die Welt so sonnig und friedsam, alles ist von

Leuten geschickt, deren Liebe nicht einmal der Tod zerreißen kann.

Gar manchem ist es, als hörte er all dies aus liebem Munde erzählen, was er da lispelnd liest, und als klingen dazwischen der Heimat Glocken bis herüber in die herbsttote, blutgetränkte Ferne, wo der Tod bei Tag und Nacht über die Blachfelder schreitet und riesige Ernte hält.

Die Postfächer verschwinden in Taschen und Säcken, und jeglicher stellt sich wieder an seinen Platz unter die andern; aber noch leuchten die Augen wie Blutkohlen, und noch strahlt die Freude von jedem der fahlen, schmutzigen Gesichter.

March!

Nochmals so schneidig geht's nun wieder dahin ins Ungewisse, und des kleinen Eckers Nebenmann summt sogar ein Liedel vor sich hin.

„Ich bin der bayrisch Hiesel,
Kein' Kugel geht mir ein, juhe!
Drum schen' ich auch kein'n Jager,
Und sollt's der Teufel sein.“

Ein paar Glieder hinterhalb schlägt ein Einjährler die „Wacht am Rhein“ an, und wer das Lied kam, singt es trübselig und herausfordernd mit.

„... Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Fest steht und tren die Wacht am Rhein!“

In gleichmäßigem Marschschritte geht es in den sinkenden Tag und in die graue Ungewissheit hinein. Wie weit noch? ... Wohin? ... Kein Mensch weiß es, und keiner fragt darnach. Ein Soldat darf nicht denken, sagt der Hauptmann Knoll, der es mitunter auch so hält. Und dabei kriegt keiner Kopfweh. Man marschiert durch ein Wäldchen, und ein paar alter Büchsen-schüsse hinter demselben heißt es plötzlich: Halt! Schwarmlinien entwickeln! Eingraben!

Wie die Maulwürfe arbeiten sie nun, und bis zur Abenddämmerung liegen alle wieder in regelrechten Schützengraben, und die Geschichte kann von neuem beginnen. Wieder sechs, acht Tage im Graben liegen!

Ist irgendein Feind in der Nähe? Kommt es heute noch zu einem Gefänkeln oder morgen oder ... gar nicht? Von fernher dröhnen die Kanonen und dringt ein Geräusch, als wenn die Luft aus lauter feinen Stäben bestünde und langsam zerbräche. Doch das ist man nun schon lange gewöhnt und achtet seiner nimmer. Man zündet sich Pfeifen und Zigaretten an und raucht und schwacht in das Dämmern und in die Nacht hinein.

Die ganze Gegend ringsumher ist wie ein großes Grab, auf das einige stahlharte Sternlichtlein herniederzuckeln, und wie in grimmem Hohne lachert der Böse über die nachtruhigen Gefilde: „Du sollst nicht töten! Du sollst nicht töten! ...“

Die Nacht schreitet dahin, und das Summen der Kanonen gleicht dem Pendelschlage der ewig gehenden Zeit. Kein Feind kommt heran, und keine Gefahr nahet. So vergeht die Nacht, und am Morgenhimmel zeigt sich der erste Frühschein.

Da kommt der Befehl, zum Angriffe auf ein vom Feinde besetztes Dorf im Talesgrunde vorzugehen, das man gestern noch im Nebelhauche vor sich liegen gesehen.

Alles krabbelt aus den Gräben und richtet sich zum schwarmweisen Vorgehen, und zufällig kommen die beiden Ecker aneinander vorbei.

„Du, Mathes!“ hastet der Peter heraus und streckt dem Nachbar und Gevatter flüchtig die



Kompagnieweise werden die Sachen verteilt

Hand entgegen. „Jetzt geht's dahin, und wenn der Dunner sein Gespiel haben wollte . . .“

„Mir scheint auch.“

„Hörst! Lassen wir die alten Geschichten sein! Ein bißel Schuld hat ein jeder . . .“

„Ein jeder? Mir steigt aufs . . . Schuppen-dach! Wildling, du verzweifelter! Wer hat denn . . .?“

„Vorwärts! Rasch! Rasch! . . .“

Und dahin geht es im Dämmergrau des Morgens; aber kaum ist man ein paar hundert Schritte vorgegangen, ist's, als ob man gerade-wegs vor das Höllentor käme. Ein Krachen und Brechsen geht los, ein Flammen und Lohen wie zwischen lauter Feueressen, und ein mörderischer Hagel von Schrapnellen und Granaten geht nieder.

Man steht also hartnahe vor dem Feinde, und der arbeitet nur zu gut, während es manchem vorkommt, als träse auch die eigene Artillerie in die Schwärme . . . Vorwärts! . . . In diesem fürchterlichen Feuer geht es fast eine halbe Stunde vorwärts. Da mäht es einen nieder, dort einen, da schreit einer gellend auf, dort sinkt einer lautlos zu Boden, und der Tod hastet freudegrinsend über sein Erntefeld: Du sollst nicht . . . Du sollst nicht . . .!

In einer Entfernung von etwa tausend Schritten beginnt der Feind Salvenfeuer zu geben. Die Schüsse knattern wirr durcheinander, Maschinengewehre rattern und rasseln, und die Kugeln jurren durch die kalten Morgenlüfte wie Bremsen im Hochsommer.

Todesmutig geht es dahin und immer vorwärts bis auf etwa sechshundert Schritte vor dem Feinde, und da eröffnet man auch das Feuer. Der Turbel wird noch größer, und es ist nichts mehr zu hören wie Schießen und Surren und dazwischen das Summen der Kanonenschüsse.

Die Russen haben vorzügliche Stellungen, und es kostet einen harten Kampf, zumal sie allem Kennen nach weitaus in der Uebermacht sind und ihre Artillerie mörderisch arbeitet. Aber Schritt um Schritt dringt man vorwärts.

Plötzlich spürt der kleine Eckert etwas an der linken Schulter, wie wenn . . . er mit einer großen Nadel gestochen würde, und es gibt ihm beinahe einen Stoß nach hinten . . . Hat es ihn auch, oder ist es nur Täuschung? Nein, er spürt es warm über die Brust rinnen und über den Rücken. Es hat ihn wirklich. Er kehrt sich um und strebt zurück, um den Verbandplatz zu erreichen, sofern er dies noch vermag. Er hat Weib und Kinder daheim, und . . . wenn es doch noch . . . zu einem Wiedersehen käme! . . .

Die Geschosse schwirren und pfeifen um ihn her, eines schlägt an die Gischale, ein paar spürt er in den vollbepackten Tornister fahren, und eine splittert durch den Gewehrkolben. . . Herrgott, nur seine Leute, wenn er nochmals sähe! . . . Zwischen Toten und Verwundeten geht es dahin und an Zurückwanfenden vorbei, und öfter fährt es ihm wie Verwundern und Trost durch das Sinmen: Ein Waldler ist doch nicht so leicht umzubringen.

Da hört er sich angerufen.

„Mathes! Gevatter!“

Flüchtig schaut er sich um: . . . der . . . Peter! Na, seinetwegen auch. In diesem mörderischen Turbel hat ein jeder auf sich selbst zu schauen und zu trachten, daß er halbwegs ein bißel Leben hinüberrettet bis zum Verbandplatz und die Hoffnung, seine Lieben und die sonnige Heimat doch noch einmal zu sehen . . . Schon wieder eine in den Tornister gefahren. . .

„Mathes! . . . Hörst . . .?“

„Ah was! Es liegen mehr herum und schreien, rufen und fluchen. Wenn er ein paar Schritte weiter weg ist, hört und sieht er nichts mehr von ihm. . . . Wenn es geblieben wäre, wie es ezeit gewesen ist, wär' es etwas anderes, aber so . . . Hätte alles nicht sein müssen, und . . . und ein jeder soll daran schuld sein, sagt



Er will sich aufraffen, und es geht nimmer.

er alleweil noch, der . . . dieser . . . Wo es ihn vielleicht haben mag?

Unwillkürlich wirft er einen Blick zurück . . . Er will sich aufraffen, und es geht allem Anscheine nach nimmer. Da muß es schon hübsch weit fehlen, und wenn . . . Höllzwickel übereinander! Wäre eigentlich doch ein bißel . . . ein bißel schandmässig, wenn sie den . . . diesen wahrhaftigen Dummheiten wegen so aneinandergehen wollten, und noch dazu in einer Zeit, wie sie jetzt ist, und wo . . . so . . . so Nachbarstreitsachen nicht einmal so viel sind, wie ein Regentröpfel gegen einen Hausweiber. Wäre wirklich schandmässig. Schwamm drüber! Umkehren tut er, und . . . und halt nachbarlich und gevatterschaftlich gehen sie auseinander, wenn es . . . gerade sein muß. Umkehren tut er, geht es, wie es geht.

Und er kehrt um und hastet die paar Schritte zurück.

„Was ist's denn nachher mit dir?“ fragt er etwas gezwungen barsch, um sich nicht anmerken

lassen zu müssen, daß ihn eine . . . Weichheit übermannt hat, die etwa als Nachgiebigkeit und Eingeständnis einiger Schuld aufgefaßt werden könnte. „Wo hat's dich denn nachher?“

„Die Füße, alle zwei. Einer unterm Knie, der andere bei der Ferse. Kann ein und derselbe Schuß gewesen sein; aber es hat mich und . . . und die Stelzen tragen mich nimmer. Wo hat's denn dich?“

„An der linken Schulter.“

„Doch nicht durch die Brust?“

„Nein, weiter oben, zähl' ich. Wenn nur die Malefizgeschichte, das Bluten, aufhöret, sonst . . . Und keinen Schritt bist nicht sicher, daß du nicht noch eine kriegst.“

„Du, Matheß! Nochmals: lassen wir die unnützen Geschichten übereinander, und halten wir es wieder so, wie wir früher gewesen sind! Hat ja alles keinen Wert nicht.“

„Eh' nicht.“

„Also: sind wir wieder die Alten!“

„Meinetwegen auch.“

„Und . . . weißt was? Jetzt suchen wir uns ein bißel einen Unterschlupf und eine Deckung, und nachher verbind' ich dich, daß das Bluten aufhört, und wenn's gerade wäre, daß uns noch etwas träge und widerfahret', oder daß es einen oder den andern . . . gelt, der heimkommt, grüßt die andern alle und . . . hilft ihnen halt ein wenig mit fort.“

„Eh' gewiß. Wie halt Gott will. Und es wäre auf die Dauer eh' nichts, das malefizische Trugen und Streithanseln,“ reißt es ihm unwillkürlich die Wahrheit heraus. „Wie du sagst: alles hat keinen Wert nicht. Dort hinter dem Rothausen, scheint mir, könnten wir uns ein Zeitel sichern, bis die Verwundetenträger nachkommen. Ich hilf dir hin. Und . . . Ja, wie du sagst: jetzt gibt es nichts mehr zwischen uns, jetzt sind wir die zwei Ecker wieder, wie wir sie voreh' alleweil gewesen sind.“

„Gott sei Dank, und wenn wir wieder heimkommen . . .“

Heimkommen! Der Lieben Bild und der Heimat Sonnenschein mischen sich in ihr Denken, Sinnen und Hoffen und in die beiderseitige Freund' ob der endlich gelungenen Ausöhnung, und mitten im Turbel des Kampfes, des Mordens und Gemordetwerdens nistet sich ein stilles Glück in ihre Herzen und strahlt aus ihren Augen in die kampfunteroberte Welt. . . . Wieder heimkommen, und wieder . . . die Alten sein . . . !

Sinnspruch.

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Zeit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.

Goethe.

Lahrer Hinlender Bote für 1918.

Pater Incertus.

Von W. K.



niemand in ganz Zethausen, ausgenommen der geistliche Herr, war so geehrt und geliebt wie die alte Bas Kathel. Bei fast allen Taufen, Hochzeiten und Firmungsmahlen mußte sie helfen kochen und backen, bei allen Kranken und Kindbetterinnen pflegen und wachen. Bas Kathel hinten, Bas Kathel vorn! Wie sollte Zethausen

und eine wohlthätige Bürgergesellschaft und Weibergesellschaft und Kinderschaft wohl bestehen, wenn einmal die Bas Kathel nicht mehr lebte?

Nur eine kleine Schwäche wird auch der nachsichtigste unter den Lebensbeschreibern der alten Jungfer beschämt eingestehn: sie war sehr neugierig. Und dieses Laster, nämlich die Neugierde und nicht die Bas Kathel, sollte sie einmal in Schmerzen stürzen, die weit ärger waren als die einzige und öftere Krankheit der guten Base, nämlich das Zahnweh.

Der alte geistliche Herr, der sich einbildete und rühmte, an seine Bücher in der Studierstube komme nie eine fremde Hand und er staube sie immer persönlich ab, pflegte je einmal im Jahr auf länger als einen Tag zu verreisen, wenn er nämlich in Baden-Baden sein Gliederweh pflegte. Diese günstige Gelegenheit wußte dann seine Schwester, die ihn haushielt, jeweils gut zu benutzen, indem sie das Studierzimmer gründlichst putzte und lüftete, kurz „ausmistete“, wie sich der Mesner in tadelnswerter Leichtfertigkeit ausdrückte. Bei diesem heiligen Reinigungswerk durfte nun aber auch Bas Kathel alljährlich mithelfen. Belohnt wurde sie dafür nicht nur durch die menschenmöglichste Befriedigung über solche hohe Ehre, sondern auch durch einen nachfolgenden Kaffee mit Kuchen und „Schwäg“.

Also geschah es auch dieses Jahr wieder. Erst kam, wie immer, die Stube im allgemeinen dran; dann wurden die Bücher sauber herausgenommen, abgewischt und wieder genau an ihr bescheidenes Plätzchen zurückgestellt. Wie froh und dankbar glänzten und lächelten alsdann die sauberen Rücken der alten ehrwürdigen Schwarten den beiden Frauen entgegen! Das ganze Zimmer

schien zu freudestrahlen, so daß es sogar dem alten Pfarrherrn bei der Heimkehr wohlthuend auffiel. Aber, sagte er dann, da sehe man doch, wenn man wieder nach Hause komme, daß selbst abgestaubt am längsten hält. Ein so ordentliches Bücherbrett habe auch keiner seiner Amtsbrüder.

Allein nicht nur die würdigen Schmöcker erfuhr bei dieser Gelegenheit eine Gesamtreinigung, sondern auch der verstaubte Aktenschrank. Hier mußte man allerdings vorsichtig sein und auch etwas Staub liegen lassen. Nur so das Allergrößte durfte verschwinden, damit der alte Herr nicht Argwohn faßte. Denn der Aktenschrank barg die Geheimnisse der Pfarrei. Hier standen u. a. auch die unförmigen Kirchenbücher. Wenn der Alte gemerkt hätte, daß fremde Hände und Augen in diese heiligen Geheimnisse einzudringen wagten, so hätte es einen Krieg gegeben. Aber solch ein Argwohn kam ihm gar nicht, drum pflegte er auch stets den Schlüssel ruhig hinten zwischen Schrank und Wand an einem Nagel hängen zu lassen.

Wenn Bas Kathel daran ging, die fast meterlangen Niesenbücher herauszunehmen und abzustauben, so war das der Höhepunkt des ganzen Säuberungsfeldzuges. Da zitterte ihr doch das fromme Herz. Denn in diesen ehrwürdigen Bänden, dem Taufbuch, stand mit Ehren auch ihr Name, der Name all ihrer Verwandten, der Lebendigen und Toten, und in diesem Sterbepuch da sollte auch sie dereinst eingetragen werden. Hoffentlich, sagte sie sich, gleichzeitig auch in das Buch des Lebens droben im Himmel.

Eben hielt sie das ungeheure Taufbuch in Händen. Wo doch wohl ihr eigener Name stehen mochte? Sollte sie nicht einmal hineinschauen? Doch nein! Wie abscheulich! Solch ein Gedanke, solch eine Kühnheit! Sie schlug ein Kreuz und wischte wieder an dem Buch herum. Die Schwester des Pfarrers hatte drunten in der Küche bereits die Kaffeemühle ächzen lassen und eben stieg würziger Kaffeeduft die Treppe herauf und zeigte der Bas Kathel an, daß die Bonnestunde aller rechtschaffenen Weiber nicht mehr ferne sei.

Aber sollte es denn wirklich eine so große Sünde sein, einen Blick in das ehrwürdige Buch zu tun? Sollte Gott gesagt haben? So stand einst unser aller Stammutter Eva im Paradies vor dem Apfelbaum und schaute bald den rotbackigen Apfel an, bald blickte sie um sich, ob der liebe Gott auch hersehe. Die Sündhaftigkeit, die Neugierde, siegte hier wie dort. Klopfernden Herzens schlug Bas Kathel die Niesenflanken des Buches auseinander und las, was gerade da stand. Aber da ward ihr fast schwindlig. Nein, das konnte nicht sein! Das war Teufels-
trug!

Was stand denn da? Eine Taufe. Unehelich. Des Täufelings Eltern: Agathe Weißzang, ledig.

So und so, den so und sovielten ist das Kind geboren und getauft. Vermutlicher Vater: Pater Incertus.

Bas Kathel las noch einmal, noch zehnumal. Sie rieb sich die Augen, sie schlug ein Kreuz ums andere. Sie schaute in die dunkle Ecke des Zimmers, ob nicht der Leibhaftige sich dort aufhalte, um sie zu verblenden. Aber es stand da: Pater Incertus war der Vater des unehelichen Kindes der Agathe Weißzang.

Ein Vater, ein Mönch! Schwarz wurde es der armen-alten Person vor den Augen und vor dem frommen Gemüt. Das ruchlose Mädel! Also darum wollte sie damals den Vater ihres Kindes nicht angeben? Aber der Pfarrer hatte ihn doch erraten. Der Pfarrer wußte eben alles. Ihm war nichts verborgen im Himmel und auf Erden und in Zethaufen!

Ein Vater! Bas Kathel biß sich auf die Zähne, leider auch auf ihren alten Erbfeind, den baufälligen linken Eckzahn, der ihr schon soviel Herzeleid bereitet hatte und der sofort durch heftige Schmerzen sowohl diese üble Behandlung erwiderte, als auch die göttliche Strafe für ruchlose Neugierde und frevelhafte Gedanken über die hochwürdigen Patres einleitete.



Bas Kathel
las noch einmal.

„Bas Kathel,“ rief es von unten, „bitte, zum Kaffee! Es ist alles fertig.“

„Es ist alles fertig. Ja, alles fertig,“ murmelte die Alte.

Schwabb, schlug sie etwas respektlos das Buch zu. Erst sank sie auf den alten Lederstuhl und nahm die Hände vor die Augen. Dann aber wankte sie auf und die Treppe hinab.

Es war ein großes Glück, daß der gekränkte Eckzahn durch wütende Schmerzen Rache nahm. So konnte Bas Kathel ihre Schweigsamkeit und ihr verstörtes Wesen dem Zahnweh zuschieben und sich baldigst empfehlen. Was der geistlichen Schwester allerdings sehr unangenehm war; denn auch diese hatte sich auf die Kaffeestunde und die dabei zu erhoffenden Neuigkeiten jedes Jahr immer herzlich gefreut. Man muß überhaupt einmal mit der falschen Meinung aufräumen, daß in bezug auf Klatschsucht die gewöhnlichen Leute so wesentlich besser seien als die vornehmen oder gar die Hofkreise.

Doch es fehlt noch ein erklärendes Wort über obige Agathe Beißzang. Sie war eine nahe Verwandte der Bas Kathel. Jung-Agathe zeichnete sich von Jugend auf durch große Begabung, Schönheit und Stolz vor allen Mädchen von Zethausen aus. Sie hatte eine Zeitlang in Mannheim gedient und war dann, wie es ja leider ab und zu vorkommt, in äußerst betrüblidem körperlichen und geistigen Zustand wieder nach Hause gekommen. Bald darauf aber trat der Grund besagter Betrübnis in Gestalt eines prächtigen kleinen Bubens zum Greuel und Entsetzen, zu Kummer und Scham der ehrenwerten Familie ungeheuer an das Licht der Öffentlichkeit, zur innigsten Freude aller Feinde und Feindinnen des stolzen Mädchens und ihrer Sippe. Natürlich hatte auch die Bas Kathel herben Schmerz empfunden, aber doch das arme Mädchen mit mehr als mütterlicher Sorgfalt gepflegt.

Bei ihrer Neugierde wollte sie natürlich sofort wissen, wer der Mannheimer Missetäter sei. Aber Agathe verweigerte schroff jede Auskunft. Sie drohte mit dem Schlimmsten, wenn man sie noch ferner durch Fragen quäle. Daran änderte keine Einrede der Familie auch nur das geringste. Aber so war die stolze Agathe immer gewesen: immer anders als andere Mädchen. Sie klagte nicht, sie weinte nicht, sie fragte nichts. Verschlossen starnte sie vor sich hin.

Diese Ungewißheit hatte der Neugierde der guten Bas Kathel natürlich recht qualvolle Stunden bereitet; von der sonstigen menschlichen und verwandtschaftlichen Anteilnahme gar nicht zu reden. Aber da war einstweilen nichts auszurichten; so hart es die gute Alte auch ankam, nicht zu wissen, wer der Vater des Bubens sei.

Und nun hatte das alte Taufbuch den Schleier gelüftet. Entsetzlich! Ein Vater! So etwas konnte noch nicht geschehen sein, seit es Patres in der Welt gibt. Wenigstens Bas Kathel war davon fest überzeugt. Ob sich nicht vielleicht der Antichrist als Vater maskiert hatte? Noch entsetzlicher! Aber ein natürlicher Vater konnte das doch nicht gewesen sein! Und wenn doch? Dann wankten die Säulen der Welt.

Das Wirrnis war für den alten Kopf zu

schwer. Daher konnte er nichts Besseres tun als verrückt zu werden. Und dies schien sich dann die gute Base auch wirklich vorgenommen zu haben; bereits begann sie mit den seit alters her erfolgreichsten Vorübungen dazu: sie aß nicht, trank nicht, schlief nicht, murmelte nur so vor sich hin; sie redete irr. Sie sagte: Bring mir den Schorjch her, wenn sie den Wasserkrug meinte, u. dergl. Auch weigerte sie sich, in der heiligen Osterzeit zu beichten, obwohl sie damit noch rückständig war. Ein unerhörter Fall in ihrem frommen Leben.

Der Pfarrer hörte von der betrübenden Sache und wollte die arme alte Person aufsuchen. Allein als er sich mit seinem großen Spazierstock in den Hof hineinklopfte, in dem Bas Kathel wohnte, hörte diese den wohlbekannten Ton des geistlichen Steckens und floh zur Küchentüre hinten hinaus. Sie versteckte sich stundenlang hinter dem Misthaufen.

Die Sache wurde bereits an allen Brunnen des Dorfes verhandelt mit Für und Gegen, Anträgen und Abstimmungen; ja es bildeten sich bereits Parteien für und gegen die alte Base; einmal fiel sogar das Wort: besessen und verheert.

Das konnte nicht länger so weitergehn. Der Familienrat beschloß also etwas zu tun, was sicher helfen und nicht viel kosten sollte. Denn man wollte doch das Vermögen der Base nicht in einer teuern Anstalt aufzehren! Aber wohin? Diesen Stein der Weisen wußte in ganz Zethausen lange niemand zu finden.

Bis endlich ein Vetter, gleichfalls ein alter Lediger, der viel in allerhand Büchern las, verkündigte: Wenn man in Gefahr stehe, verrückt zu werden, so müsse man auf Reisen gehn. Entweder werde es dann besser oder schlimmer oder es bleibe, wie es war. Aber auf alle Fälle gebe es eine Aenderung und wisse man, woran man sei. Auf Reisen gehn! Das gefiel schließlich auch der Bas Kathel. Allerdings kam hier nicht Aegypten oder die Riviera in Betracht, auch nicht Asien oder gar Europa. Denn an allen diesen Orten war noch kein Zethäuser gewesen und wohnten auch keine Verwandten. Also schrieb die Familie mit vereinten Kräften unter lebhaften grammatikalischen und orthographischen Händeln einen gewaltigen Brief an eine Verwandte, die in Ludwigshafen an einen Monteur verheiratet war: die Bas Kathel komme am Sonntag auf Besuch. Und ehe noch Antwort eintreffen konnte, saß die Alte schon auf der Eisenbahn und streckte ihren Eckzahn trübsinnig zum Fenster hinaus.

In Ludwigshafen am Bahnhof wurde die Reisende freundlich empfangen von ihrer Base und deren Sohn, einem hübschen jungen Menschen, einem Techniker. Er sah aber etwas gedrückt und scheu aus und machte sich auffallend

viel mit der Pappschachtel zu schaffen, in welche Bas Kathel ihre Reisewäsche gepackt hatte; so daß sie kaum das hübsche Gesicht des jungen Betters zum Ansehen bekam.

Man wanderte schwägend heimwärts, durch rauchige, staubige, heiße Straßen, durch Millionen (so kam es der Bas Kathel vor), durch Millionen von schreienden und spielenden Kindern. Der Genuß des Neuen heiterte die Alte auf und sie kam schon unterwegs recht ins Erzählen über die wichtigsten Ereignisse von Zethausen. Nur der junge Mann blieb stumm. Aber manchmal schaute er gar aufgeregt und ängstlich zur Base hinüber. Zu Hause, beim dampfenden Kaffee, ging der Bas Kathel Mund und Herz noch weiter auf und schließlich war sie bei ihrem wunden Punkt angelangt, bei der Agathe und ihrem Unglück. Der junge Mann stand auf und trat ans Fenster, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Und bei der dritten Tasse eröffnete die gute Bas mit zitternden Lippen das furchtbare Geheimnis von der Untat des Pater Incertus!

„Das ist nicht wahr!“ rief der junge Mann vom Fenster her. Seine Stimme bebte. Bas Kathel fuhr zusammen.

„Aber es steht doch so im Taufbuch.“

„Dann steht eine Lüge im Taufbuch.“ Das war denn doch wohl etwas stark.

„Eher glaube ich, daß Er lügt, Herr Beter, als das Taufbuch!- Der Herr Pfarrer wird seine Sache wohl besser verstehen als Er, und besser wissen, was er in das Buch hineinzutun hat. Oder will Er vielleicht gescheiter sein als der geistlich' Herr, der Gott weiß wie lang Schulen genossen und für sein Studium Geld verzehrt hat?“

Da trat der junge Beter vom Fenster weg und näherte sich dem Tisch.

„Was hast du, Fritz?“ fragte die Mutter erstaunt. Denn der Sohn war totenbleich geworden und sah seltsam verstört aus. Dieser aber raffte sich zusammen.

„Es muß ein Irrtum sein. Kein Pater, er mag heißen, wie er will, kann hier in Betracht kommen.“

„Meint Er nicht auch?“ fragte Bas Kathel erfreut. „Gelt, das wird halt doch ein Irrtum sein vom alten Herrn. Er ist manchmal so vergeßlich und bringt allerhand Sachen durcheinander. Ja, ja, so wird's sein.“

Der junge Mann verließ das Zimmer und die Mutter sandte ihm einen langen strengen Blick nach.

„Der Teufelsbub! Er hat sie noch nicht vergeßen!“

„Was denn? Wen denn?“

Die Mutter erzählte nun zögernd eine sehr lange Geschichte, wobei ausführlich zu Tage kam, was alle daran Beteiligten gedacht, gesagt,

nicht gedacht, nicht gesagt, getan und nicht getan hatten. Der Sinn war der: Agathe kam, als sie zu Mannheim im Dienst stand, gelegentlich in das Haus der Ludwigshafener Verwandten und zufällig befand sich damals gerade der Techniker, ihr Sohn Fritz, daheim; sonst hatte er in Worms eine sehr gute Stellung. Es war aber der Mutter gleich aufgefallen, daß der Sohn die Augen nicht mehr von dem auffallend hübschen und gescheiten



„Das ist nicht wahr!“ rief der junge Mann.

Mädchen wegbrachte und daß auch Agathe mehr als notwendig erröthete, so oft sie den schönen schwarzen Burschen betrachtete. Aber die Mutter, die dergleichen Gesichter richtig zu deuten wußte, hatte das Mädchen wohlweislich nicht zum Wiederkommen aufgefordert und nachher den Herrn Sohn tapfer ins Gebet genommen: „Daß du mir keine Sachen machst! Es ist ein armes Dienstmädchen und du brauchst eine reiche und gebildete Frau! Merk dir's! Ich brauche dir's nicht zweimal zu sagen!“ Sie sagte es aber mehr als hundertmal.

Nun, Fritz war nun einmal ein gehorsamer Sohn und hatte vor der willensfesten Mama einen heilvollen Respekt. Widerspruch gab's da nicht, weder bei ihm noch bei dem Papa Monteur, der daheim seinen Mund überhaupt nur zum Essen, Trinken und Schnarchen öffnen durfte.

So wurde denn an jenem Abend mit der Bas Kathel die Angelegenheit der Agathe und noch andere Zethäuser Geschichten weiblich durch-

geknetet, bis der Papa Monteur heimkam und die Sache von neuem und von vorn anging. Später erschien auch der Sohn wieder und verabschiedete sich von den Eltern und der Waise. Er mußte zurück nach Worms.

Das Kathel sah und erlebte tags darauf viel Wunderbares und Neues in Mannheim, am Rheinhafen, auf der hohen Rheinbrücke, auf dem Dampfboot, sogar im Theater. Das gab ihr wohl Stoff zum Staunen und Berichten auf nahezu zwanzig Jahre hinaus. Kein Wunder, daß sie über alledem ihren Kummer fast vergaß. Nur ab und zu huschte die Vaterkutte flüchtig durch ihre Seele.

Am jenem Montag nun, während die Was Kathel in Mannheim ihre Entdeckungsfahrten verübte, ging in Zethausen Agathe morgens auf das Feld, um etwas Gras für die väterlichen Geißen zu holen. Auf einmal blieb sie stehn wie Lots Weib, einer Salzsäule gleich; denn wer kam da durch die Aecker daher? Fritz, der Techniker aus Worms. Und warum blieb sie stehn? Warum blieb sogar ihr Herz stehn?

Das werden wir gleich sehn.

Denn auch Fritz machte es wie Agathe und ihr Herz. Auch er blieb stehn samt seinem Herzen.

Doch da ein solches Festgewurzeltsein nicht bis an den jüngsten Tag dauern kann, so mußte eines von beiden wenigstens die Zunge wieder in Bewegung setzen.

„Was willst du hier? Fritz, ich bin elend genug. Mach mich nicht noch elender! Ich will meinen Jammer allein tragen. Du sollst frei sein und nicht mit mir zugrund gehen. Für unser Kind wird Gott sorgen. Ich weiß, wohin es mit mir treiben muß!“

„Wohin es mit dir treiben muß? Ich bin entschlossen: an den gleichen Ort wird es auch mich treiben. Entweder ins Leben zurück oder in den Tod. Aber ich halt's nicht länger mehr aus. Ich geh' gleichfalls zugrund.“

„Fritz, tu mir die Liebe und komm nicht näher! Die Leute sehen uns und passen auf. Geh wieder heim! Laß mich! Es kann nichts draus werden. Ich tu's nicht. Nie und nimmer dränge ich mich deinen Eltern als Schwiegertochter auf und laß mich von ihnen dann verachten und verwünschen. Wir haben wohl beide gefehlt, aber ich am meisten. Ich hätt' als armes Mädchen besser auf mich achten sollen. Denn dir macht es nichts, mir aber kostet's das Leben. Das habe ich nicht bedacht. Drum will ich allein büßen. Ich möchte deinen Eltern den Kummer ersparen; vor allem deinem guten Vater.“

„Dem Vater? Kummer, wenn wir uns heiraten? Pah, der wäre mit dir noch froher als mit irgendeiner andern. Denn du würdest ihn glücklich machen. Aber die Mutter? Agathe,

hör, was ich dir sage: heute nacht bin ich ein Mann geworden. Ich weiß, was ich zu tun habe. Ich weiß aber auch, daß ich ein feiger Tropf gewesen bin, als ich dich allein hieher ziehen ließ in deinem Elend und deiner Schande; nur weil ich mich vor der Mutter fürchtete. Denn die kann wüßt tun, daß es einem davor graut. Aber das merke dir: Jetzt wird's anders. Ich sage der Mutter: So und so steht's, ich heirate die Agathe. Und wenn du, Mutter, nicht willst, so hast du einen Sohn gehabt und bist kinderlos. Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen. Zu lang habe ich mich samt meinem Vater geduckt wie Buben vor der Rute. Jetzt ist's Zeit, daß wir als Männer auftreten. Agathe!“

„Fritz!“

„Agathe, aber noch eins muß ich wissen: Was hast du mit dem Vater Incertus gehabt?“

Agathe staunte.

„Vater In...? Ich? Ich habe mit keinem Vater etwas gehabt.“

„Aber wie kommt denn das ins Taufbuch?“

„Ins Taufbuch? der Vater?“



Auf einmal blieb sie stehn wie Lots Weib.

„Ist der Herr Pfarrer schon zu sprechen? Ich geh' sofort zu ihm.“

„Was willst du?“

„Den Pfarrer sprechen.“

„Um's Himmels willen! Mach keinen Spektakel! Das Geschwätz ist schon schlimm genug im Dorf.“

„Ich geh' zum Pfarrer! Lebwohl! In einer Stunde bin ich bei dir in euerem Haus. Und

dann wird die Sache zu Ende gebracht. So oder so! Ich will wissen, was zwischen dem Pater und dir los ist.“
Und weg war er!

Der geistliche Herr stand in seinem Garten und trieb, was er um diese Jahreszeit schon seit zwanzig Jahren getrieben hatte: er okulierte Äpfel auf Quitten. Noch nicht ein einziges Auge war ihm jemals angewachsen. Aber er wollte es dennoch erzwingen. Einmal mußte es ja glücken. Und war es einmal geglückt, so war die Frage grundsätzlich erledigt. Das wollte, das mußte er noch vollbringen, ehe er sich von seinem Garten trennte und, ledig des Predigtamts, nach Freiburg zog.

Da trat durch die Gartentür, die auch zum Hause führte, hastig ein junger hübscher Mann: Fritz. Er stellte sich höflich vor und bat um eine Unterredung. Beide begaben sich in das Arbeitszimmer.

„Herr Pfarrer, ich möchte gerne wissen, wer im Taufbuch als Vater des Kindes der Agathe Verißang angegeben ist.“

„Mein lieber guter Freund, das ist Dienst-sache. Hierüber kann ich keinem Fremden Auskunft geben.“

„Ich bin kein Fremder.“

„So? Wieso?“

„Ich bin . . . ich bin . . . ein Verwandter der Agathe. Sie ist meine Nichte.“

„Nichte? He? Ihre Backen brennen ja wie eine Heuschener. He?“

Wenn man jemand, der vor Verlegenheit die rote Flagge aufzieht, auf diese Färbung aufmerksam macht, so pflegt er nur noch mehr zu flammen. Bei Fritz, der ein ehrlicher Junge war und sich nicht im geringsten verstecken konnte, nahm die Verlegenheit den Ausdruck höchster, peinlichster Hilflosigkeit an. Dem Geistlichen ging daher sofort eine Ahnung des wahren Sachverhalts auf. Halb ernst, halb spöttisch zog er die Augenbrauen hoch.

„Nun, mein junger Herr, was also wünschen Sie eigentlich? Sie scheinen mit Agathe offenbar in persönlichen Beziehungen zu stehn. Welcher Art sind diese? Und was kann ich dabei tun?“

„Wenn Sie erlauben, so möchte ich, wie gesagt, vom Taufbuch Einsicht nehmen.“

„Ach so! Richtig! Ja, mein lieber Herr, das geht nicht so ohne weiteres. Vor allem müßte ich zuerst wissen, was Sie zu diesem Wunsch bewegt und worauf Sie hinaus wollen.“

„Ich möchte gerne wissen, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ob wirklich, wie mir gesagt wurde, Agathe jemand als Vater ihres Kindes angegeben und eingetragen hat lassen.“

„Wie Ihnen gesagt wurde? Ich bin starr. Wer hat Ihnen da etwas vorgegeschwindelt?

Wissen Sie: In mein Taufbuch hat kein Mensch einen Einblick getan. Das kommt nie in eine fremde Hand. Nicht einmal abstauben lasse ich meine Bücher von einem andern Menschen. Nicht einmal von meiner eigenen Schwester. Nicht einmal irgendein anderes Buch meiner Bibliothek. Solange ich Bücher habe, pflege ich sie ganz allein selbst zu reinigen. Und gar Bücher, die im verschlossenen Registraturschrank stehn! Wer ist so dreist zu sagen, er habe jemals da auch nur hineingeschaut?“

„Ja! So? Ja! Und doch, Herr Pfarrer . . .“

„Was? Heraus mit der Sprache!“

Der Alte wurde so erregt, daß ihm die Augen funkelten.

„Verzeihen Sie, aber es soll im Taufbuch der Name des Vaters angegeben stehn.“

„Das ist nicht wahr. Verzeihen Sie! Aber da sind Sie gründlich angelogen worden. Wer soll denn der Vater sein?“

„Ich schäme mich fast, es zu sagen, Herr Pfarrer. Ein gewisser Pater Incertus. Aber das kann nicht wahr sein.“

Wer schon gesehen hat, wie Sonnenschein und Sturm einander am Himmel herumjagen, der kann sich ein Bild von dem Gesicht machen, das jetzt der Herr Pfarrer darbot.

„Pater Incertus? Da hört denn doch alles auf.“

„Also ist es nicht wahr?“

„Freilich ist's wahr. Das steht drin.“

„Herr Pfarrer! Das ist nicht möglich. Das ist falsch! Kein Pater der Welt kann der Vater des Kindes sein. Denn ich bin es selbst.“

Nun siegte am Himmel des behäbigen Pfarrers-gesichts der Sonnenschein der Belustigung.

„Das habe ich gleich an Ihrer Nase angesehen. Denn Sie haben die nämliche wie der Bub der Agathe. Aber wie ist denn so etwas möglich? Mein Taufbuch? Ach, dummes Zeug. Sehen Sie selbst, Sie großer Kindskopf!“

Der Pfarrer eilte an den mächtigen Schrank, schloß kopfschüttelnd auf und zog ein ungeheures Buch hervor. Nachdem er es auf den Tisch geschleppt, schlug er es auseinander und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle.

„Hier steht's: Pater Incertus. Zu deutsch: Der Vater ist unbekannt. Und nun lassen Sie den Pater Incertus hübsch in Ruh und wenden Sie sich lieber an den Pater Peccavi. Den haben Sie jetzt nötiger. Und den werden Sie wohl bereits auch kennen.“

„Wenn das so ist, Herr Pfarrer, dann bedaure ich sehr, Sie bemüht zu haben. Nun ist alles klar.“

„Nichts ist klar. Vor allem die Hauptsache nicht, wer nämlich an meinem Schrank herumgeschmüffelt hat. Das hätte ich meiner Schwester nicht zugeraut. Und daß sie es gar noch aus-schwagt! Na, ich werde ihr das Nötige sagen.“

„Bitte, Herr Pfarrer. Es war nicht Ihre verehrte Frau Schwester, sondern Bas Kathel.“

Aber nun war es höchste Zeit, daß der Pfarrer nach der Stuhllehne griff.

„Herr meines Lebens! Was wird denn heute noch alles an den Tag kommen? Ich falle ja in Ohnmacht! Die Bas Kathel war an meinem Altenschrant? Welcher Deihenker weihst das alte Frauenzimmer in meine Dienstgeheimnisse ein?“

„Ja, sie staubt doch alle Jahre Ihre Bücher ab?“

„Meine Bücher? Die Bas Kathel? Na, diese Weiber können doch eher das Schnaufen unterlassen als das Unheilanstellen. Wartet!“

Der Alte ballte die runde Faust nach der Tür hin und stellte damit ein hochnotpeinliches Verfahren gegen Unbekannt in Aussicht. Das konnte also gut werden!

„Und nun, bitte, setzen Sie sich und erzählen Sie mir aufrichtig die ganze Geschichte mit der armen Agathe!“

Das geschah und gab eine Generalbeicht so gründlich wie jeweils das Abstauben der Bücher durch Bas Kathel war.

Wir können es kurz machen: Der junge Mann hatte sich schleunigst in die schöne Agathe verliebt, hatte sie heimlich aufgesucht, war mit ihr heimlich alle Sonntage zusammengetroffen, auch bei Tanzvergünstigungen, und der Rest war nicht Schweigen, sondern Schreien des kleinen Buben. Jetzt wollte Fritz aber Schluß und Hochzeit machen, und wenn die Mama in die Lüfte gehe.

„Die nehme ich auf mich. Ich kenne sie wohl noch vom Unterricht und der Christenlehre her. Es wundert mich gar nicht, daß sie mit ihrem Hochhinauswollen am ganzen Unglück die Hauptschuld trägt. Es wird mir eine Genußgewinnung und ihr wohlthätig sein, ihr nach so langer Zeit wieder einmal wegen ihres Hochmuts den Kopf zu waschen. Aber nun gehn Sie zur armen Agathe. Sie leidet auch unterm Hochmut. Das liegt in der Familie. Hätte sie Ihrer Mutter ein gutes Wort gegeben, anstatt sich aufs hohe Ross zu setzen... na, sie ist gestraft genug. Gehn Sie! Wenn Sie mich wieder brauchen, bin ich da. Leben Sie wohl!“

Damit schob er Fritz zur Tür hinaus. Dann aber strich er im Taufbuch vom Incertus das große I weg und malte ein kleines drüber, entschlossen, mit der alten schwungvollen Pfarrbücherschreibweise zu brechen.

Der Hinkende kann versichern, daß alles gut ausging und durch baldige Hochzeit trotz Mamas anfänglichen Schnaubens und Tobens ein glückliches Paar zuweg gebracht wurde. Der Vater Monteur hätte seine Einwilligung gar zu gern auch gegeben und wollte dazu schon den Mund öffnen. Aber auf einen furchtbaren Blick der gestrengen Mama hin klappte er ihn schnell wieder zu und begnügte sich mit einem sehr

zufriedenen Grinsen. Denn die Agathe hatte er schnell in sein stilles Herz geschlossen.

Der Hinkende fügt noch folgendes hinzu, was kein Leser erwarten sollte: Ihr Buben, lernt Latein, was in eure Haut hineingeht! Dann kann euch nicht ein Hereinfall begegnen wie dem guten Fritz. Der Hinkende meint natürlich nur dessen Jrtum



Das gab eine Generalbeicht so gründlich wie jeweils das Abstauben der Bücher.

mit dem Pater Incertus. Denn gegen das andere hat auch das Latein schon manchmal versagt.

Als die Bas Kathel zum erstenmal wieder dem Pfarrer auf der Gasse begegnete, wurde sie rot wie ein achtzehnjähriges Mädchen, das am Gartenhag mit ihrem verbotenen Schatz erwischt wird. Der geistliche Herr warf ihr aber auch einen gar zu strengen Blick zu. Als er aber ihre christliche Reue wahrnahm, zog er die Friedensfahne auf. Er lächelte und drohte mit dem bekannten Stecken.

Und trotz alledem durfte Bas Kathel wieder abstauben. Doch den Schlüssel zum Altenschrant fanden die Frauen nicht mehr beim Nagel an der Wand. Den hatte sich der Pfarrer mit der eigenen geistlichen Hand an die Hosenträger angesteckt, als er wieder ins Bad reifte.

Wer seine Dummheit verbergen kann,
Ist wahrlich nicht der dümmste Mann.
Rudolf Baumbach.

Die Gans von Tiefenbach.

Von Alfred Vock.

Von den Höhen der Vogesen talwärts schreitend bestieg ich in Straßburg den Gilzug, der auf seinem Fluge die gesegneten Fluren der bayerischen Pfalz berührt. Bei Edenkoben taten sich rechts und links rötlich schimmernde Weingelände auf, und fröhlicher Winzerfang drang an mein Ohr. In der Pfalz war ein guter Tropfen gewachsen, und der Bauer, der an der Kelter stand, hörte schon das Geld im Kasten klingen.

In Neustadt an der Hardt ging ich vor Anker, die Edelsprößlinge aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die ringsumher an den sonnigen Hängen gedeihen. Der neue Wein ist ein gefährlicher Kamerad, er treibt das Blut in tollem Wirbel durch die Adern, und wer sich über den Zustand seines Herzens nicht ganz klar ist, der bleibe lieber davon. Obgleich die Jünger Vesikulaps meinem eigenen Herzen eine sehr schlechte Diagnose gestellt haben, ging ich mit dem „Neuen“, vermöge des göttlichen Leichtsinns, der auch in höheren Semestern nicht von mir weichen will, in ein näheres Verhältnis ein. Die Folge davon war, daß ich in eine Art dionysischer Stimmung geriet und diese schöne Welt im rosigsten Lichte erglänzen sah. In feuchter Laune glitt ich von der breiten Schienenstraße ab, die mich heimwärts führen sollte, und fand mich auf einem friedlichen Sekundärbähnchen wieder, das zwei Weindörfer in der Nähe von Neustadt miteinander verbindet. Es war ein gemischter Zug, der Menschen, Schweine und andere Frachtgüter beförderte und an jedem Weiler zehn Minuten anhält.

Station Tiefenbach! Ich kletterte aus meinem Abteil und schlenderte auf dem schmalen Bahnsteig auf und ab. Und siehe da, vor mir steht eine dralle Bauerndirne von fünfzehn oder sechzehn Jahren. Die blonden Haarsträhne hängen ihr wirr über die Stirne, aus dem Mund des hübschen Gesichts leuchten ein Paar tiefblaue Augensterne. Der Anzug der Kleinen ist ärmlich, in der gestreiften Kattunschürze trägt sie eine blendend weiße junge Gans. Das Bild mutet mich seltsam an und gemahnt mich an die Meisterwerke, die der Röteltstift des unvergesslichen Heinz Heim hingezaubert hat. Die Kleine hat den Blick wie flehend zu mir erhoben, so daß ich sie unwillkürlich frage: „Willst du etwas, Kind?“

„Ach, kääse Se mer doch die Gans ab!“ spricht sie schüchtern. Ich bemerke, daß sie schöne weiße Zähne hat.

„Was soll ich denn mit der Gans?“ lache ich. „Ich bin auf der Reise, ich kann kein Federvieh mitschleppen.“

„Kääse Se mer doch die Gans ab!“ wiederholt sie ihre Bitte. „Mer sein in großer Not. Der Badder is arg krank und kann net uf Aweed. Geschdern han se uns ausgepänd. Die Gans is das lechtschte Stick Vieh, das mer im Haus hawwe.“

Erschüttert ziehe ich meine Börse und drücke der Kleinen ein Fünfsmarkstück in die Hand.

„Wo soll ich Zhne dann die Gans hintrage?“

„Du kannst sie behalten, liebes Kind.“

„Ach, Se misse die Gans nemme! Das Geld und die Gans zusamme därf ich net nach Haus bringe.“

„Ich hab' die Gans gefauft und mach' sie dir wieder zum Geschenk,“ beruhigte ich das brave Mädchen.

„Ich därf net, ich därf net,“ beharrte sie.

Der Schaffner mahnt zum Einsteigen, ich schwinge mich in mein Abteil, die Kleine mit der Gans hinter mir her. Der Zug kommt ins Rollen. Da wird etwas durchs Fenster geschlendert, hart an meiner Nase vorbei, und ehe ich noch recht zur Besinnung komme, sitzt mir mit weitend aufgesperrtem Schnabel die junge Gans gegenüber.

Im ersten Augenblick dachte ich daran, die Notleine zu ziehen. Da aber von einer „dringenden Gefahr“ nicht die Rede sein konnte, besann ich mich eines Besseren und versuchte mich in die merkwürdige Sache zu finden. Seit meiner Gymnasialzeit habe ich einen heiligen Respekt vor den Gänsen. Es war damals Sitte bei uns, an Luthers Geburtstag dem Ordinarius eine „Martinsgans“ zu verehren. In der Untertertia wurde ich ausersehen, die Gans dem Klassenführer zu überreichen. Die ganze Klasse saßte vor der Wohnung des Professors Posto, dieser erschien alsbald mit seiner Gemahlin. Da geschah das Entsetzliche, daß das wohlgenästete Tier in dem Augenblicke eine unbeschreibliche Visitenkarte auf meinem Gesicht abgab, als ich den Mund zu einer feierlichen Ansprache öffnen wollte. Solche Momente vergißt man nie, und mein Widerwille gegen die Gänse ist seitdem so tief eingewurzelt bei mir, daß ich sie nur ausnahmsweise auf meiner Tafel dulde.

Der Zug lief in den Bahnhof von Rothstadt ein. Der Schaffner, der Zugführer, der Stationsvorsteher kamen herbei, und ich überlegte, ob ich die Gans in Freiheit setzen oder einem der Bahnbeamten überlassen solle.

Ein dicker Brauereibesitzer aus dem Städtchen gesellte sich zu uns.

„Ich will Zhne etwas sage, lieber Herr. Mer hawwe hent awend Regelfklub. Mer wolle die Gans 'rauskegele.“

„Das ist ein großartiger Vorschlag!“ rief ich. „Entbieten Sie den Herren vom Klub meinen

Gruß und nehmen Sie hiermit den kostbaren Preis in Empfang.“

„Nä, lieber Herr, so hawwe mer'sch net gemeent. Mer könne die Gans nur unner der Bedingung annehmen, daß Se dableiwe un heut awend mitkegele.“

Das Städtchen lag zu Füßen einer stattlichen Bergkuppe, die zu lohnendem Aufstiege lockte. Der Brauereibesitzer verriet mir, daß in der Stiftskirche ein wertvolles Altarbild und im nahen Zisterzienserkloster eine Sammlung pfälzischer Altertümer bewahrt werde. Ich ließ mich überreden, zu bleiben.

Abends traf ich im Kegellclub den Doktor, den Tierarzt, meinen Freund, den Bierbrauer, und alle Notabeln der Stadt. Ich komme nur selten auf die Regalbahn und bin kein Meister im Kegelschieben. Aber an diesem Abend entwickelte ich ein unverschämtes Glück. Ich warf einen Kranz nach dem andern, und als gegen elf Uhr das Preisgericht an der schwarzen Tafel zusammentrat, stellte sich heraus, daß ich die Gans gewonnen hatte.

Ein vielstimmiges Bravo durchbrauste die Regalbahn. Der Adjunkt und Zuckerbäcker von Rothstadt klopfte mir wohlmeinend die Schulter.

„Kenne Se vielleicht den verstorwene Schriftsteller Wilhelm Hauff?“

„Gewiß, Herr Adjunkt,“ erwiderte ich höflich.

„No, da miße Se doch die Geschichte vom Zwerg Nase und der verzaunwerte Gans geles hawwe?“

„Ich erinnere mich.“

„Es gibt Dinge zwischen Rothstadt und Berlin, von dene sich der Gelehrte wis nig träume läßt. Gewwe Se mal obacht, hinner Ihne Ihrer Gans steckt etwas. Ich geb' Ihne de gute Rat, trenne Se sich net von dem Dier!“

„Ich bin entschlossen, die Gans mitzunehmen, Herr Adjunkt, aber ich hoffe sehr, daß sie sich

bei mir zu Hause nicht gerade als Prinzessin entpuppt; dagegen würde meine Frau, die etwas zur Eifersucht neigt, Einspruch erheben.“

Am nächsten Morgen gab mir der gesamte Kegellclub an den Bahnhof das Geleite. Für die Gans war ein Korb hergerichtet worden, so daß ich nun mit ihr die Reise in meine Heimat antrat. — Meine Frau war einigermaßen erstaunt, als ich anstatt des erwarteten Geschenks — meine Reisekaffe war bis auf eine Reichsmark zusammengeschnitten — mit einer jungen Gans ins Haus fiel.

Aber die Freude des Wiedersehens verschendete die Wolken von ihrer Stirne, und am nächsten Tage prangte das Gänschen wohlgeschmort und

gebraten auf unserm Tisch. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns beide den Magen daran verdarben, und zwar so gründlich, daß wir vierundzwanzig Stunden lang nichts genießen konnten.

Bei mir ist der Magenkatarrh seitdem chronisch geworden, denn wenige Tage später erhielt ich in der Strafsache gegen die unverehelichte Magdalena Birkenstock in Tiefenbach eine Zeugenvorladung vor das Amtsgericht. Ich



Ehe ich noch recht zur Besinnung komme, sitzt mir die junge Gans gegenüber.

sollte bekunden, wo die dem Schuhmacher Nikolaus Bender gestohlene Gans verblieben und welchen Geldbetrag ich der jugendlichen Diebin für das corpus delicti eingehändigt. Bei meiner Vernehmung hatte ich das Gefühl, daß der Amtsrichter und der Gerichtsschreiber nur mühsam ihre Heiterkeit unterdrückten.

Ich werde das Vergnügen haben, in dieser leidigen Geschichte noch einige Male zu Gericht zu wandeln. Das würde an sich nichts zu bedeuten haben. Wenn aber meine bessere Hälfte den Gerichtsdienner mit einer Vorladung abfängt und dahinter kommt, daß sie eine — gestohlene Gans verpeist hat, ist es um meinen ehelichen Frieden geschehen. Vorab habe ich keine ruhige Stunde mehr und schrecke zusammen wie ein armer Sünder, so oft die Hausglocke tönt. Sie liegt mir bleischwer im Magen — die verzauberte Gans aus Tiefenbach.

Landwehrcmann Kugelbach.

Von M. M. Schenk.

So stand sein Name in seinem Militärpaß, aber alle im Schützengraben — mit einer einzigen Ausnahme — nannten ihn nie anders als Kügele, obwohl er gar nichts Rundes oder auch nur Rundliches an sich hatte. Auf einem hageren, schwächtigen Körper saß ein fast viereckiger Kopf mit spitzem Kinn und noch spitzerer Nase, und seine Augen hatten einen geradezu stechenden, unruhigen Blick. Von seinen Knien und Ellbogen behauptete der Kriegsfreiwillige Mattereder, der in allen Stücken des Kügeles genaues Gegenteil war, er könne sie bei einem Sturmangriff im Notfall anstatt des bayerischen Hauschlüssels benutzen. Ob er auch eine spitze Zunge habe, war noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden, denn der Kügele tat die Zähne, außer wenn er aß, nur im alleräußersten Notfall auseinander, und in den zehn Monaten, die sie nun miteinander in den Vogesenwäldern vor dem Feind lagen, hatte — mit Ausnahme eines einzigen — noch keiner einen richtigen, zusammenhängenden Satz von ihm gehört.

Es war überhaupt eine merkwürdige Sache mit dem Kügele: noch nie hatte er irgend jemand das geringste zuleid getan, schaffte vielmehr stillverdroffen, so lange es etwas für ihn zu tun gab, ließ sich allen Spott und alle Hänseleien gefallen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, — und dennoch mochte ihn keiner recht leiden.

Zimmer sah er unordentlich und unsauber aus, und immer hatte er Hunger. Für einen schäbigen Wurstzipfel, ein paar Zuckerbrocken oder ein angeknabbertes Stückchen Schokolade tat er — wenn auch mürrisch und widerwillig — jede noch so schlimme Arbeit, die kein anderer schaffen mochte; wenn dann die Gulaschkanne kam und

alle hatten abgegeffen, rief der oder jener: „Kügele, mach mir den Schlag sauber!“ und mit einer finsternen Falte auf der Stirne kratzte und schleckte Kügele ein Eßgeschirr nach dem andern gierig aus und verschmählte auch den unansehnlichsten Rest nicht. Aber selbst mit dem Eßsen hielt es der Kügele nicht wie andere Christenmenschen; der ewige Hunger mochte ihn noch so sehr plagen, nie sah ihn einer einen Zuckerwürfel oder auch nur das kleinste Stückchen Schokolade verzehren, obwohl er gerade auf diese beiden Sachen erpicht war wie der Teufel auf eine arme Seele.

Eines Tages lief ein böses Gerede durch den Schützengraben; einer raunte es dem andern zu: „Der Kügele stiehlt!“ — und es dauerte auch gar nicht lange, so wurde der Dieb auf frischer Tat ertappt, gerade als er eine große Tafel Schokolade aus des Mattereders Tornister herausklaute.

Im Schützengraben wird im allgemeinen kurzes Kriegsgericht gehalten und die verhängte Strafe sofort vollzogen; so bekam Kügele eine gehörige Tracht Prügel, die er zähneknirschend, doch ohne sich zu widersehen, hinnahm. Und wie das so geht: plötzlich merkte der und jener, daß ihm vor so und so viel Wochen oder gestern dies oder das abhanden gekommen war, und natürlich wurden nun nachträglich alle diese Diebstähle dem Kügele in die Schuhe geschoben: dem traute jeder das Schlimmste zu.

Doch in diesem Punkte taten sie ihm unrecht und waren ehrlich genug, das auch einzusehen, als sie sich davon überzeugt hatten; denn der Kügele stahl nach wie vor, wo er nur konnte, — doch Geld oder Wertfachen, besonders aber Rauchwaren, die man ihm handgerecht bereitlegte, um ihn auf die Probe zu stellen, ließ er ruhig liegen. Aber wehe dem Unvorsichtigen, der seine Futterkiste nicht gut verwahrte: er brauchte sich keinen Kummer mehr darüber zu machen, daß ihm etwas Eßbares verderbe.

Niemand wußte etwas Rechtes vom Kügele, weder von seinem Beruf, seiner Heimat, noch von seinen Angehörigen. Nie bekam er Liebesgabenpäckchen und nur ganz wunderseelten einmal einen kurzen Brief, den er stirnrunzelnd und mit finstern Blicken las und dann in kleine Fetzen zerrupfte. Wenn die Kameraden im Unterstand beieinander saßen und plauderten, manchmal auch sangen oder die Handorgel spielten, drückte er sich abseits in eine dunkle Ecke und stierte stumpf vor sich hin und ward fuchsteufelswild, wenn ihn einer dabei störte.

Und plötzlich war wieder ein Gerede im Schützengraben im Umlauf: „Der Kügele schieft Päckle heim!“ Und wieder hatte das Gerede recht, und zu gleicher Zeit hatte glücklich einer herausgebracht: der Kügele hat daheim eine

ganze Wiese voll hungriger Kinder und ein krankes Weib, — denen schickt er alles, was er im Schützengraben an Eßbarem zusammenstiehlt. — Von nun an wurden die Futterkisten viel weniger sorgsam verwahrt, und Kügeler nützte diese Sorglosigkeit nach Kräften aus.

Wie gesagt, es war eine merkwürdige Sache mit dem Kügeler; in der ganzen Kompagnie gab es keinen, der ihm als Schütze gleichkam; kaltblütig und zielsicher handhabte er sein Gewehr, sein unruhiger Blick ward stet und fest, wenn er die geringste Bewegung beim gegenüberliegenden Feinde bemerkte, und nie fehlte er sein Ziel. Manch einem schoß der Gedanke durch den Kopf: „Wo mag der Kügeler das Schießen so gut gelernt haben?“ — und je länger destoweniger mochten sie ihn leiden.

An den Ruhetagen hinter der Front konnte es vorkommen, daß der Kügeler plötzlich auf ein paar Stunden spurlos verschwand, keiner wußte wohin. Wenn er dann wieder zum Vorschein kam, war er noch unzugänglicher und knurriger als zuvor, aber in seinen Augen glomm ein ganz eigentümliches Feuer, das manchem zu denken gab. Im übrigen stellte er sich bei allem, was nicht mit dem Gewehr zusammenhing, so ungeschickt und täppisch an, daß er den Spott geradezu herausforderte und alle ihn zur Zielscheibe ihrer nicht immer sehr feinen Witze ausersahen.

Alle — bis auf einen! Dieser eine war der blutjunge Leutnant der Kompagnie, einer jener heitern, sorglosen Knaben, die der Ernst und die Größe der Zeit plötzlich zu Männern gereift hat, und die ihre Pflicht mit einem heiligen Eifer und einer eisernen Strenge gegen sich selbst erfüllen, ohne dabei das gesunde Lachen zu verlernen. Alle hatten den jungen Leutnant gern, — der Kügeler aber liebte ihn und wäre mit tausend Freuden im wahren Sinne des Wortes für ihn durchs Feuer gegangen; denn der Leutnant nannte ihn nie Kügeler, sondern gab ihm stets seinen richtigen Namen: Kugelbach. Er war auch der einzige, der sich nie an den grobschädigen Hänseleien beteiligte, vielmehr den finstern, unzugänglichen Mann mit stets gleichbleibender knapper Freundlichkeit behandelte und ihm ab und zu einen Auftrag gab, der dem Kügeler bewies, daß sein Leutnant ihn den andern Soldaten gleich erachtete. Darum hing er an ihm wie ein treuer Hund und versuchte ihm dienstbar zu sein, wo er nur konnte. Wenn er ihn nur sah, begannen seine Augen zu funkeln, und ein wunderliches Grinsen, das ein Lächeln sein sollte und doch keines war, zuckte um seine dünnen Lippen.

Am dem Tag, als der Feind einen Sturmangriff auf den Schützengraben unternahm, der aber knapp vor dem Drahtverhau zusammenbrach, klopfte der Leutnant, der den Kügeler scharf be-

obachtet hatte, diesem auf die Schulter und sagte: „Brav, Kugelbach!“ — und von der Stunde an war des Kügeler Zunge gelöst und er stand, wenn auch etwas widerwillig und sehr schwerfällig dem Leutnant Rede und Antwort selbst über Dinge, die nicht den Krieg betrafen. So erfuhr der Leutnant, den der wunderliche Mann sehr beschäftigte, nach und nach Näheres über seine Heimat; mit ein paar Sätzen, die er heiser hervorstieß, berichtete der Kügeler von seinem kranken Weibe und nannte die Namen seiner Kinder, wobei er beim Aufzählen die Finger zu Hilfe nahm, — aber über sich selbst, seinen Beruf und sein Vorleben brachte sogar der Leutnant nur einige unzusammenhängende Brocken aus ihm heraus. Als das Gerede wegen des Stehlens im Schützengraben im Umlauf war, stellte der Leutnant den Kügeler hart auf die Probe, — aber ihm kam nie die allgeringste Kleinigkeit aus seiner Futterkiste abhanden, die war dem Kügeler geheiligt. Und als das mit dem Päckchenheimschicken aufkam, verschärfte der Leutnant die harte Probe noch: er bot dem Kügeler öfter Schokolade an mit der Weisung, sie gleich zu essen; dann begannen des Kügeler Augen zu funkeln und seine hageren Finger zuckten, aber er stand stramm, dankte und nahm die Schokolade nicht. Wurde sie ihm aber ohne Bedingung geboten, so funkelten seine Augen noch mehr und die zuckenden Finger griffen gierig zu — und manchmal vergaß er den Dank: ein ganz merkwürdiger Mensch, der Kügeler.

Einmal, mitten im Winter, als nach heftigem Schneefall der Feind unausgesetzt auf die deutsche Stellung feuerte, konnte die Gulaschkatone nicht kommen, und Schmalhans ward als Koch im Schützengraben abgesetzt und an seine Stelle kam der Hunger. Was noch da war, wurde geteilt, schließlich aber hungerten sie alle, — der Leutnant mit.

Da schlich sich plötzlich der Kügeler zu ihm heran, stellte sich stramm und flüsterte rauch: „Herr Leutnant, am Kreuzweg wechselt ein Bock!“ Und als der Leutnant ihn fragend ansah, fuhr er hastig fort: „Ich krieg' ihn, — 's gibt einen feinen Braten!“

„Kugelbach,“ sagte der Leutnant, „Sie wissen doch, das ist verboten!“

„Das macht nig!“ knurrte der trozig, „daheim war's auch verboten, — und da hab' ich auch . . .“

„Ich will nichts wissen!“ unterbrach ihn der Leutnant streng; „und hören Sie, Kugelbach: der Bock bleibt, wo er ist, alle Wochen erstatten Sie mir Meldung, ob er noch am Kreuzweg wechselt.“

Kügeler würgte und drückte und verdrehte die Augen und sah den Leutnant bittend an; der erwiderte den Blick ernst und fest. Da riß sich

der Kugel zusammen und knurrte grimmig: „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ machte lehr und murmelte noch etwas im Weggehen. Der Leutnant horchte auf, konnte aber das Gemurmel nicht verstehen; er dachte sich jedoch, es werde ein unterdrückter Fluch gewesen sein, weil der Kugel um das erhoffte Jagdvergnügen gekommen war. Und weiter legte er sich zurecht, daß der Landwehrmann Kugelbach in seiner Heimat wohl manchmal auf die Jagd gegangen sein werde, ohne gerade einen Jagdschein bei sich gehabt zu haben.

Von dem Tag an suchte Kugel noch mehr um den Leutnant zu sein als bisher; sein Blick ward immer unruhiger, und oft hatte es den Anschein, als wolle er etwas sagen und getraue sich nicht recht. Der Leutnant bemerkte es wohl, doch war gerade in jenen Tagen die Tätigkeit des Feindes sehr rege und verlangte volle Aufmerksamkeit. Darum nahm er sich vor, zu gelegener Zeit mit Kugel zu reden oder vielmehr, ihn zum Reden zu bringen.

Um diese Zeit machte ein drittes Gerede seinen Weg durch den Schützengraben, und das war noch wunderlicher als seine zwei Vorläufer. Dreimal schon hatten Patrouillen an dem gefährlichen Kreuzweg, bis zu dem sich sowohl die Deutschen als auch die Franzosen bei ihren Erkundigungen mit sehr viel Vorsicht und Gefahr vorschlichen, tote Franzosen gefunden — stets mit demselben sicheren Kopfschuß — und keiner konnte sich denken, wie das zugeht oder wer der Schütze sei. Nur der Leutnant stutzte, als ihm das Gerede zu Ohren kam, und ihm fiel der längstvergeffene Bock wieder ein, den der Kugel am Kreuzweg gesehen hatte. Sofort wollte er ihn über die Sache befragen, — aber nirgends war der Kugel zu finden und keiner wußte etwas von ihm. Das verstärkte des Leutnants Verdacht fast zur Gewißheit.

Mitten in derselben Nacht gab's Alarm, die Kompagnie mußte vor, alles war vollständig zur Stelle, — nur der Kugel fehlte; im allerletzten Augenblick stürmte er ganz abgehetzt und zerfahren herbei, stürzte auf den Leutnant zu und stammelte mit funkelnden Augen: „Herr Leutnant! Herr Leutnant . . .“

Der aber maß ihn mit einem strengen Blick und sagte ernst: „Jetzt ist keine Zeit zum Reden, Kugelbach, jetzt heißt es erst seine Pflicht tun — und dann sich ausweisen!“

Da wurden des Kugels Augen matt und unstet, er stammelte verwirrt: „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ — und stellte sich in die Reihe.

Als die Kompagnie zum Sturme vorging, hielt sich Kugel dicht an seines Leutnants Seite, — plötzlich sah er ihn wanden, sprang hinzu und wollte ihn mit den Armen auffangen; im selben Augenblick stürzte er aber selber und riß den Leutnant mit sich zu Boden. Er sah noch,

wie dieser rasch wieder aufzuspringen versuchte, aber nicht konnte, weil ihm das Bein zerschmettert war. Da wälzte er sich mit Anstrengung gerade vor seinen Leutnant und brach dann aufstöhnend zusammen. Als er wieder zu sich kam, merkte er, daß der Kampf schon ganz weit vorgetragen und daß er mit manchem andern verwundet liegende geblieben war. Mühsam versuchte er sich aufzurichten, vermochte aber kaum den Kopf zu heben.

„Herr Leutnant!“ stöhnte er verzweifelt. „Hier bin ich, Kugelbach,“ antwortete dicht neben ihm der Leutnant, „nur ganz ruhig bleiben, 's ist nicht schlimm, sie holen uns bald!“

Da wandte Kugel dem Leutnant das Antlitz zu, seine Augen begannen zu strahlen und der Mund versuchte wieder sein widerwilliges Lächeln.

„Mit mir ist's aus!“ — stieß er ruckweise hervor, „tut nix, — wenn nur der Herr Leutnant wieder gesund wird!“

Und nach einer kleinen Weile fuhr er fort — und dabei huschte ein richtiges Schmunzeln über



„Mit mir ist's aus!“ — stieß er ruckweise hervor.

sein unschönes, schon vom Tod gezeichnetes Gesicht — „aber den Bock — selbstmal — den hab' ich mir halt doch geholt — und ein halb Duzend Rothosen dazu . . . am Kreuzweg!“

„Also warst du's wirklich, Kugelbach?“ rief der Leutnant und stützte sorgfältig des verwundeten Kopf, „dafür ist dir das Eiserner Kreuz sicher, Kamerad!“

„D, darum hab' ich's nicht getan!“ röchelte

der Sterbende, „das liegt mir halt so im Blut — und weil der Herr Leutnant so gut zu mir war — und auch am meisten Schokolade hatte . . . das mögen sie so gern, daheim, die Krampen — jetzt ist's aus damit!“

„Nein, Kugelbach,“ rief der Leutnant ergriffen, „sei nur ruhig, ich Sorge schon dafür!“
„Na also!“ sagte Kügeler zufrieden und schloß mit einem tiefen Seufzer die Augen für immer.

Und der Leutnant, der wirklich bald darauf geholt wurde, hielt Wort und sorgte dafür, daß es den Krampen daheim auch ferner nicht an Schokolade und dem sonst Nötigen fehlte; denn es stellte sich heraus, daß der Kügeler in seiner Heimat zwar ein gefährlicher Wilddieb und verwegener Tunichtgut gewesen war, aber auch, daß sein Leib, den er im Fallen noch vor seinen Leutnant gewälzt hatte, einen wahren Kugelfang bildete und schuld daran war, daß der Leutnant aus jenem Kampfe sein Leben und nur ein zerschmettertes Bein davontrug.

Verwirklichte Träume.

Von Felix Wolf.

Träume sind Schäume, sagt man, und in der Regel trifft es auch zu. Nun gibt es aber keine Regel ohne Ausnahme, und so kann denn auch ein Traum sich mal verwirklichen, wovon unter vielen andern auch der Tuchmacher Christoph von Dungs dahinten ein Liedchen zu singen weiß.

Er ist ein biederer, schlichter Mann, dieser Christoph, der getreulich in den breiten Spuren seiner tapferen Vorfahren schreitet. Wie Vater und Großvater, so trägt auch er einen eng zugeschnittenen, innen rot ausgefütterten, schwarzgrauen, langschößigen Tuchrock, an dem talergroße Metallknöpfe blinken. Um den blendend weißen, aber ungebügelten Waternörder, der bis hinauf zu den etwas abstehenden Ohren sich hebt, legt sich, vierfach verschlungen, das schwarze Seidenhalstuch, dessen Enden hinaus nach den breiten Schultern ihres Besitzers flügeln. Als Kopfbedeckung trägt Vater Christoph einen Hut — der Hansjakob in Freiburg trug keinen größeren.

Was nun das Persönliche betrifft, so geht bei Vater Christoph alles mehr ins Breite als ins Lange. Breit, bärenpragenähnlich sind seine Füße, breit seine Schultern, breit sein Mund und breit und weitausholend das ganze Gesicht. Mit den hervorstehenden Backenknochen und der plattgedrückten Nase, die wie eine zerdrückte Pflaume im Gesichte saß, hätte er auch in der Rolle eines Kalmücken Staat machen können. Das gekrauste Backenbärtchen aber und die treu und unschuldig in die Welt blickenden Augen mahnten an den biedern Schwarzwälder, der er in Wirklichkeit war.

Wie in der Kleidung, so ging Vater Christoph auch geschäftlich noch nach alter Sitte. Wie Vater und Großvater es getan hatten, so vertrieb auch er die Erzeugnisse seines Fleißes, die Tuchballen, auf Jahrmart und Messe.

Unter den Lehtern ist es aber ganz besonders die Basler Messe, die er mit Vorliebe jeden Spätherbst besucht. Und wer schon einmal auf dieser Messe war, wird sich über Vater Christophs Vorliebe nicht wundern. Denn zur Meßzeit wird es in Basel lebhaft über alle Maßen. Groß und Klein, reich und arm, alt und jung beteiligen sich an dem vom Petersplatz über den Petersgraben nach dem Barfüßer- und Münsterplatz sich hinziehenden Trubel.

An der Basler Messe hatten auch der Vater Christoph und seine bessere Hälfte, die Bärbel, immer ihre Glanztage. Unter Tags zwar mußten sie nicht selten an ihrem Stande frieren. Aber sie nahmen schweres Geld ein und ließen es sich dann abends, wenn sie in ihre Herberge kamen, tüchtig schmecken. Da gab es Nudelsupp' mit Rindfleisch, Braten und Salat und als Trank zwei bis drei Flaschen Leimentaler, die die unterwegs etwas frostig gewordenen Lebensgeister wieder weckten.

Dann und wann kam es auch vor, daß Vater Christoph, nachdem die Bärbel zu Bett gegangen, sich noch ein viertes Gläschen genehmigte. Dann aber begann es ihm im Kopfe zu jurren, und wenn er den müden Körper zu Bett gelegt hatte und schlief, machte der Geist, der unruhige, seine besonderen Späße und zauberte dem Christoph die wunderbarsten Bilder vor.

In einer sternhellen Nacht aber träumte es ihm, er stehe vor seinem Tuchstand auf dem Steinenberg. Um ihn herum standen alte Bekannte von Allschwil, Binningen und Münchenstein, und allen diesen hatte er Tuch auszumessen.

Er saß im Bette auf, bekam den Bettüberzug in die Hände, fing an zu schlenzen — eine Elle, wieder ein Schlenz — drei Ellen — noch einen Schlenz — drei Ellen — „wer will noch mehr? Der Abt Konynnus oder der große Trudt von Binningen? Wer will noch?“

„Du mußt noch eine haben, Narr, verrückter,“ schrie es neben ihm, und dabei bekam er links und rechts einen Filzpantoffel um die Ohren geschlagen, daß er aus dem romantischen Reich der Träume plötzlich zur nackten Wirklichkeit aufwachte.

Er rieb sich die Augen aus, sah um sich, und vor ihm stand, zu einer weiteren Attacke bereit, seine treue Ehegespons, die Bärbel. —

„Ich glaub', du bist's gewesen, der mich gehauen hat, Bärbel?“ sagte er vorwurfsvoll. „Warum denn?“

„Weil du den Bettüberzug zerrissen hast.“

„Na, es hat mir eben geträumt, ich mess'

Tuch aus, und da hab' ich wahrscheinlich gewohnheitsmäßig ein bißel geschlenzt."

"Und mir hat's geträumt, ich hätt' einen Narren vor mir," entgegnete die Bärbel, "und gegen den mußte ich mich wehren."

"So. Nun, es ist möglich. Du hast gestern so viel getrunken, wie ich. Kannst also wohl auch geträumt haben. Aber daß dein Traum



Er rieb sich die Augen aus.

so genau auf meinen stimmte, jetzt soll ich mir sonderbar."

"Mir nicht," sagte die Bärbel, "durchaus nicht. Mir

kommt alles ganz natürlich vor. Und jetzt legst dich hin und schläfst, sonst fang' ich meinen Traum von vorne an."

"Nur soll nicht, Bärbel, nur soll nicht! Mir faust's so wie so noch in den Ohren, und auf die weitere Auslegung deiner Traum' verzicht' ich." Und gehorsam, wie er es seiner Bärbel gegenüber immer war, legte er sich hin und schloß den Schlaf des Gerechten.

Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Tier. Wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welche Zivilisation heißt: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich, was er ist.

Schopenhauer.

Der Hirt.

Von Helene Raff.

Ein Vorfrühlingsstag. So leuchtend, wie er im bayerischen Vorgebirge nur sein kann. Der Himmel von südlicher Bläue, die Berge am fernen Horizont noch winterlich weiß, verschneit bis tief herab. Bald wird die Sonne den Schnee aufgesaugt haben; unten in der Talsohle wärmt sie schon mit solcher Kraft, daß man ohne Hut und Jacke geht wie zur Sommerszeit.

Ich hatte meine Freunde, die hier im waldigen Hochtal ein Häuschen besaßen, aufgesucht. Wir schlenderten zusammen den Feldweg entlang, sahen drunten zur Seite des steil abfallenden Geländes den Strom dahinschießen, hochgeschwollen und weißperlend vom abgetauten Gletscherwasser. Die Wälder an den Hängen gegenüber waren noch dürr und rostbraun; aber zwischen den abgestorbenen Buchenkronen ragte da und dort der riesige Blütenstrauß eines wilden Kirchbaums. Und auf den Matten ringsum keimte überall das junge Grün, mit Hundsvielfchen und Anemonen vermischt.

Wir sprachen nicht. Wir fühlten, ohne daß wir uns darüber verständigten, das gleiche: Heimat, wie bist du schön! Wie friedvoll schön! — Daran schloß sich ganz von selbst ein zweiter Gedanke: ist es glaublich, ist es überhaupt möglich, daß wir, die wir diesen Gottesfrieden vor Augen haben, mitten in einem Weltkrieg stehen?

Auf der weiten Wiesenfläche, an deren Rande unser Weg dahinführte, weidete eine Herde Schafe. Die stellten offenbar keine solchen Betrachtungen an, sondern waren ganz darin vertieft, mit gelüftig schnuppernden Schnauzen die zartesten Lenzkräuter von der sprossenden Erde abzuknabbern. Ihr „Mäh“ und „Bäh“, das zu uns herübertönte, sprach die volle Befriedigung aus, dem dunklen Stall entronnen zu sein, sich wieder im Freien erlaben zu können, in der Sonne, die ihnen wie eine lieblosende Hand den flockigen Pelz durchdrang. Mit ihrem gelblichen Vlies, den platten rosigen Nasen, eins an das andre gedrängt, paßten sie in das Frühlingbild, als hätte ein Maler sie hineingeseht. Sie vervollständigten auch den Eindruck des Friedens; denn sie sahen, die Jungen zumal, unglaublich unschuldig und einfältig aus. —

Hinter unserem Rücken hallte ein rascher Tritt. Als wir uns umwandten, verließ der Gänger eben den Weg und schritt querfeldein, gerade auf die Herde zu. Es war ein untersehter, kräftig gebauter Mann in Feldgrau, ein Urlauber augenscheinlich. Im Gehen stieß er einen eigentümlichen Lockruf aus, darnach einen kurzen Pfiff. —

Die grasenden Tiere hoben sämtlich den Kopf,

— kein einziges, das mit Klauen fortfuhr. Unbeweglich standen sie in gespanntem Lauschen.

Wieder der Lockruf, untermischt mit leisem Schnalzen, — schon stand der Feldgraue unter dem Klauenvieh. „Ja, was ist's denn? Kennst's mich nimmer?“ —

Nur einen Augenblick hatten sie gestutzt, — irgend etwas an ihm war ihnen fremd gewesen. Aber nun, vermittelt der untrüglichen Witterung der Vierfüßler, erkannten sie ihn. Die

ganze Herde stürzte auf ihn zu, die entfernteren Tiere kamen gerannt, daß die wolligen Schwänze flogen, — sie umdrängten ihn, kletterten an ihm empor. Ihr Nähnschreien klang wie Trompetengeschmetter. Er hatte nicht Hände genug, sie alle zu beklöpfen, zu streicheln, während er unablässig auf sie einsprach.

„Also, wie tut's denn? Wie geht's euch? Schaut der andere denn gut auf euch? Mein Väski, grüß Gott, — no, so gib halt Frieden! schau, du rennst mich ja um! Und der Mockel, — so, Mockele, lebst du auch noch?“ — Das galt einem alten, schwerfällig daherkeuchenden Hammel, wohl dem Veteranen der ganzen Gesellschaft.

„So, gelt, ihr such't's die Taschen, wo immer 's Salz drin gesteckt ist? Ja schaut's: in dem Rock hab' ich keins. So gebt's doch eine Ruh, damisches Viechzeug, damisches!“

Dabei streichelte und koste er ohne Aufhören. Wir waren, von dem seltsamen Schauspiel gefesselt, nahe hinzutreten; er lachte, wie entschuldigend, gegen uns, aber seine Augen schimmerten feucht.

„Jetzt kenn' ich Sie erst,“ sprach der Mann meiner Freundin, indem er ihn freundlich begrüßte, „Sie sind der Schäfer vom Ort, nicht wahr?“

„Freilich wohl! Heut früh bin ich auf Urlaub kommen. Seit zehn Monaten 's erstmal.“

„Und Ihre Schafe kennen Sie noch?“

Der Feldgraue warf sich in die Brust: „Wär' net übel, wenn's anders wär.“

„Und Sie kennen sie auch einzeln und bei Namen? Das ist wunderbar,“ sagte ich.

„O woher doch! Das wär' ein schlechter Schäfer, der von zweihundert Stück nicht jedes einzige kennt.“



Meine Freundin schaltete das beschämende Geständnis ein, daß wir bisher geglaubt hätten, alle Schafe sähen so ziemlich gleich aus. Der Hirt lächelte mit der nachsichtigen Geringschätzung, mit der man der grenzenlosen Unwissenheit eines anderen begegnet.

„Die sind sich nicht gleich. Nicht zwei davon.“ Und er begann, uns auf die Eigentümlichkeiten eines und des anderen hinzuweisen: da das Stutzhörnchen, und da, bei dem Mutter-schaf, das schwarze Flecklein rechts von der Nase, und der kleine Hammel dort hinten, weil der Fasan, der Hund, ihn einmal ins Bein gebissen hatte. „Ich hab' den Kerl bald hernach abschaffen müssen; er ist zu

scharf worden.“ — Es lohnte der Mühe, die Tiere zu betrachten, während ihr Schäfer sprach. Die Aufmerksamkeit, mit der sie zu ihm aufsahen, sich an ihn schmiegeten, als verstünden sie jedes Wort. Und Schafe gelten doch insgemein für dumm! Ich machte wieder, wie so oft, die Erfahrung, daß man gar keine Meinung haben sollte in einer Sache, mit der man sich noch nicht näher beschäftigt hat.

Der Mann meiner Freundin hatte seine Zigarrentasche hervorgeholt und bot dem Schäfer eine Zigarre, die dankend angenommen wurde. Das Gespräch wandte sich nun auf den Krieg:

wir fragten den Hirten im Waffenrock, wo er gestanden, was er mitgemacht hätte. Er gab schlicht Bescheid, ohne alle Ruhmredigkeit, so wie es die Weise unserer Feldgrauen ist. Meine Freundin und ich ließen uns noch seine genaue Feldadresse geben, die Nummer seines Infanterieregiments und seiner Kompagnie, um ihm ein gemeinsames Päckchen schicken zu können. Dann verabschiedeten wir uns; denn ganz hinten, wo die Hürde stand, zeigte sich der andere, der stellvertretende Hirt, und bei der Unterredung der beiden Fachgenossen erschienen wir uns überflüssig. Noch einmal im Weitergehen blickten wir zurück und sahen den Urlauber seinem Nachfolger entgegenschreiten, von seiner ganzen blöden Schar umringt, die Hand väterlich auf den Kopf seines schönen weißen Lieblingschafes, des sogenannten „Wäzi“, gelegt.

Der waffenklirrende Sommer 1916 war vorübergegangen. Es war wieder Herbst.

Im Hause gemeinsamer Bekannter traf ich einen befreundeten Reserveoffizier. Auch er war auf kurzen Urlaub daheim. Trotzdem in ihn, wie in jeden Heimkehrenden, mit allen möglichen Fragen gedrungen wurde, erzählte er eigentlich wenig vom Krieg. Am meisten noch vom Verhalten seiner Leute, von ihrer Tapferkeit, ihrem standhaften Ausdauern, ihrer in all dem Grauen nicht untergegangenen Freundlichkeit gegen Kinder und Tiere.

„Da hatten wir einen Fall, der ging mir wirklich nahe. Wir marschierten, um die Kameraden in den vorderen Schützengräben abzulösen, über ein Blachfeld, das unausgesetzt von der feindlichen Artillerie bestrichen wurde. Ganz in der Nähe befand sich ein Pferch mit Schafen, die ich tags zuvor hatte beschlagnahmen lassen; man hörte die Tiere blöken, wahrscheinlich vor Aufregung wegen des Schießens. Mit einmal züchte es über uns in der Luft — aha! eine Granate großen Kalibers; ich kommandierte natürlich Deckung, und wir warfen uns platt hin. Da kommt etwas getrappelt, jagt quer an uns vorbei übers Feld: ein junges weißes Lamm, das, weiß Gott wie, aus dem Pferch entkommen war. Schreckenstoll, wie so ein Vieß ist, rennt es mitten in die Schußlinie hinein. Im gleichen Augenblick fährt von meinen Leuten einer aus der Deckung empor, klatscht in die Hände: „Sch! Sch! Macht, daß d' weiter kommt! Dummes Lu —“

Da platzt die Granate, und ein Sprengstück reißt dem Mann den aufgereckten Kopf weg, vor unsern Augen, an unserer Seite. Wegen eines Schafes, das man später eingefangen und zurückgebracht hat, das Unglücksvieh! Uns allen war leid um den Mann: er war ein so braver Kerl!“

„Es war der Schäfer,“ sagte ich.

„Wieso? Kannten Sie ihn?“

Ich erzählte dem Hauptmann das kleine Erlebnis vom Frühjahr. Der Name stimmte; die Nummer des Regiments hatte ich schon an den Achselklappen des Offiziers gesehen.

Wenn wieder Frühjahr wird, werden draußen im Hsartal die weidenden Tiere vergeblich ihren Hirten erwarten. Sie werden sich wundern, daß er gar nicht mehr kommt, und schließlich werden sie ihn vergessen. Nie werden sie wissen, daß er fern in Feindesland schläft und daß er eigentlich an seiner Treue gegen sie gestorben ist.

Betroffen.

Ein Gelehrter, der nicht besonders mit zeitlichen Gütern bedacht war und wie die meisten seinesgleichen nicht viel auf äußeren Kleiderschmuck hielt, kam eines Tages in eine Gesellschaft, und das Hemd blickte ihm gar naseweis aus dem aufgeschlitzten Ellenbogen seines Rockes heraus. Ein junger Lasse, der vor allen Dingen viel auf das Sprichwort hielt: „Kleider machen Leute“, und bei dem darum der Balg mehr wert war als das, was darin steckte, wollte eine witzige Bemerkung machen und dabei dem guten Gelehrten eins verjehen, näherte sich mit püffigem Gesicht, das unentbehrliche Gläschen am Auge, dem verwundeten Ellenbogen und sprach: „Da guckt die Weisheit heraus!“ — „und die Dummheit hinein,“ lautete die kurze Antwort.

„Kriegsgeschichten“.



Der Storch und Deutschlands Bukunft.

Eine Standrede.



Der Krieg ist die große Schule, durch die ein ganzes Volk hindurchmuß, um seine Fähigkeiten und Anlagen, körperliche und geistige Kräfte zum Höchstmaß der Leistungen auszubilden. In der gleichen Schule, in der auch der einzelne reifer werden, innerlich wachsen soll, bereitet sich das künftige Schicksal jener großen Menschenverbände vor, die wir Reiche oder Staaten nennen. Und vor allem lehrt der Krieg, der strengste aller Erzieher, ein denkendes Volk, was es nach den Gesetzen der Vernunft und Natur zu tun hat, um seine Zukunft gegenüber Reidern und Widersachern sicherzustellen. Darum sollte der einzelne täglich fragen, ob das eigene Handeln mit den Pflichten gegen sein Volk verträglich ist oder nicht!

So sprach der Hinkende und, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn ein Gegenstand nicht alltäglicher Art voll beschäftigte, schien er dem Rauch seiner Tabakspfeife nachzublicken. Wer sich aber auf das Aug' mancher Greise versteht, der weiß, oft schauen sie über Tag und Stunde weg wie in eine weite zeitliche Ferne hinein.

Nun saß am Tisch auch Peter Fritz, der Bader, und er hatte wieder seinen roten Kopf bekommen, denn des Hinkenden Bemerkung von der Schule des großen Kriegs war vor allem auf ihn, den Haarkünstler, zugespitzt, weil er in jene schwarzzeherische Stimmung zurückgefallen war, aus der ihn der Hinkende von Zeit zu Zeit durch einen Späß, durch freundlichen Zuspruch oder ernstlichen Vorhalt aufrütteln mußte.

Diesmal hatte sich der Hinkende in einen mahnenden Ton hineingeredet und der Löwenwirt, in dessen wohlbekannter großer Gaststube

die Unterhaltung vor sich ging, sagte zu dem Alten (der Löwenwirt durste sich im Verkehr mit dem Hinkenden etwas herausnehmen): „Hinkender, Ihr sprecht wie von der Kanzel; aber braucht es wirklich den Krieg, damit ein Volk weiß, was seine Pflichten sind? Läßt sich das nicht auch im Frieden erkennen und ohne daß hüben und drüben viele Tausende sterben?“

Der Hinkende sah den Frager eine Weile schweigend an. „Löwenwirt,“ sagte er dann, „seht Euch in Eurer Haus- und Feldwirtschaft, ja seht Euch in Eurer eigenen Innern um! Tut Ihr nicht vieles zum Vorteil des Ganzen, daran Ihr vor dem Krieg nicht entfernt gedacht hättet? Ist nicht Euer Leben vernunftgemäßer? sind Arbeit und Ausrast, Essen, Trinken und Schlafen nicht zweckentsprechender eingeteilt als früher? Habt Ihr nicht durch den Krieg tausendfache Erfahrung gewonnen, wie man Kräfte spart und Kräfte nützt? wie man dem Boden reichlichere Erträge abgewinnt? wie man Werte aus scheinbar unnützen Stoffen zieht? Und wie Ihr haben es viele Tausende gemacht; aber da die Menschen nun einmal in lauter Gewohnheiten verwurzelt sind, so dürfen wir nicht glauben, ohne den Krieg, den großen Umstürzler und Umformer, wäre alles ebenso gekommen.“

Peter Fritz, der Bader, verharrte in seiner Betrübniß und fuhr sich einmal übers andre mit den Fingern durchs Haar, wie mit einer Bürste. „Hinkender,“ so hub er zu klagen an, „man könnt' es ertragen, wenn mir die schrecklichen Opfer nicht wären. Hunderttausende kehren nimmer von draußen heim; bald ist kein Haus, keine Familie, die nicht durch den Krieg in Trauer gekommen. Müßten wir da nicht befürchten, daß das deutsche Volk sich verblutet? Denn schließlich, Hinkender, was wollen sechzig Millionen oder siebzig gegen eine fünffache Uebermacht?“

Es war fast ein zornig Blitzen im Aug' des Hinkenden, als er dem Bader Rede stand: „Peter Fritz, Euer Gemüt ist zuweilen nicht viel anders als der Seifenschaum in Euern Barbierbecken. Muß man Euch Ostgesagtes immer wieder sagen: daß nicht die Zahl, sondern der Geist die Schlachten schlägt? Sonst wär' es um den Alten Fritz geschehen gewesen. Darum sollen Zahlen uns nicht schrecken, auch wenn sie bei genauer Nachprüfung sich noch drohender ansehn als die unsres Herrn Baders. Die Mittelmächte, wenn es hochkommt, verfügen über eine Gesamtbevölkerung von 125 Millionen Seelen. Unse Kriegsgegner, vor Eintritt Chinas und der Vereinigten Staaten in das Bündnis der Deutschlandseinde, die farbigen Engländer und Franzosen außer Betracht gelassen, zählen über 300 Millionen Menschen. Mit China und dem

falschen Dollarland aber sind es ihrer etwa 730 Millionen. Wieviel Lebewesen von der Art Adams und der Eva überhaupt diese krumme, mehr als geduldige Erde trägt, wird uns leicht der Lehrer sagen können.“

„Man schätzt sie auf 1,6 Milliarden, also 1600 Millionen,“ stellte der Lehrer fest, der sich unversehens selbst wieder auf die Schulbank gesetzt sah, und der Vater mußte staunen, wie der Schulmann, nur so aus dem Gedächtnis, die Verteilung der Weltvolksziffer auf die einzelnen Erdteile vornahm: „Asien rund 910 Millionen, Europa 450, Afrika 130, Amerika, der Süden, das mittlere und der Norden, zusammen 180, Australien samt Polarländern etwa 7 oder 8. Stimmt es, Hinfender?“

„Nicht bis auf den letzten Kopf,“ bestätigte der Hinfende, „aber es stimmt. Und wenn wir auch nur das britische Reich mit allen seinen Sklavenvölkern und das chinesische nehmen, so haben wir schon die Hälfte der Menschheit beisammen, also daß man auch nach dieser Rechnung sagen kann: der halbe Erdteil verschwor sich gegen Europas Mitte. Nun ist von diesen ungeheuren Massen ja nur ein Bruchteil heersfähig und auch diesen Bruchteil wirft man nicht ohne weiteres auf den Kriegsschauplatz; aber wenn uns die Zahlen von vorhin auch keineswegs ins Vockshorn jagen dürfen, so wollen wir doch vor ihnen die Augen nicht verschließen. Greller als durch sie kann uns die Gefahr gewisser Staatenbündnisse kaum vor Augen gestellt werden. Insofern werden wir das Auf und Ab dessen, was der Gelehrte die Bevölkerungsbewegung nennt, genau beachten und wir werden sorgen müssen, daß der deutsche Volksstamm nicht verdorrt wie ein Baum, dessen Wurzeln das Erdreich, dessen Wipfel das Sonnenlicht von überwuchernden Nachbarn verwehrt wird. Unsere Menschenkraft — nach einem Wort des Alten Fritz der wahre Reichtum eines Staats — darf nicht versiegen; leider jedoch geht es in unserem lieben Vaterlande den Krebsgang. Der deutsche Storch, man kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, leistet nicht mehr, was er soll.“

Jetzt lockte der Gegenstand der Stammtischunterhaltung auch die Löwenwirtin herzu. „Ihr Herren,“ sagte sie, „nun weiß man, warum der Hinfende so aufmerksam zu unserem Dach heraufsah, als heuer das Storchchenpaar sich ansiedelte. Hinfender, solltet Ihr den Kindleinbringern eine Standred' gehalten haben? Da mögen die Storchchen gelacht haben, denn Ihr fahrt doch einpäunig durchs Leben und was gehen Euch die Geburten an?“

Ein merkwürdig Lächeln glitt über des Alten Gesicht. „Es ist wahr, der Hinfende hat genug Berg an der Kunkel und braucht sich nicht um Dinge außerhalb seiner Welt zu kümmern. Was aber die Geburtenfrage anlangt, so geht sie den

Hinfenden allerdings an. Sie geht auch den Lehrer an, den Vater, den Löwenwirt, Euch selber, wertgeschätzte Frau Gasthospitin, die menschlichen Verbände im kleinen und großen, das Dorf, die Stadt, den Staat. Für unser Vaterland, als das Herzstück Europas, ist die Geburtenfrage geradezu die Daseinsfrage. Aber auch das ganze Europa, wenn nicht das jetzige Verhältnis der Reiche und Völker zueinander hinsichtlich der Volkszahl völlig umgestoßen werden soll, kommt um die gleiche Sache nicht herum, und in dieser Welt der Gegensätze ist es jetzt soweit, daß der Krieg täglich Tausende wertvoller Menschenleben zerstört, daß aber Wissenschaftler und Staatsmänner in allen Ländern sich die Köpfe darüber zerbrechen, wie die Menschenfortpflanzung gefördert, die Sterblichkeit vermindert werden kann. Denn die Grundbegriffe aller Bevölkerungswissenschaft — wie selbst der Hagestolz weiß, Frau Löwenwirtin — bleiben Geburt und Tod. Alle anderen Dinge, so mitbestimmend sie sein mögen, wie Ein- und Auswanderung, Gliederung eines Volkes nach Altern und Geschlechtern, Art und Stufe des Gemeinschaftslebens — sämtlich kommen sie erst in zweiter Reihe. Ob der Senfmann Meister wird oder der Storch, das (um für den Vater in faßbarer



Nun weiß man, warum der Hinfende so aufmerksam zu dem Storchchenpaar hinauffah.

Bildlichkeit zu reden, das ist das Wesentliche!

Es mußte aber der Löwenwirt an seine (unberufen!) noch am Leben befindlichen Buben denken: den Baptist und den Robert, die jetzt als Kanoniere im Westen standen, den Fritz, der weit drunten im Galizischen war, den Schorsch, der auf einem Schiff diente und sich am Skagerrak ausgezeichnet hatte, das Philipp, das gleichsam von der Mutter Schürzenband weg in den Krieg gelaufen war. Der Löwenwirt meinte also für

Bewahrung und Befestigung angestammter Sippe das Seine getan zu haben, und er sagte: „Hinkender! noch sitzt das Storchenpaar sicher auf unserm Dache, und Enkel von Urenkeln werden kommen und vergehn, ehe die große Wiege im Gasthaus zum Löwen als Brennholz in den Ofen wandert.“

Der Hinkende schüttelte abwehrend das Haupt: „Tatsachen sind vorhanden, auch wenn einer sie nicht am eigenen Leibe spürt, und die Natur läßt ihre Gesetze rascher wirken und gründlicher, als die Mehrzahl der Menschen ahnt. Versetzen wir uns an den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück. Der Bonaparte — wir dürfen ihn mit Fug den Großen nennen — machte damals die Landkarte. Man

endlich erholte und seinen Menschenbestand von 24 $\frac{1}{2}$ auf 60 Millionen brachte, also die Bevölkerungszahl mehr als verdoppelte. Auch die meisten übrigen Staaten Europas haben seit den Tagen des ersten Napoleon eine beträchtliche Mehrung ihrer Volksziffer erfahren. Fast um das Dreifache ist Großbritannien, gut um das Vierfache das europäische Rußland an Volkszahl gewachsen. Was aber Frankreich betrifft, so war es schon vor Kriegsausbruch auf dem Punkte angelangt, wo die Sterblichkeit eines Volks den Geburtenzuwachs übersteigt, und auf einer Tagung sämtlicher Handelskammern des Landes hat der Vorsteher der Körperschaft von Nancy erklärt, daß Frankreich durch den Blut-

Die Bevölkerungs-Ziffern der kriegsführenden Staaten nach dem Stande des Jahres 1913.

1. Bulgarien 7,8 Millionen
2. Türkei (europ.) 6,1
3. Oester-Ungarn 19,4
4. Deutschland 64,9

5. Rußland ^(europ.) 130,8 Mill.
6. Japan 51,7
7. England 45,2
8. Frankreich 39,6
9. Italien 34,6
10. Belgien 7,1
11. Rumänien 7,3
12. Portugal 5,4
13. Serbien 2,9
14. Montenegro 0,3 Mill.



sagt von diesem Napoleon, er habe diejenige Frau am meisten geschätzt, die die meisten Kinder hatte. Als er sich vom Papst die Kaiserkrone aufsetzen ließ, stand Frankreich mit seinen 27 Millionen Menschen (dem Siebtel der gesamten Bevölkerung Europas) allen übrigen Staaten unsres Erdteils voran. Es ist unter den Reichen und Ländern nicht anders als unterm Jungvolk in der Schule: wer Ungenügendes leistet, darf sich nicht wundern, wenn er eines Tages unten sitzt und die andern weit oben. Heute muß sich Marianne (wie das Reich der Neufranken im Scherz genannt wird) mit dem fünften Platz begnügen und das kam so: im Verlauf des ganzen vorigen Jahrhunderts hat der gallische Staat seine Bevölkerung um nur neun Millionen Köpfe, also um rund ein Drittel vermehrt, wogegen das deutsche Volk sich von den Aderlässen des Dreißigjährigen Kriegs, des Siebenjährigen und der Folgezeit

zoll des Schlachtfelds, sonstige Sterbfälle und Geburtenrückgang um 37 000 Menschen im Monat ärmer werde. Weil aber solchermaßen eine Entvölkerung des früher köpferichsten Staates droht, werden die unterschiedlichsten Pläne zu Markt gebracht, die die Hoffnungen auf künftige Staatsbürger beleben sollen. Man setzt, wie die Griechen und Römer des Altertums getan, für kinderreiche Elternpaare Belohnungen aus; man will staatliche Heiratsvermittlungämter einrichten; aber der Vaterlandsfreund jenseits der Vogesen nimmt mit Schrecken wahr, wie der weiße Stamm mit gelben und braunen Einwanderern sich immer mehr verschwägert.“

„Hinkender!“ rief die Löwenwirtin mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenblick, „Ihr habt ein Wichtiges vergessen: die Junggesellensteuer!“

„Noch hat Frankreich diesen Schritt nicht getan,“ erwiderte der Hinkende, „aber die Hage-

stolzsteiner besitzt Anhänger auch im Deutschen Reich. Man denkt: der Junggesell, wenn er diesen Steuerzettel sieht, nimmt schleunigst seine Zuflucht zum erstbesten Standesamt.“

„Und doch,“ nahm der Lehrer jetzt das Wort, „und doch wird man auch bei uns allen Ernsts an Ermunterung zur Ehe denken müssen. Noch zehrt die Sterblichkeit den Geburtenzuwachs nicht auf, aber der Hinkende hat recht: der deutsche Storch läßt in seinen Leistungen nach.“

„Leider, leider“ — fuhr der Hinkende fort — „und wir wollen unseren Befürchtungen einen zahlenmäßigen Ausdruck geben. Peter Fritz, als Ihr noch Bubenhosen trug, also um das Jahr 1871 herum, kamen auf je ein Tausend Deutscher alljährlich etwa 39 Lebendgeborene zur Welt; ein Jahr vor Ausbruch des Weltkriegs betrug die Geburtenziffer nur mehr 27,5 aufs Tausend. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dank fortschreitender Lebenshaltung und Heilkunst die Sterblichkeit ebenfalls und zwar von 27,2 auf 12,4 zurückgegangen ist. Ferner geben wir heute über Land und See weit weniger Menschen an die Fremde ab als früher. Es hat Jahre gegeben mit einem Wanderverlust von mehr als 200 000 Köpfen; vor dem jetzigen Krieg waren es alljährlich etwa 25 000 Deutsche, die ihr Brot außerhalb des Reichs suchten.“

Es liegt also auch wieder Beruhigendes in



Der Junggesell, wenn er diesen Steuerzettel sieht, nimmt seine Zuflucht zum erstbesten Standesamt.

den Zahlen; gleichwohl muß der Zukunft unsres Volkes vorgebaut, es muß ihm neues Blut zugeführt werden und zwar verträgt die Zuangriffnahme dieser Ausgabe keinen Aufschub.“

Der Löwenwirt, im Begriffe dem Herrn Lehrer einzuschwenken, hätte fast den Wein verschüttet, so überraschte ihn des Hinkenden Losung. „Hinkender,“ rief er dann, „wie wollt Ihr Euern Gedanken unter die Leute bringen, daß er Nutzen stiftet? Soll etwa die biblische Mahnung: »seid

fruchtbar und mehret Euch« Abend für Abend vom Gemeindebüttel ausgeschellt werden?“

Lächelnd nahm der Hinkende seine Rede wieder auf. „Wir haben ein Mittel, die Frage zu lösen. Es ist die Erziehung, Löwenwirt. Eltern und Jugendbildner werden das heranwachsende Geschlecht für die Familie, diese Pflanzschule des Gemeinschaftslebens und der Heimat- und Vaterlandsliebe, erziehen müssen. Sie werden der reiferen Jugend, nicht zu früh freilich, aber auch nicht zu spät zu zeigen haben, daß die Ehe noch immer zu den köstlichsten Dingen in der Welt gehört, aber auch zu den wichtigsten.“

Die Löwenwirtin war heute recht in der Laune, dem Hinkenden aufzutrompfen, und sie sagte: „Wenn das Joch der Ehe so süß ist, Hinkender, warum habt Ihr Euch nicht selbst darunter gebeugt?“

Der Gefragte tat wieder seinen verlorenen Blick in die Ferne. „Löwenwirtin,“ versetzte er dann, „in der Liebe ist der Hinkende ein Pechvogel. Ihr mögt also denken, es hat ihn keine Mühen, oder denkt in diesem Punkte, was Ihr wollt. Heute werdet Ihr dem Hinkenden doch nicht mehr den Zylinderhut aufsetzen wollen und einen Myrtenstrauß ins Knopfloch stecken? Es wachsen hierfür Geeigneterere heran, und will's Gott, so könnt Ihr bald an Euern Buben die Kunst der Ehefräulein üben.“

„Da habt Ihr allerdings meinen Wunsch getroffen,“ pflichtete die Löwenwirtin bei, indem sie sich die Schürze glattstrich; „aber von den neumodischen Frauenzimmern kommt mir keine ins Haus.“

Der Hinkende nickte beifällig und er mußte an eine Unterhaltung denken, die unlängst in seiner Stube über die Evasstöchter von heute geführt worden war. „Lisbeth,“ hatte der Hinkende zu seiner Wirtschafterin gesagt, „wollen wir nicht ein paar dieser Stadtdämchen zu genauer Betrachtung auf die Nadel spießen? Wer dieser Evasstöchter eine heuert, wird an den Spruch glauben lernen, daß mit dem Sakrament der Ehe allemal ein anderes Sakrament einhergeht, nämlich das der Buße.“

Das letztere war ein Scherz gewesen, wogegen seine Lobpreisung der Ehe diesmal dem Hinkenden wirklich aus dem Herzen kam. Warum aber der Hagestolz heute zur Heirat geradezu aufmunterte, wollte dem Löwenwirt nicht ohne weiteres in den Kopf. „Hinkender,“ hielt er dem alten Freund entgegen, „Heiraten sind schnell gestiftet; die Frage ist nur, wie sie ausschlagen. Damit kann unserm Volke unmöglich gedient sein, daß möglichst viele Kinder in die Welt gesetzt werden, die nachher der Gemeinde oder dem Staat zur Last fallen. Was wär' uns eine Geburtenvermehrung nützlich, wenn die kleinen Bürger nicht ordentlich gesäugt und genährt, gekleidet und erzogen werden können? wenn

später kein Verdienst für sie da ist? Ueberpflanzung, so mein' ich, ist auch vom Uebel, beim Erdrreich und beim Menschen. Oder wollt Ihr, Hinkender, daß der verantwortungsvollste Schritt des Lebens anders als nach reiflichster Ueberlegung getan werden soll?"

"Löwenwirt," versetzte der Hinkende, "Ihr redet wie ein Malthusianer," und da der Gasthofsbesitzer fragte, was das für eine Sekte sei, schien es dem Lehrer an der Zeit, sein Licht leuchten



"Elsbeth," sagte der Hinkende, "wollten wir nicht ein paar dieser Stadtbämschen auf die Nadel spießen?"

zu lassen: "Malthusianer, das sind doch die Anhänger einer bestimmten Bevölkerungswissenschaft, Hinkender?"

Der Alte nickte. "Genannt nach dem Gelehrten Thomas Robert Malthus, der vor mehr als einem Jahrhundert gelebt hat und auf den heut noch viele als auf einen Kronzeugen sich berufen. Die Lehre dieses Mannes aber ist so: Raum und Kargheit der Natur setzen der Fruchtbarkeit von Pflanzen und Tieren eine bestimmte Grenze. Wenn mehr Geschöpfe einer Art erzeugt werden, als Nahrung und Bewegungsmöglichkeit für sie vorhanden, so muß diese Art verkümmern und schließlich zugrunde gehn. Das höhere Lebewesen, der Mensch, ist an das Gesetz der tiefen ebenso gebunden. Er wird sich nur in dem Maße vermehren dürfen, als die Mittel zu seinem Unterhalt ausreichen. Gehen Bevölkerungszunahme und Vermehrung der Nahrungsmittel nicht gleichen Schritt — mit anderen Worten, tritt Ueberbevölkerung ein bei unzulänglichem Ernährungsstand, so sind Hunger, Stellennot und anderes Elend die unausbleibliche Folge. Nun liegt es aber in des Menschen Macht, selbst diese Dinge vernunftgemäß zu regeln: wir brauchen nur den Nahrungsspielraum zu verbessern, um des Löwenwirts Bedenken zu zerstreuen und eine Volksvermehrung weit über dem jetzigen Maße ungefährlich zu machen. Deutscher Boden und Pflug, deutscher

Arbeits- und Erfindungsgeist sorgen dafür, daß in unserem Vaterlande die Möglichkeit der Ernährung und des Erwerbs noch lange nicht erschöpft sind. Das übrige ist Sache der Gesetzgebung und der öffentlichen Wohlfahrtspflege, vom Wohnungswesen angefangen bis zur Säuglingsfürsorge. Löwenwirt, Ihr habt ja Sitz und Stimme im Gemeinderat, wie denkt Ihr darüber, daß man kinderreiche Familien hinsichtlich der Steuern begünstigt?, daß man Beamten mit tüchtigem Nachwuchs den Zuschuß zum Wohnungsgeld aufbessert?, daß man Haushaltsgründungen durch kleine Darlehen unterstützt? Denn es gibt viele Wege, weiterem Sinken der Geburtenziffer vorzubeugen. Und nun, Peter Fritz, wie stellt Ihr Euch zu diesen Fragen?"

Ehe der Vater etwas erwidern konnte, hatte die Löwenwirtin sich zu dem Hinkenden heruntergebeugt und ihm etwas ins Ohr geflüstert. Worauf der Stelzenmann freudestrahlend dem Vater beide Hände hinreichte. "Peter Fritz," sagte er, "Ihr seid ein alter Praktiker und gebt dem Hinkenden rechten Bescheid: diesmal habt Ihr seiner Standrede die Nutzenanwendung vorweggenommen. Nein, Peter Fritz! Ihr braucht wegen des Familienzuwachs nicht zu eröten; der Hinkende aber, es komm' ein Bube oder Mädchel zur Welt, bittet um die Ehre der Patenschaft."

Zur Beglückwünschung des Vaders erheben sich jetzt auch der Lehrer, das Löwenwirts-Ehepaar nebst den übrigen Freunden. Ins Gläserklingen hinein aber sagte der Hinkende: "Vor dem Heimgehn laßt uns von Mann zu Mann einen Spruch geben, von dem gesagt wird,



Die Löwenwirtin hatte dem Hinkenden etwas ins Ohr geflüstert.

Die Löwenwirtin hatte dem Hinkenden etwas ins Ohr geflüstert. Dieser Spruch mag ein Licht auf künftige Dinge werfen, und es wohnt ihm doppelte Bedeutung inne, seit unser aller Augen hoffnungsvoller denn je aufs Meer gerichtet sind: "Glücklicher Erfolg den Schiffen, beständiger Gang den Wiegen des Vaterlands!" W. Sch.



Dom Grafen Zeppelin.

stwerden heißt Abschiednehmen von lieben Freunden, wackern Landsleuten und Zeitgenossen. Was hat der Sinkende auf weiter Lebenswanderung nicht alles ins Grab sinken sehen an Männern, die ihrem Zeitalter den Stempel aufdrückten, aber auch an Pflichtmenschen, die nur in der Stille ihr Eigentlichstes entfalten konnten! Und so manchem Besonderen ward, um in der Sprache unsrer eidgenössischen Nachbarn zu reden, vom Sinkenden die „Abdankung“, ein einfach Totenamt, gehalten.

Man gewöhnt sich mit der Zeit an den Gedanken, daß ein Freisichsein gegen den Tod auch dem Mächtigsten und Tüchtigsten nicht gegeben ist. Aber dennoch erfüllt es uns mit tiefstem Weh, wenn in bedrängter Stunde Männer unsres höchsten Vertrauens und der allgemeinen Verehrung plötzlich abgerufen werden. Und einem solchen ist das Sterbglöcklein geläutet worden im währenden Kriegsjahr, am achten des Lenzmonds.

Fern seiner oberdeutschen Heimat, in einem Krankenhause zu Charlottenburg, starb Ferdinand Graf von Zeppelin, und ganz Deutschland trauerte an der Bahre eines Helden, der den Besten seiner Zeit ebenbürtig gewesen.

Zeppelin! Kommt unsre Seele nicht ordentlich ins Schwingen bei Nennung dieses Namens? Antwortet nicht, er braucht nur leise zu ertönen, ein Ausleuchten im Aug' auch des ältesten Greises? Und singen nicht die Kleinsten, kaum daß sie sprechen lernten, einen lustigen Reimen von ihm? Hat dieser Mann nicht einem ganzen Volk, da es in schwersten Prüfungen rang, Mut ins Herz gegeben und einen neuen frischen Gottesglauben?

Nachbar! wenn's Euch unterm Brustfleck schwach werden will: dieser Name ist wie eine Erhebung des Geists aus Not und Zagnis. Denn auch in Euch, Nachbar, wie in den meisten, sie mögen hoch oder nieder gestellt, gelehrt oder ungelehrt sein, wohnt ein Bedürfnis, sich aufzurichten an Leben und Handlungen derer, die über Kampf und Anfechtung den Sieg davongetragen. Und ein Kämpfer war dieser Zeppelin, ein fromm und ehrlich Ringender, bis sein Werk ihn selber segnete.

Nicht umsonst hat das Volk diesen Mann ins Herz geschlossen: er ist in allen Dingen ein Teil von ihm. Oder wer könnt' es nicht nachempfinden, daß im Wollen und Werk dieses Unbeugsamen unser Stamm selber schöpferisch und gestaltend auftritt? Seine Beharrlichkeit

und Spannkraft, seine Treue zu Volk und Vaterland, sein Ernst und Eifer für das Wahre sind grunddeutsch. Und grunddeutsch ist auch, wie er in seiner ganzen Bestimmung aufging: unbekümmert um äußere Güter, und lärmender Ehrung abhold, hat Zeppelin nur seinen großen Zielen gelebt. Auch in den bedrängtesten Lagen wich und wankte er nicht von seinem Werk. Oh' noch einer den großen Krieg voraussagte, hat er's uns vorgemacht: das Durchhalten! Das aber ist das schönste Zeugnis für einen Mann, wenn die Welt von ihm sagen muß: im Wechsel der Monde und Jahre blieb er sich selbst getreu.

Nachbar! stellt Euch vor, Ihr trügt etwas ganz Neues, ganz Großes in der Seele und es wollte ans Licht. Und da Ihr das Ding unter die Menschheit bringt, wird man anfangs auf Euch weder sehen noch hören. Der Trieb nach dem Besondern in Euch wird darob nur um so stärker und Ihr wollt den Leuten etwas Greifbares, etwas Fertiges zeigen. Etwas, an das sie glauben müssen. Aber Euer Tun mißglückt beim ersten Anlauf und Ihr tragt Spott und üble Nachrede davon. Gleichwohl! Ihr fangt beherzt von vorn an, grübelt und tüftelt — und wieder ist es nicht das Richtige. Aber die Leute, wie einem Narren geschieht, schütteln den Kopf, wenn sie Euch sehen. Nachbar! hättet Ihr den Mut, trotz Fehlschlag um Fehlschlag, zu Eurer Sache zu stehen gegen Tod und Teufel? Not und Anfeindung zu übernehmen um eines einzigen Gedankens willen? Der Zeppelin hat diesen Mut gehabt, und er ist durchgedrungen. Sein Los aber war das aller großen Erfinder, die die Welt bereichern wollen, statt sich selber, und die man darum eine Zeitlang oder ihr Leben lang arm an Verstand schilt.

Sitzt da an einem Sommerabend des Jahres 1899 im Speiseaal des Gasthauses Marquardt zu Stuttgart ein älterer Herr, der eifrig mehreren Offizieren etwas zu erklären scheint. Ein Fremder abseits jener Gruppe wird aufmerksam und stößt, wie man aus Neugier zu tun pflegt, einen gleichfalls horchenden Gast zu seiner Rechten sachte mit dem Ellbogen an: „Herr Nachbar, mit Verlaub! Kennen Sie den Herrn da drüben, den Lebhaften, mit den beweglichen Augen und dem weißen Schnauzbart?“

Augenblicklich, aber im Ton gutmütigen Bedauerns wird dem Frager Beiseid: „Dös?“ antwortet der biedre Schwabe, „dös ist en Narr — ein Graf Zeppelin! Der guete Ma moint, er köunt' durch d' Luft fahre!“

Man kann den guten Schwaben nicht einmal lächerlich finden; sagte er doch nur, was lange Zeit alle Fachmänner dachten, redeten und schrieben: der Zeppelin ist ein Narr! Denn immer, wenn der menschliche Geist im Begriffe steht, ein Neues, nie Dagegewesenes hervorzu-

zubringen, lehnen sich die Zünftigen dawider auf. Bis eines Tages das Ergebnis unablässiger Forschung und Naturbeobachtung, vor aller Augen stehend, sich nicht mehr wegreden und weg-schreiben läßt und auch die Befehring der Zünftigen vor sich geht. . . .

Da war vor neun Jahren ein vierter August. Am ganzen Oberrhein hallte es hin, vom Meer der Schwaben bis zum goldenen Mainz: der Zeppelin kommt! Wie? ist der Leser nicht mit dabei gewesen? Hat er nicht auf dem Söller oder Dach, auf Bergwiese oder Flußdamn gestanden, alle Sinne voller Spannung, mit klopfenden Pulsen, wartend in Furcht und Hoffen? Den Kopf schüttelnd, ob der Traum der Jahrtausende wirklich sollte wahr werden und das Menschlein wetteifern können mit dem Vogel und den Wolken? Bis der große Augenblick da war: bis weit draußen im Blau des Himmels ein Weißes sichtbar ward und größer und größer heranschwebte . . . zu einem Riesenseib ausgebildet, aber von schlankem, edlem Bau und so sicher, so selbstverständlich gleitend wie der Nar in den Lüften. Gleich einem Eroberer zog das Flugschiff einher mit singenden Propellern: die Glocken läuteten, Böller schollen von den Höhen ins Tal und vieltausendstimmiger Jubel erbrauste in Städten und Dörfern. Hat der Leser nicht selbst, ein Seliger ob solchen Erlebens, zu der herrlichen Erscheinung mit Kappe und Tüchlein hinaufgewunken, bis das große Wunder in silbrigen Fernen verschwand?

Jener vierte August war ein Feiertag im Dasein des Lesers, ein Bescherungstag. Aber wann hätten Erde, Luft und Wasser einem Menschenwerk solchen Sieg neidlos gegönnt? Um die sechste Morgenstunde war das Zeppelinische Luftschiff zur großen Rheinfahrt aufgestiegen, stolz und frei, wie es etliche Wochen zuvor die Schweizerseen überflogen hatte. Gegen elf Uhr abends war nach unfreiwilliger Zwischenlandung glücklich Mainz gewonnen. Andern Tags aber lag zu Echterdingen, droben auf den Fildern, wo ein köstliches Sauerkraut gedeiht, das herrliche Flugzeug in Trümmern, ein Opfer feindlicher Elemente. Wieder waren die Hoffnungen eines ganzen Volks vernichtet, und ein mutiger Erfinder sah sich von der höchsten Staffel des Erfolgs in ein Nichts zurückgestoßen. Die Fachmänner erhoben abermals den Zeigefinger: Gräßlein, Gräßlein, Ihr dienet einer lezten Sache! Und ein ganz Kluger setzte hinzu: „Herr von Zeppelin, denken Sie an den Brechtle!“ — was eine Erinnerung sein sollte an den Schneider von Ulm, Albrecht Ludwig Verblinger, der zu Anfang des vorigen Jahrhundertts auch vermeint hatte, fliegen zu können, und sich jämmerlich zuschanden fiel. Dem sie aber lange nachher ein Denkmal setzten und dessen Ehrenrettung noch besonders vorgenom-

men ward von einem Meister deutscher Erzählungskunst.¹⁾

Unserem Zeppelin ging es also anfangs nicht viel besser als dem Brechtle von Ulm. Ein Bauernweiblein aber, als es durch einen Radfahrer aus Tübingen von dem Echterdinger Unglück hörte, bekreuzigte sich: „Ja, da sieht mer's wieder, unser Herrgott läßt sich net verspotten. D' Luft g'hört de Vögel.“ — „Und der Erdbode de Kindviecher,“ antwortete der Mann auf dem Stahlroß, indem er seines Weges weiterfuhr.

Es zeigte sich aber jetzt, was deutsche Treue ist. Mitgejubelt — mitgelitten! Das war über Nacht die Losung eines ganzen Volks geworden. Noch auf dem Echterdinger Unglücksfelde ward eine Sammlung begonnen, damit Graf Zeppelin neue Luftschiffe bauen und seine Lebensarbeit vollenden könne. Nur Tage nach dem



Zeppelin in seinen Jünglingsjahren.

Unfall waren bereits anderthalb Millionen gezeichnet; bis zum Herbst wuchs die Volksspende auf das Vierfache an und insgesamt erreichte sie die Summe von 7 Millionen Mark.

Aber nicht äußere Mittel verknüpfen fortan den Helden unlöslich mit seinem Volk. Es war ein höherer Bund geschlossen. In schwerer Stunde besiegelt vom Glauben an die Werkvollendung. Zeppelin, der für sein Höchstes ringende Mensch, war das Gemeingut aller geworden; die Angelegenheit des einzelnen eine Gemüts- und Pflichtsache der vielen Tausende. Nun gibt es aber Viedermänner in Deutschland, die auch die hohen Dinge: Massenwillen und

¹⁾ Das treffliche Buch, ein wahres Hausbuch, heißt: „Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen.“ Geschrieben hat es der Schwabe Max Eyth, einer der tüchtigsten und werktätigsten Männer deutschen Stammes.



dem Träger eines großen Menschheitsgedankens zur Verfügung gestellt.

Nachdem Graf Zeppelin im Vertrauen der Allgemeinheit einen neuen, den besten Stützpunkt gewonnen, nahmen er und ein Häuflein treuer Mitarbeiter mit verdoppeltem Eifer die Sache wieder auf. Wieder prüften und probten die Männer, in Maschinenbau und verwandten Künsten wohl bewandert. Und war ein unablässig Forschen auf Stoff und Form, auf Gewicht und Maß. Vor allem hatte man die eigentlichen Kraftspender und Bewegter des Flugkörpers, die Motoren, als unzureichend erkannt. Ihre Arbeitsleistung und Widerstandsfähigkeit wurde wesentlich verbessert. Und da die bisherigen Zeppeline nicht während des Flugs, sondern beim Niedergehen oder erst nach glücklich erfolgter Landung zugrund gegangen waren, bereitete man den Bau besonderer Luftschiffhallen vor. Das deutsche Volk aber brauchte nicht lange zu warten, so tummelte sich der Luftgraf wieder in seinem weiten Reiche. Im Windmond des Escherdinger Jahrs, am siebten, fuhr ein neuer Zeppelin unserem Kaiser nach Donaueschingen entgegen und hatte an Bord auch des Kaisers Aeltesten, den Kronprinzen. Den Monarchen, der zu Land und zu Wasser viel gereist, gelüstete es nicht wenig, es einmal auf die neueste Art zu versuchen, aber er hatte es seiner Frau Eheliebsten hoch und heilig versprechen müssen, hübsch auf der Erde zu bleiben. Und ob einer der Löwenwirt ist oder der Kaiser, ob er ein bescheiden Hauswesen oder ein Siebzigmillionenvolk regiert — Frauenwille geht über Manneswunsch.

Massenbegeisterung behördlich geregelt und gänckelt sehen möchten, gleich dem Verkehr mit Eiern, Schmalz und Herdäpfeln. Nach dem Rat eines solchen, eines Mannes von anerkanntem Verdienst, sollte der Millionenjegen peinlicher Aufsicht unterworfen sein, etwa wie man ein schuldenmachendes Studentlein oder eine verschwenderische Frauensperson unter Pflugschaft — zu deutsch: unter Kuratel stellt. Das deutsche Volk, als der große Geber, verbat sich's in allem Ernst, daß man dem Gegenstand seiner Liebe und schwärmerischen Verehrung einen Sachwalter setzte. Nicht mit Vorbehalt — nein! bedingungslos hatte es sich

Einen Tag nach der Donaueschinger Begegnung besucht Wilhelm der Zweite die Werft von Friedrichshafen. Graf Zeppelin muß ihm nochmals das Luftschiff vorführen, und als das Flugzeug glücklich geborgen wieder in seiner Halle liegt — was geschieht? Aus einem Kreis stammender Gäste tritt der Kaiser hervor, tut ein Kästlein auf und gibt in des Erfinders Hand ein achtspeizig Kreuz von hellblauer Farbe: den Schwarzen Adlerorden, den höchsten der Krone Preußens, der bürgerlich Geborene zu Erbadeligen macht. Der Fürst von Fürstenberg, der nebst Frau und Kindern ebenfalls von Donaueschingen herübergekommen war, schlang dem Grafen das gold-gelbe Band um, woran das Kleinod an der linken Brust zu

tragen ist, und der Kaiser beglückwünschte den neuen Ritter im Namen des ganzen deutschen Volks: „Unser Vaterland kann stolz sein, einen solchen Sohn zu besitzen, den größten Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts, der durch seine Erfindung uns an einen neuen Entwicklungspunkt des Menschengeschlechts geführt hat.“

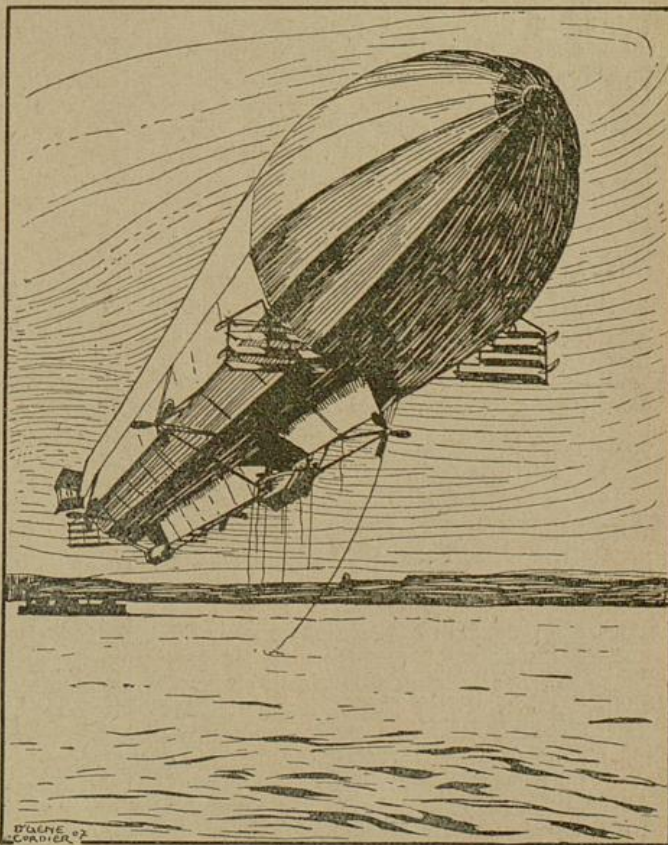
„Den größten Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts,“ sagte Kaiser Wilhelm und griff der Zukunft um ein kleines voraus. Denn noch weiß kein Sterblicher, wessen Leistung und Ruhm am Ausgang unseres Zeitalters am hellsten strahlen wird. Aber daß der Name Zeppelin im Buch der Weltgeschichte fortleuchtet bis zu den spätesten Tagen, das ist gewiß.

Es war jetzt Licht um den Grafen geworden, warmes Sonnenlicht. Und wenn auch die Natur an dem Werk ihrer Unterwerfung noch öfter sich rächte und sie manch ein Luftschiff nach glänzenden Fahrten vernichtete — die „Deutschland“ am 28. Juni 1910 im Tentoburger Wald, die „Sachsen“ zwei Jahre darnach auf denselben Tag in der Düsseldorf-Halle —, die Erfindung Zeppelins konnte auf immer schwierigere Proben gestellt werden. Die früheren Schiffe hatten acht Meter in der Sekunde zurücklegen können. Die „Schwaben“ entwickelte eine mehr als doppelte Schnelligkeit: sie brachte es auf 60 Kilometer in der Stunde, was der Leistung eines Schnellzugs gleichkommt. Und hierzu brauchten nur zwei Motoren tätig zu sein; nahm man aber den dritten Beweger ebenfalls in Anspruch und arbeiteten sämtliche Luftschrauben, ob Zwei- oder Vierflügler, so brachte es die „Schwaben“ auf annähernd 70 Kilometer, und es verschlug ihr nichts, daß sie an Leutegewicht, an Hilfsstoffen wie Del und Benzin oder sonstigen Lasten über 5000 Kilogramm in die Lüfte hob, als wären fünf Tonnen eine Prise Tabak.

Dabei blieb es aber nicht: ein Militär-Luftschiff, von Amts wegen Zeppelin II getauft, ein Ersatz für das bei Scherdingen zugrundegangene, stellte alle früheren Leistungen in Schatten. In 7 $\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt steuerte der Luftkreuzer vom Bodensee nach Köln, denn schon konnten beim Betrieb aller drei Motoren 76 Kilometer in der Stunde zurückgelegt werden. Am 4. September 1909 machten unsre Reichsboten jene berühmte Luftfahrt überm Bodensee, bald aber ward das Wunderbare vom

Wunderbareren übertroffen: ein Zeppelin III (das zwölfte Luftschiff des Grafen), das Ende Mai 1912 von Friedrichshafen nach Hamburg aufstieg, legte die mehr als siebenhundert Kilometer ohne Unterbrechung in zehn Stunden zurück, und ein Marineluftschiff unternahm im Herbst des gleichen Jahrs eine dreißigstündige Dauerfahrt vom Schwabenmeer zur Nordsee und zeigte seine Flagge auch über Helgoland, also daß deutscher Norden und deutscher Süden sich im neuesten Weltwunder vielsagend grüßten.

Hinsichtlich der Reisegeschwindigkeit, Lenkbarkeit und Tragkraft, wie vermöge seiner sonstigen Eigenschaften war die Befähigung der Zeppeline für Heereszwecke einwandfrei erwiesen. Jetzt ward auch den Verantwortlichen des Kriegswesens in Berlin das Herz warm. Aber nur wenige in Deutschland ahnten damals, welche Waffe dem Vaterland mit diesen Seglern in die Hand gegeben war. Ja, der Werkschöpfer selbst, wenn schon er ganz bewußt zur Erhöhung deutscher Wehrkraft beitrug, wollte seine Erfindung vor allem dem Wohle der Menschheit gewidmet haben. Wie hätte er sonst selber einmal sagen können: „Mein Luftschiff soll dem



Zeppelin-Luftschiff über Wasser.

Verkehr dienen, dem friedlichen Verkehr zwischen den Völkern, und ich bin stolz, von der Vorsehung das Werkzeug geworden zu sein, dieses Ziel zu erreichen.“

Das Werk des Grafen Zeppelin bedeutet einen neuen Zeitabschnitt in der Geschichte der Luftschiffahrt; aber, wie wir gesehen haben, ist dies Werk nicht das Ergebnis eines glücklichen Zufalls, sondern die Frucht unablässigen Nachdenkens, wissenschaftlicher Tätigkeit und technischen Schaffens. Aber wie alle großen Erfindungen leitet auch die Zeppelinsche sich von einfachem Ursprung her. Auch Buchdruckerkunst, Eisenbahn und Dampfschiffahrt, die vielfältigen Maschinen zur Erzeugung von Licht, Kraft und Wärme standen nicht von vornherein auf der hohen Stufe ihrer heutigen Vollkommenheit. Ehe das Zeppelinsche Luftschiff entstand, hatten kluge und tapferere Männer des In- und Auslands am Fluggedanken gearbeitet.

Von dem, was auf diesem Gebiet menschlichen Unternehmungsgeistes erdormen und verfehlt, gewonnen und errungen worden, ließe sich ein Lahrer Volkskalender ganz allein füllen, und Herr Schauenburg müßte noch etliche Bogen den jetzigen begeben. Unsere Nachbarn im Westen tun sich etwas darauf zugut, als erste an der Wiege der Luftschiffahrt gestanden zu haben, und als dem lustigsten Volk der Erde seit Noahs Zeiten sei den Franzmännern der Vorrang gegönnt. Aber der große Leonardo, groß als Künstler und Forscher, der auf Grund seiner Beobachtungen des Vogelzugs ein Luftfahrzeug plante, hat lange vor der Zeit gelebt, da die Franzosen ihre ersten, abenteuerlich verzierten Luftbälle steigen ließen. Ein Jesuit Namens Lana gedachte Mitte des siebzehnten Jahrhunderts große Kugeln aus Metallblech, Holz oder anderm geeigneten Stoff luftleer zu machen, um mit ihnen Lasten emporzuheben. Man kann darüber in unterschiedlichen Schriften nachlesen; aber was sagt der Leser dazu, daß ein Landsmann des Hinkenden, Karl Friedrich Meerwein seligen Andenkens, Hochfürstlich Badischer Landbaumeister zu Emmendingen, 1781 eine Flugmaschine verfertigt und 1784 zu Basel bei J. J. Thurneysen dem Jüngeren ein Traktätlein drucken ließ: „Der Mensch, sollte der nicht auch zum Fliegen geböhren seyn?“ Von dem braven Mann ward nachgewiesen, daß „weder in dem Bau des Menschen und in dessen innerer Struktur, noch in seiner zu großen Schwere, noch endlich und ebenso wenig im Mangel an tauglichen Materialien ein hinlänglicher Grund liegen könne, warum es dem Menschen unmöglich seyn sollte, mittelst irgend einer tauglichen Maschine zu fliegen.“

Und in dem gleichen Heftlein ist auch schon der Neblungsplatz für die neue Erfindung aus-
ersehen: „Die sicherste Gegend vor einen Lehr-

ling in dieser neuen Kunst, ohne Lebensgefahr den ersten Versuch zu wagen, wäre ein tiefes Wasser, unmittelbar unter einer etwas beträchtlichen Anhöhe! wie etwa an dem sogenannten Rheinsprung in Basel. Denn wer in ein tiefes Wasser fällt, der bricht weder Hals noch Bein, und gegen das Ertrinken gibt es hinreichende Verwahrungsmittel.“

Also kann man wohl sagen, Herr Meerwein habe unserem Zeppelin vorausgeahnt. Ein Ort am See ward Geburts- und erste Tummelstätte der Zeppelinschen Luftschiffe. Tage und Nächte hatte der Graf über den Gesetzen des Falles und Schwebens nachgebrütet. Seit er als Teilnehmer des nordamerikanischen Feldzugs 1863 erstmals, und zwar mit einem Fesselball, aufgestiegen war, beschäftigte ihn die Kunst des Fliegens Kopf und Herz. Wie wichtig derartige Luftbälle für Heereszwecke sein können, erfuhr Graf Zeppelin im Deutsch-Französischen Krieg, aus dem er ob eines kühnen Erkundungsritts als berühmter Mann hervorging. Der militärischen Laufbahn entsagte er schließlich, um ganz seiner Bestimmung zu leben. Immer deutlicher erstanden in seinem Geiste Bau und Einrichtung eines starren Luftschiffs, das heißt eines solchen von schlankem, versteiftem Gerippe und entsprechender Stoffhülle, darin zellenförmig eingebettet mehr als ein Duzend gasgefüllter Bälle. Als der Erfindergraf — es war im Sommer 1900 — mit seinem ersten Werke dieser Art vor die Augen der erstaunten Zeitgenossen trat, besaß das Fahrzeug, 128 Meter lang und annähernd 12 Meter im Durchmesser, bereits einen Tragkörper von der beschriebenen Gestalt. Auch die beiden Gondeln in fester Verbindung mit dem Gerüst aus Aluminium waren da, und zu beiden Seiten des Tragkörpers arbeiteten zwei Luftschrauben, Vierflügler, in Höhe des Druckmittelpunktes.

Am 2. Juli 1900, um die achte Abendstunde, hatte der Graf im Beisein von vielen Tausenden den ersten Aufstieg gewagt, war aber nur sieben Minuten in der Luft geblieben, da die Kurbel des Laufgewichts in Unordnung geriet. Am 17. Oktober des gleichen Jahres verließ das Luftschiff abermals seine schwimmende Halle bei Manzell, mußte aber nach anderthalbstündiger Fahrt landen, denn das hinterste Steuer versagte sich in der Hülle des Balls. Fünf Tage darnach ward die dritte Versuchsfahrt bewerkstelligt, und siehe! es gelang, in weitem Bogen und mit einer Geschwindigkeit von acht Metern in der Sekunde eine große Fläche des Sees zu überfliegen und zur Anfahrtsstelle zurückzukehren. Aber diese Unternehmungen hatten auch die Mittel der Gesellschaft aufgezehrt, die zwei Jahre zuvor mit einer Summe von 800000 Mark — die Hälfte hatte der Graf aus eigenem Vermögen beigesteuert —, zur Förderung der Luftschiffahrt

war gegründet worden. Reichlich viel Enttäuschung knüpfte sich noch an spätere Fahrten, aber so oft auch Graf Zeppelin den Gegenstand seines Hoffens und Strebens zerbrechen sah, der „Leitbare“ stand in der ursprünglichen Erscheinung immer wieder auf: ein Sinnbild steter Verjüngung für den Menschenggeist selber, der die großen Dinge nur ernstlich zu wollen braucht, um sie zu vollbringen. Das ist schließlich der tiefere Gehalt und Sinn der Sache, daß auch im Kampf um die Luftherrschaft der Geist über die Natur den Sieg davontrug.

Aber es wird in der Welt immer so bleiben, daß die Leute sich gegen das Große stemmen mit lauter Wenn und Aber. Entweder die Zeichen der Gegenwart leuchten ihnen überhaupt nicht, oder sie haben ihre schwache Stunde. Es ist ein Gespräch erlauscht worden des Löwenwirts mit dem Hinkenden. Der Löwenwirt hatte vom neusten Luftbombenabwurf unsrer Feinde auf unbefestigte Städte gehört, und er sagte: „Das hat der Mensch nun davon, daß er fliegen lernte und Flugzeuge in allen Größen so zahlreich herumschwirren wie die Schwalben. Anstatt mit Kappe oder Tüchlein zu winken wie damals, schießt man schleunigst in die Keller. Hinkender! wären die bombenwerfenden Flieger nicht, Ihr könntet beim schönsten Vollmondschein beruhigt in die Federn. Aber jetzt? muß unserns nicht fürchten, daß er eines Morgens beim Aufwachen tot zu Bette liegt?“

Der Hinkende mußte lächeln. „Löwenwirt! wann der Herrgott Eure Lebenslampe auslöschet oder die meine ist niemandem anvertraut.

Und ebensowenig kann einer wissen, zu welcher Aufgabe das Luftschiff von der Vorsehung noch bestimmt sein wird. Aber wenn wir dies bedeutsame Werkzeug im Gang der Geschichte betrachten: sollten wir nicht denken dürfen, daß die Erfindung unseres Zeppelin dereinst ein Mittel des Weltverkehrs und damit der Völkerverjüngung bildet, wie es heut der Schrecken des feindlichen Auslandes ist? Hat der kühne Mann uns nicht schon ein betriebsfähiges Reismittel hinterlassen, dessen sich viele mit demselben Behagen bedienen, als führen sie in des Löwenwirts Bernerwägelschen über Land zu einem Glas Neuen. Wurden nicht von der „Victoria Luise“ in etwa sieben Monaten des Jahres 1912 auf 183 Fahrten mehr als 25000 Kilometer zurückgelegt, wobei dies Wunderschiff etwa viertausend Personen als Fahrgäste durch die Luft beförderte? Welche Aussichten eröffnen sich da, Löwenwirt, die gewiß einmal Tatsache werden; wie wird der Name »Zeppelin« aus solcher Erfüllung den Künftigen erstrahlen, und Dank und Segnung werden ruhen auf dem Erbe dessen, der in stiller Gruft fröhlicher Urständ entgegenschlummert!“

So oder ähnlich sagte der Hinkende. Wir aber, Nachbar, wollen des Alten Meinung die unsrige sein lassen, und lehrt Eure Buben zeitig aufblicken zu dem Manne, der göttig, klug und tapfer durch des Lebens Prüfungen schritt: Stolz und Freude zugleich eines durch ihn gestärkten und erhobenen Volks.

Wilhelm Schlang.



Geburtsort des Grafen Zeppelin zu Konstanz.

Aus der Landsleut-Ecke.

Ein Wort des Gedächtnisses
von Wilhelm Schlang.



eil sie im Reich des Gedankens und edlen Wissens der Welt vorangeschritten, hat man die Deutschen ein Volk der Denker und Dichter geheißt, und böswillige Neider haben es in wegwerfendem Sinne ausgelegt. Aber eine Blutsgemeinschaft, die Männer her-

vorgebracht hat wie Luther und Bismarck, einen Blücher und Gneisenau, den Moltke und den Hindenburg, — eine solche Gemeinschaft ist,



Heinrich Hansjakob †.

ebenso wie zu rein geistigen Dingen, für die Tat geboren. Herz und Hirn zusammen, Kraft des Körpers und der Seele in gemeinsamer höchster Anspannung zeugten all das Große, das im deutschen Namen während des jehigen Weltkrieges vollbracht worden ist. Und weil wir Freunden und Feinden gezeigt haben, wessen ein Staat opferwilliger und tatbereiter Bürger fähig ist, wenn ihn das Schicksal vor die Frage von Sein oder Nichtsein stellt — eben darum wollen wir uns auch das schöne Vorrecht nicht nehmen lassen, in Raft- und Feierstunden solchen Dingen zu leben, die unabhängig sind vom Lose der Völker und Zeiten.

Der Mensch, wenn er in Genuß- und Geldgeist nicht völlig versank, kann nicht in ewiger Spannung verharren. Er muß zuweilen Einkehr suchen in befreienden Verhältnissen: bald in den Hallen der Wissenschaft, bald bei Werken, die in Sprache oder Ton, Stein oder Farbe von großen Bildnern geschaffen worden, am besten aber in der Natur, die die Quellen der Er-

holung und Erhebung allenthalben hervorsprudeln läßt . . .

Dem Hinkenden ist vom Westen zuverlässig berichtet worden, daß oft plötzlich in eine Kampfpause hinein, zwischen den Trommelfeuern und Kanonenstimmen, ein Lerchensang in den Lüften hörbar wird. Dann lehnt der Streiter für eine heilige Sache, der Wehrmann, ein Weidchen an Büchse oder Geschütz, und ein tröstlicher Gedanke schwingt durch seine Seele: vielleicht ist die Zeit nicht gar so ferne mehr, wo dieses Furchtbare von heut Vergangenheit sein wird, die Schwerter sich in Pflüge wandeln, die Erde genug des Bluts getrunken hat und ihre Menschenöhne wieder auf ihre wahre Bestimmung sich besinnen.

So oder ähnlich dachte auch der Hinkende, da jüngst abends Wiederhall fernen Geschützdonners in seine Schreibstube drang. Er wandelte, die gewohnte Pfeife schmauchend, zwischen seinen Blumen und Büchern und war ihm trotz des unholden Schalls plötzlich zumute, als hätte seinem Ohr ein Lerchenlied geklungen hoch über den Stimmen des Weltkriegs.

Glanz der scheidenden Sonne flutete vom Garten ins Gemach, den Hinkenden mit überflutend, daß es den greisen Stelzenmann überkam wie ein Traum von Jugend und Jugendglück. Und wie ein Altes lieblosend oder jegnend ein Kinderhändchen streichelt, so glitt das Licht nachher an den Bücherreihen hin, und der Hinkende vermeinte nicht anders, als spräche diese gütige, milde Abendsonne da draußen vor dem Abschiednehmen mit seinen Lieblingen auf dem alten Spind:

„Wärme, die in diesen scheinbar toten Büchern lebenspendend aufgespeichert ist für ganze Geschlechter, gleichst du nicht mir selbst, der Sonne? Licht, das funkelnd von diesen Werklein ausströmt, bist du nicht gar ein Teil von mir? Ihr stillen, aber so deutungsvollen Bücher! Gefäße seid ihr des Menschengemüths, der alles erfüllt und ergründet: des Weltalls Gesetze und die Geheimnisse der Natur wie des Menschenherzens, und der dennoch nicht hinandringt zu dem Unbegriffenen, das mich selber leuchten und funkeln heißt.“

Da wurden dem Hinkenden mit einemmal diese stillen Bücherreihen noch lieber, als wären es Wesen, gleich uns geboren. Er ist wahrlich kein Gelehrter, der Hinkende; aber wie die Blumen, so hat er sich die Werke unsrer Tüchtigen und Großen zu Lebensgefährten ersehen. Und er betrachtete fast mit Zärtlichkeit, wie die rote Blut von draußen zu einer der Stubenecken hinglitt — zum Landsleut-Gek, wie sie vom Hinkenden genannt war. Denn Bücher, die sich nach Natur und Wesen für ihn von anderen Denkmälchen deutscher Sprache und Bildung wesentlich unterscheiden, hatte der Hinkende zu einer besonderen Gemeinde versammelt, daß sie

ein natürliches Ganzes bildeten, auf badischem Boden Gereiftes, und man brauchte von den Vandrücken nur die Namen abzulesen, so gab es einen echt heimatischen Zusammenklang, als wenn man ein Glas feurigen Glottertalers mit einem Durbacher Weißherbst oder einen Meersburger Roten mit einem solchen aus Zell aneinandertönen läßt.

Wenn er seine Sammlung landsmännischer Meister überschaute, ward dem Hinkenden allemal warm ums Herz. Da steht in seinem altväterlich blauen, verblichlenen Röcklein, einer Karlsruher Gewandarbeit, der Johann Peter Hebel, sozusagen ein Gevattermann des Hinkenden vom Rheinländischen Hausfreund her und ein Unsterblicher, solange Freude an der Natur, wahre Herzensinfaßt und Ehrfurcht vor dem Höchsten nicht aus der Welt verschwinden. Und an den Sängern aus dem Wiesentale lehnt sich behaglich Meister Josephus, der uns den „Effe-hard“ schrieb, ein Buch so voll Tieffinn und Frohgefühl, so reich an edelster Nahrung für labedürftige Seelen, daß dem Andenken seines Schöpfers der Lorbeer bis in fernste Tage grünen wird. Im Abglanz gleichjam dieser Auserlesenen, des Hebel und Scheffel, stehen würdig und ehrenfest, jedoch heitrer Laune nicht entbehrend, die Pfarrherren Frommel und Albrecht, ebenfalls gut badisches Gewächs, und zwischeninne, als ein Weltkind, des Hinkenden langjähriger Helfer und unvergeßlicher Beistand: Albert Bürklin. Neben diesen Würdigen nun, keck wie die Spottdroffeln sind, hat sich Karl Gottfried Radler, angesiedelt, der Pfälzer, aber man kann seinem losen Schnabel nicht böß sein, sondern im Gegenteil. Radlerischem Uebermut zu etlicher Dämpfung hatte der Hinkende neben diesen köstlich Ursprünglichen ein Schock neuerer Mundartdichter aufgestellt, deren heutigentags sovieler zwitschern als Spazern auf den Dächern. Seit diese „umgruppiert“, das heißt auf ein niedrigeres Fach verwiesen worden sind, erfreut sich der Radler wieder ebenbürtiger Nachbarschaft: auch Ludwig Eichrodt und Friedrich Geßler waren ganze Kerle, dabei gute Freunde des Hinkenden und in der Art des Fühlens und Sichmitteilens dem Bürklin verwandt, also eine würdige Dreieinigkeit.

Es hatte da seinen Stand auch der stillbescheidene Sauter, das Dorfschulmeisterlein vom Kraichgau, wie er sich selber nannte, vertreten durch ein schmal dürftig Bündchen, aber von Kennern höher geschätzt als Hunderte, die in kostbarem Leder und Goldschnittprunk bei den Buchhändlern herumstehn. Und um Stadt und Land freundschaftlich zu gesellen, wie es überall in der Welt sein sollte, war dem Sauter sein engerer Landsmann Robert Haaf zur Seite, der Frühverblichene, dessen Seele unser Schwarzwald sich auserwählte, seine tiefsten Wunder

darin zu bergen. Wie schön nimmt sich eine Entwicklungsreihe aus, wenn Stammgenossen wie ein Hebel und Robert Haaf ihre Eckpfeiler bilden!

Der Hinkende muß oft darüber nachdenken, woher es wohl kommen mag, daß auf einer Bank die Geisteswerke sovieler Tüchtiger Platz haben. Wogegen der Ertrag zweier Menschenleben allein bei Einräumung des doppelten Platzrechts kaum unterzubringen ist. Geistig Gut, Seelengut, läßt sich nicht mit der Krämerelle messen wie ein Stück Tuch. Immerhin ist es auf den ersten Blick wahrnehmbar, daß die Büchergeschöpfe zweier Sterblicher, eng aneinander geschmiegt, schier drei Schäfte des gedachten Spinds einnehmen. Aber in dieser Verammlung der Klugen und Heitern, der Spötter und Tröster, der Sorgenbrecher und Segensstifter durften der Hansjakob und die Hermine Billinger nicht fehlen. Stehn nicht auch sie dem Herzen des Hinkenden nah als rechte Kenner und Bekenner der badischen Heimat? Die beiden, der Sonnenbecksbub' aus Hasle im Kinzigtal, und die Freiburger Beamtentochter, konnte nur der Schwarzwald hervorbringen, also daß wir sagen dürfen, ihre Gaben und Kräfte hätten in derselben Wiege gelegen. Der Lenker aller Menschenschicksale aber ließ ihnen Zeit, das Erbstück der Natur voll und schön zu entwickeln, und er holte die beiden



Hermine Billinger f.

erst heim — den Hansjakob im neunundsiebzigsten Jahr, die Billinger im achtundsechzigsten eines tätigen Lebens, — als sie ihre Bestimmung unter den Menschen restlos erfüllt hatten.

Dies Dasein und Wirken brauchen wir nicht erst zu enträtseln: wahr und offen liegt es zutage. Da ist zunächst der Hansjakob. Er gedeiht unter anderm Wildwuchs der Natur zum kräftigen Landbuben, wird als ein Aufgeweckter der Kirche verschrieben, erwirbt auf dem üblichen Weg Lehramt und Doktorhut, wird aber

als streitbarer Kaplan in die Welthändel mehr verflochten, als einem Stellvertreter Gottes dienlich ist, tut sich darnach um so tüchtiger um in Erbauung und Erweckung junger Seelen, entsagt nach langem Wirken als Stadtpfarrer zu St. Martin in Freiburg allen Würden und Würden, flüchtet in sein geliebtes Haslach zurück — und läßt von denselben Glocken, die ihn 1837 ins Dasein gesungen haben, sich wieder aus dem Leben hinausläuten. Er war ein Sonderling, einer von des Herrgotts wunderlichen Kostgängern, und wunderbar gekränzelte Sachen hat er zuweilen an den Tag gegeben. In seinem Kopf und Herzen stritten sich die mannigfachsten Gegensätze und es fehlte ihm das Gleichmaß der Persönlichkeit, also daß die Gemessenen und Siebenmalgescheiten vieles an ihm zu tadeln fanden. Hinter allem aber stat ein Mensch; einer mit lauter Ecken und Kanten, mit einer ganzen Menge von Tugenden und Fehlern, heiß und rasch von Arbeit und Gefühl, aber ein Mensch! Und seine Bücher mögen noch so voll sein von Irrtümern des Tags und Lebens — sein eigen Ich scheint vergnügt oder härbeißig draus hervor. Das Beste, was zur Kennzeichnung seiner Erzählerweise gesagt werden kann, hat Hansjakob einmal selber gesagt: Ich mache meine Bücher nicht wie der Schreiner seine Kästen; ich will auch mit dabei und darin sein.

Der Hinkende hat ihn von Ansehn gekannt, den Hansjakob. Als wenn ein Hüne der Vorzeit nochmals lebendig würde, so schritt er unter den Kastanien des Franziskanerplatzes zu Freiburg einher, gewaltig von Umriß, ein massig Haupt auf massigem Körper tragend. Gestalt, Gang und Gebaren verrieten seinen Stammbaum, den ältesten der Erde und edelsten. Denn der Hansjakob leitete Herkunft und Lebenskraft geradewegs von tüchtiger Bauernsamen ab und mit der Scholle blieb er zeitlebens verwurzelt. Es war ihm ein Glaubenssatz, dran pflegte er alles Denken und Dasein abzumessen: der Bauer bleibt trotz allem Aufklärungsbetrieb um ihn herum; er muß bleiben um des ganzen Volkes, um der Menschheit willen.

Der Hansjakob, wie der Kenner seiner Schriften weiß, hatte sozusagen immerfort Salz auf den Lippen und auch seinen Menschen legte er vieles Bittere in den Mund. Wenn man ihn hörte, so ward das Antlitz des Schöpfers durch nichts so arg entstellt als durch hohles, gespreitztes Stadtwesen. Darum stellte dieser rührige Geschichtenschreiber, dessen Tintenfaß auch in heißesten Sommern nicht trocken ward, den Modelleuten und Bildungsothern den Schollenmenschen entgegen, und seine Bücher sind eine köstliche Sammlung bäuerlicher Gestalten, eine Bilderreihe von Gütigem und Rauhem, von Hartestem und Härtestem, aber auch von Bösem und Lebensfeindlichem. Denn auch unter Stroh- und

Schindeldächern können Dinge wohnen, die so schlimm sind als die Uebel der Großstadt. Zu Ehren Hansjakobs muß gesagt werden, daß er bei aller Freude an gesundem Landwesen auch Bauernfehl und -sünde beim rechten Namen genannt hat.

Den Buchdruckern, Buchbindern und Buchhändlern hat selten einer mehr zu tun gegeben als der Hansjakob. Sein erstes Erzählerisches gehört dem Jahrgang 1879 an. Fast zur selben Zeit aber, da Hansjakobs Erzählungskunst aus den Knospen brach, sprengte auch das Herminele die Türlein auf zu den Herzen der deutschen Leservelt. Das Herminele — so darf man wohl ohne Herabwürdigung sagen, denn die Frühfachen der Billinger waren unbefangen, lieb und schlicht wie eine Kinderrede. Der Hinkende denkt noch mit stiller Freude daran, wie er damals die ersten Mäusenkinder der Billinger bei der Hand nahm und sie sanft ins Leben leitete, und wie diese Geschichten, alle von kleinen und kleinsten Leuten handelnd, alle von reinstem Menschenmitleid eingegeben, bei unverbildeten Naturen freundlichste Aufnahme fanden.

Wie der Hansjakob, so hatte auch das Herminele die Augen weit und groß aufgetan, und es hatte die Bilder der Jugendzeit in dankbarer Seele behalten, um sie zu gegebener Stunde, wie es des Dichters Beruf ist, zu andrer Erbauung hervorzustrahlen. Und wie sie nun Geschautes und Erfahrenes sich von bewegtem Innern schrieb, da wirkten diese kleinen Erzählungen erfrischend wie Rosen im Tau, und zugleich war es würzige Schwarzwaldluft, die den Leser anwehte, Atem des Erdgeistes.

Auch die Billinger hat einen aufgeschlossenen Sinn für alles Bauerntum besessen. Aber wie die Frauenkleute nun einmal sind: wenn dem Hinkenden die Halsbinde schief sitzt oder die Härlein sind nicht ordentlich gebürstet oder seine Ärmel sind ein wenig angestaubt, gleich merken es diese Wiberwölker und meinen, sie müßten mit Hand oder Bürste nachhelfen. Wenn der Hansjakob einen Menschen vor Euch hinstellt — ist dieser Mensch nicht, als käm' er just aus des Herrgotts Händen? Man muß es der Billinger zugut halten, daß sie an den Gestalten ihrer Erzählung gern ein wenig herummodellt, denn immer geschieht es mit einem gütigen, innerlich heitern Frauenherzen.

Und die Billinger war nicht umsonst im frühlich rebenumkränzten Freiburg geboren: den Frohsinn empfing sie von der Münsterstadt gleichsam als Taufgeschenk. Damit hat sie viele Menschen glücklich gemacht und das ist am Ende mehr wert als alle Feuerwerkerei der sogenannten Geistreichen. Wie ein einziger Sommertag verließen ihr die Mädchenjahre in dem stillen Elternhaus zu Karlsruhe, und auch in der Offenburger Klostererschule war lauter Wärme und Helle um

je. Das alles nahm sie mit in ihr späteres Leben und in ihre Bücher hinein, auf denen so der Goldglanz ruht eines stillbeglückten Menschendaseins.

In der Kunst des Erzählens haben sich Größere hervorgetan als der Hansjakob und die Willinger waren. Aber auch diesen gebührt der Kranz. In den Erfindungen ihres Geistes haben viele Tausende sich erfreut und erquickt. Viele Tausende verdanken ihrem Ersühlen und Schaffen ein tieferes Verständnis des Menschenherzens und der Natur. So haben auch Hansjakob und die Willinger ein gut Stück Volksarbeit geleistet und sie sind an ihrem bescheidenen Teil wahre Förderer der Menschheit geworden. Und wenn die Sprache ihrer Werke leiser und leiser werden sollte — ein Nachhall wird bleiben und wird neuen Klang und Widerklang erzeugen. Denn ein gültiger Geist wird auch künftig Wort und Weise des Menschentrostes seinen Erwählten auf Seele legen und Lippe und ein Ewiges wird vernehmbar sein: ein Verchenwohlgetön hoch über den Stimmen des Lebenskampfes.

Wie der Schneidersepp zu seinem Teil Dummis kam.

Von Heinrich Hansjakob.

's ist ein kalter Wintermorgen. Der Duft hängt wie Zucker an den Tannenbäumen des Harmersbacher Tales, durch das der Schneidersepp hinaufwandelt. Der Meister trägt bloß sein Ellenmaß unter dem blauen Radmantel. Aber „Luft und Luft“ sind eisig kalt. Es friert ihn. Ein Trost nur bleibt ihm auf dem kalten Gang das Tal hinauf: die „Hermesbüri“ macht von allen Kunden des Schneidermeisters im Städtchen und im Tal den besten „Dummi“ (verhackerter Pfannenkuchen), die unbedingte Leibspeise unseres Schneiders.

„Guat Morge, Schnider,“ hebt der Hermesbur an, als der Meister in die große Stube tritt, „i han Euch scho g'fehne 's Tal ruf.“

Bald kam auch die stattliche Schüssel voll dampfender Milchsuppe, extra gekocht für den Schneider. Daß der Dummi zu Mittag nicht fehlen würde, wußte Meister Zwirn aus alter Erfahrung; aber ein Gedanke beschäftigte ihn den ganzen Morgen, nachdem er seine Arbeit aufgenommen hatte, wie er diesmal, wo ein ganz besonderes Geklüfte sich in ihm regte, zu einer möglichst großen Portion Dummi gelangen könnte.

Der Schneider wußte, daß er als Teilhaber an dem frühlichen Mahle den Hermesbur bekommen sollte, der ebenfalls gern Dummi aß. Denn so war's Sitte, daß, wenn ein Schuhmacher oder Schneider auf dem Land ins

Kundenhaus kam, ihm und dem Bur besonders serviert wurde.

Mehr denn eine Prise aus der Schnupftabakdose wanderte in die Nase des Schneidersepp, als er an jenem Wintermorgen nachdenklich in der Stube nähte.

Die Bäuerin spann mit ihren Mägden, auf der Ofenbank sitzend, und wunderte sich, daß der Meister heute so still war. Sonst hatte er immer das Neueste aus dem „Städtle“ erzählt.

Doch als die Bäuerin nach zehn Uhr den Spinnrocken verließ und mit den Worten in die Küche ging: „So, Meister, jetzt will i go d'r Dummi richte,“ da war der Plan des Schneiders fertig.

Um elf Uhr rückten Knechte und Mägde zum Essen an, und als diese nach einer halben Stunde abzogen, ward für den Meister und den Bur gedeckt. Suppe, Speck und Sauerkraut bildeten den Eingang, dem mein Schneider aber sehr wenig Beachtung schenkte. Hierauf brachte die Bäuerin eine Platte voll Dummi, garniert mit „Fuzeln“, und jetzt ließ er seinen Plan los. „Hermesbur,“ so brach er sein Schweigen, „i hann Euer Vatter no guat kennt, han em menge Schobe g'macht un Sunntigshofe us Kalbläder. 's ich a brave Mann g'fi, schad', daß er johrlang krank g'läge ich. Ihr sinn dazuomol no jung g'fi, Hermesbur, aber d'r Muatter recht an d' Hand gange. I waiß no wohl, wie Ihr als durchs Städtle g'jahre sinn zu dem un sellem Dokter. Was ich's an für a Kranket g'fi, dia der Vatter fah het, un wo sinn Ihr überall na zu dene Dokter?“

Der Hermesbauer, der, wie die meisten Menschen, gerne von seinem „Vater selig“ erzählte, legte die Gabel beiseite und fing an zu erzählen. Darauf hatte der schlaue Schneider gerechnet. Er wußte, daß ein Bauersmann, wenn er etwas erzählen will, was ihm am Herzen liegt, nicht zugleich essen kann. Der Bauer erzählte, und der Schneider aß. Je mehr der erstere die Erzählung ins Lange und Breite zog, von den verschiedenen Ärzten, Kuren und Salben und deren Erfolg berichtete, um so tiefer senkte sich des Schneiders Gabel in den Dummi, und um so leerer ward die Platte. An der merkte schließlich der Hermesbauer den Witz des Schneiders; er schloß seine Erzählung und wollte nun seinerseits den Dummiesser in seinem eigenen Garne fangen. „Aber jeh, Schnider,“ so endete der Bauer, „jeh verzelle mir au, an wellere Krankheit Euer Vatter g'storbe ich!“

Aber der Schneider, ohne eine Sekunde mit Essen aufzuhören, sprach kurzweg: „Hermesbur, do kann i gar nix verzelle, mi Vatter ich Knall un Fall ame Schlag g'storbe un ich in zeh Minute g'sind un tot g'fi.“ Sprach's und aß ruhig den Rest Dummi mit dem Bur weiter.



's muß im Holz stecke.

Von Hermine Billinger.

So vierzig Jahre mögen's her sein, da stand auf den öden Höhen des Feldbergs ein kleines, gottverlassenes Rasthaus. Unwirklich war der Weg im Sommer. Im Winter gab's überhaupt keinen, so daß man die Leiche der jungen Frau, die einem kleinen Sohn da oben das Leben gegeben und dabei das ihrige eingebüßt, im Schnee hatte vergraben müssen. Erst zur Schneeschmelze konnte die Verblichene ihrer letzten Ruhestätte unterhalb des Feldbergs zugeführt werden.

An ihrer Stelle waltete alsbald die Schwester des jungen Witwers — 's Fanny, wie die Leute sie nannten.

Sie hatte kluge Augen, einen ernsten Mund und eine kräftige Nase. Und Klugheit, Ernst und Kraft, das alles war auch in ihr. Als sie jedoch das Kindlein an ihr Herz nahm, kam noch die Güte dazu, die Milde und die Heiterkeit.

Wie oft, war sie wieder einmal allein mit dem Kinde im Haus. Der Bruder war mit dem Knecht und der Magd zum Schneeschaufeln gegangen.

's Fanny ging von der Stube in die Küche, sah nach dem Essen, kehrte wieder, scherzte mit dem Kleinen, legte Wäsche zusammen und war keinen Augenblick müßig.

Plötzlich ein Stoß gegen die Tür. Zwei verwilderte Kerle traten über die Schwelle — Holzfäller, die auf dem unbewachten Feldberg taten, als wären sie die Herren der Welt. Sie nahmen Platz, nickten Fanny mit unerschämter Vertraulichkeit zu und beehrten Schnaps.

Ihr war nicht wohl bei der Sache, aber sie brachte Flasche und Gläser herbei und schenkte ein.

„Nur 's Fläschle dag'lasse, Jüngferle,“ meinte der eine und wollte sie in die Wange kneifen. Fanny riß mit der Rechten die Flasche an sich, mit der Linken gab sie dem Mann einen derben Schlag auf die Hand.

„He, he, Jüngferle,“ lachte er auf, „schau doher; Kraft hat's. Wo sind die andre?“

„Mit weit.“

„So rufet den Wirt.“

„Käm' ihm recht, er schafft im Stall.“

„Wieviel seid ihr Leut da obe?“

„Da müßt' ich erst zähle —“

„Noch einen Schnaps, Jüngferle, und ein Schmißle dazu.“

Sie legte schon wieder Wäsche zusammen, ruhig, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber ihre Knie zitterten.

„Wird's bald?“ schrie der Mensch sie an und reckte abermals die Hand nach ihr aus.

„Nix gibt's mehr,“ fuhr sie ihn an, „seid mir schon wüßcht genug —“

Mit großen, ruhigen Schritten ging sie in die Küche, kehrte mit zehn Tellern aufs mal zurück und stellte sie auf. Gemächlich nahm sie Messer und Gabeln aus der Lade. Holte auch den irdenen Weintrug herbei.

„Schon Essenszeit?“ fragte einer der Männer. „Wolle beizeit'n zum Schneeschau'ln gehe,“ gab sie zur Antwort.

In der Küche rang sie einen Augenblick die Hände. Sie weiß, vor einer Stunde darf sie die Ihren nicht erwarten. Dann biß sie die Zähne zusammen, goß heißes Wasser in die größte der Suppenschüsseln und trug sie hinein. Sie warf einen Blick auf die Uhr, nahm das Kind aus der Wiege und ging ruhig und stet an den Männern vorbei, zur Tür, ließ diese halb offen und rief nach dem Stall: „Du, Karl, Male, Christian, zum Esse —“

Da wurde es lebendig hinter ihr. Sie denkt, jetzt bin ich verloren — und es wurde ihr schwarz vor den Augen.

Aber die Kerle stolperten an ihr vorbei, über Hals und Kopf zum Haus hinaus.

„Zechpreller,“ schrie sie hinter ihnen drein, ganz sicher jetzt, die Faust ballend, „Zechpreller!“

Und sie liefen, als stünden sechs Mann hinter ihr.

Damals war sie zwanzig. Jetzt ist sie sechzig. Und all die Zeit her hat sie's ähnlich getrieben. Ging stets ihren Weg, war keine Minute müßig. Kam eine Schwierigkeit, biß sie die Zähne zusammen und machte sich ans Werk. Auch den Zechprellern war sie gleich scharf hinterher. So wurde unter ihrer Hand aus der kleinen Schankwirtschaft ein stattlicher Gasthof. Und aus diesem wiederum ein großartiges Anwesen auf lustiger Schwarzwaldhöhe. Herrliche Wege führen hinauf, die Menschen kommen in Scharen.

Einmal zur Essenszeit kamen die Holzfäller aus dem nahen Walde, um im „Wirtschaftle“ neben dem großen Hotel ihren Zmbiß zu nehmen. Zwei von ihnen, übel aussehende Männer, alt und grau, mit vom Trunk geröteten Nasen, schlossen sich den andern nicht an, sondern beschriebenen einen weiten Bogen um den stattlichen Feldbergerhof.

„Hm“, meinte der eine, indem er einen schielenden Blick nach dem Hotel warf, „'s hat's doch verdammt weit bracht, 's Fanny, und isch doch bigott nur ein Weibsbild.“

Der andere seufzte: „Das isch all eins — da bin ich halt jetzt doch dahinterkomme — 's muß im Holz stecke — man kann mache, was man will, wenn's nit im Holz steckt, bringt man's zu nix, und wenn man ein Mannsbild isch.“



Der Brudermord im Silzachtale.

Nach der
Wirklichkeit erzählt
von Franz Woas,
Wiesbaden.

Wirklich war das, als
der Hinkende so über
Land ging — nicht
etwa, um in eigener
Person seinen Kalen-
der abzusetzen; nein,

das hat er nicht nötig, denn die Leute laufen ihm ja von selbst das Haus danach ein. Bevor er noch recht fertig damit ist, kommen sie schon; und ist der Kalender gleich noch feucht vom Druck, — vom Ladentische nehmen sie ihn weg . . .

Nein, über Land war der Hinkende gegangen, weil das so seine Art ist, um da und dort einmal den Leuten unter die Haustür zu treten und ein Wort darüber zu tauschen, wie böß es doch um die Welt steht, wie es Schlimmeres nicht gibt als den Krieg, und anderes so mehr.

Was war es für ein heißer Tag! Und unter all der Last, so er den anderen abgenommen, indem er ihnen gut zugesprochen hatte, auf bessere Zeiten vertröstet — Last, die er nun selber zu tragen hatte —, zog er seines Weges ein wenig mühsam daher; denn zu alledem war es noch ein steiler Weg, den er ging — in eines der kleineren Höhentäler hinein, wohin sonst einer nicht gerade alle Tage kommt.

Da merkte er, wie ihn von hinten her allgemach ein Wagen einholte. Er schaute sich um: ein klein Wägelchen war's mit einem Schimmel davor. Der Schimmel hob den dicken Kopf, als wollte er dem Hinkenden einen guten Tag wünschen, aber ehe er dazu noch kam, knallte der, so auf dem Wägelchen saß, laut mit der Peitsche und wünschte seinerseits einen guten Tag, war es doch ein guter Bekannter.

„Nun heißt es: aufgefessen, Hinkender!“ rief der alte Graubart munter und rückte gleich zur Seite, daß auch ihrer zwei auf dem schmalen Sitze ihren Platz fanden.

Ein Landarzt war es, noch einer aus der alten Schule, was einer schon daran sieht, daß der Mann nicht im Kraftwagen dahersauste, sondern eben im beschneidenden Korbwägelchen seine Kranken im Lande aufsuchte. Ob er so arg viel auf die Bazillen hielt, ob er sich auf die Röntgenstrahlen so recht verstand, — man könnte es billig bezweifeln. Was tat's auch? Seine Bauern, wenn's halt so weit war mit ihnen, starben auch ohnedem . . .

Lehrer Hinkender Bote für 1918.

Dafür wußte er sich sonst aus in der Welt wie nur einer; auf die Menschen verstand er sich, daß schier ein Pfarrer an ihm verloren war, und seinen Bauern wußte er nicht bloß wider den Magendruck und das Zipperlein, sondern gar in noch ganz anderen Dingen zu helfen, daß wieder ein Gerichtsschreiber und Advokat an ihm verdorben schien. Wo ihm etwa die Bäuerin über Druck auf der Brust klagte, und daß sie nachts ihren Schlaf nimmer fand', da fragte er so nebenher, wie es denn jetzt um ihren Jüngsten stände, ob der nun endlich in Freiburg fertig wäre oder ob er es weiter treibe wie schon die langen Jahre über? Da kam der Bäuerin wohl das Wasser in die Augen, und man wußte, was los war; Trost und Rat waren bei der Hand.

So einer war dieser alte Landarzt. Kannte die Menschen. Kannte die ganze Bauernschaft ringsum, wußte von jedem einzelnen, wos Geistes Kind er war; hatte er doch Geschlecht um Geschlecht hier werden gesehen, wachsen und wieder vergehen. Von all den Hüfen, die sich rechts wie links wider die Berghänge lehnten, wußte er die Geschichte.

„Seht, Hinkender,“ sagte der Doktor und wies mit der Peitsche dahin, als sie gerade daran vorbeifuhren; „das ist der Stockbauerhof. Von dem wär' auch eine Geschichte zu erzählen, die ihm keiner ansieht.“

„Alle Wetter,“ machte der Hinkende; „das scheint wirklich etwas ganz Besonderes von Hof zu sein. Ein Schloß, könnte man denken, wär's; etwa ein Jagdschloß vom Prinzen May.“

„Und ist doch nur ein Bauernhof,“ erwiderte der Doktor; „aber was die Jagd betrifft . . . hm, mit Gewehren ist darinnen auch einmal hantiert worden . . .“

„Und das ist wohl gerade die Geschichte?“ fragte der Hinkende gespannt; denn auf Geschichten solcher Art ist er aus, hört sie gerne und erzählt sie noch lieber wieder. „Also heraus mit der Geschichte!“

Der Doktor antwortete nicht gleich, schaute nur und schaute immer wieder nach dem Hofe hinauf; sein sonst so freundliches Gesicht hatte sich merklich verdüstert.

Schließlich wandte er sich mit Gewalt davon ab und gab dem Schimmel mit der Peitsche einen Klaps, und wenn er damit auch nicht gerade des Schimmels edle Haut höchstselbst, sondern nur das Geschirrleder traf, so nahm das der Schimmel dennoch krumm. Erst machte er einen widerspenstigen Hopper hinten hinaus wunder wie hoch, rannte dann aber doch um so schneller weiter, das leichte Wägelchen hinter sich.

„Die Geschichte!“ mahnte eine ganze Weile darauf der Hinkende.

„Gerne erzähle ich ja davon nicht,“ war die Antwort; „aber sie erzählen kann ich schon.“

Hab' sie doch alle insgesamt gut gekannt, den Bauer wie die drei Söhne; bin auch selber dabei gewesen wenn auch erst ganz am Schlusse. Ganz was Graufiges war's, ein Brudermord“

„Das ist freilich schrecklich“

„Nicht wahr? Und erzählen sollte man so etwas nicht. Wenigstens drucken sollte man's nicht lassen.“

„Um,“ machte der Hinkende; „vielleicht doch, damit es anderen wie eine heilsame Warnung vor Augen tritt. Daß es Leidenschaft dämpft, wo solche gärt . . .“

„Da habt Ihr recht, Hinkender,“ stimmte der Doktor jetzt bei; und wenn's Euch paßt, dann setzt die Geschichte getrost so in den Kalender hinein. Aber erzählen will ich sie nicht hier unterwegs, sondern dort erst: Seht Ihr den weißen Giebel? Das ist die Linde. Da spann' ich ein Weilschen aus, und währenddem der Schimmel seinen Hafer frist, sitzen wir beim Lindenvirt darnieder, und ich erzähle die Geschichte.“

*

Saß da auf seinem schönen großen Hofe der Stockbauer, und hieß er gleich so, war er wahrhaftig doch nichts weniger als — ein Stock. Freilich grad war er, groß und schön gewachsen wie nur einer; aber behend war er, munter, lebhaft und rührig; stellte sein Licht nicht unter den Scheffel, wußte aus sich etwas zu machen, und wenn er auch mit seinesgleichen umging wie ein Bauer mit dem andern, so konnte er doch auch sich stellen wie ein großer Herr. Nicht zu unterscheiden war er dann von den Stadtleuten und sprach mit denen, als hätt' er sein Lebtag nichts gewußt von Heumachen, Düngerefahren und Kartoffelhäufeln. Verachtete aber auch wieder sein Bauerntum nicht; ganz im Gegenteil! War stolz darauf, war immer dabei bei der Arbeit, immer der erste, Schnellste und der, so am letzten die Senze über die Schulter tat und heimging. Wenn er in der Stadt drin so tat, als sei er kein Bauer, so tat er eben nur so und wollte den Stadtleuten nur zeigen, daß es weiter kein Kunststück sei, was die Herren in der Stadt los hatten. Nein, das hatte er sich so nebenher auch noch beigelegt — zu seinem Bauerntum. In Wahrheit wollte er nichts anderes sein als ein Bauer. Seine Vorfahren waren es gewesen; er wollte es auch sein. Eine alte Bibel hatte er im Hause, die ging bis ins siebzehnte Jahrhundert zurück; es war eine Art Chronik für ihn und die Stockbauern vor ihm; denn sie alle waren da mit ihren Namen eingetragen, die den Hof besaßen hatten, mit Frauen und Kindern, Geburtstag und Todestag. Er selbst stand schon darin, und seine Söhne standen darin; wie es weiter kam, das würde ein an-

derer da hineinragen, nämlich sein Aeltester, dem ja der Hof einst zufiel.

Eingetragen war auch seine Frau. Eigenhändig hatte er es eingetragen: den Hochzeitstag und — den Todestag. In dem so behäbig breiten, sonst immer selbstzufriedenen und freundlichen Gesichte zuckte es immer gar sonderbar, nahm er das Buch zur Hand und schlug sich da etwa von selbst die Seite auf, wo diese Eintragung stand: er hatte sie nie vergessen, seine Gündel; war Witwer geblieben sein Leben lang.

Seine drei Söhne! Wer sich die genau betrachtete, wußte, wie die Mutter gewesen. Der Aelteste hatte offenbar keine Spur der Aehnlichkeit mit ihr; er war in Gestalt, Haltung, Gesicht und Wesen ganz der Vater. Der Jüngste hinwieder, ein schwächtiges, zartes Bürschchen mit langem, schmalem Gesicht, klugen, aber doch etwas weltsternen Augen, mit einer bescheidenen, schüchternen Art in der Rede — man brauchte die Mutter nicht lange gekannt zu haben! — nein, das war sie, war ganz die Mutter, die in dem Sohne wiederkam.

War noch der Dritte! Der so zwischen beiden die Mitte hielt — er hielt sie auch seinem Wesen nach, hatte es halb vom Vater und halb von der Mutter; war nicht derb und nicht zart, nicht groß und nicht klein, nicht fest und auch nicht gerade schwankend — von allem etwas hatte er an sich, so daß keiner recht wußte, wie er eigentlich war — er selber nicht.

So kam es, wie es da kommen mußte: der Alte hatte den ältesten Sohn gar gern, weil der so ganz war wie er selbst; und den jüngsten hatte er ebenfalls gern, weil der so ganz die Mutter war; ja, er hatte ihn womöglich noch lieber als seinen Aeltesten.

Der Mittlere aber — ach, so fragt nur nicht! Der Bauer wurde aus ihm ebensowenig geschickt als irgend jemand; genau so, wie seine Brüder aus ihm nicht geschickt wurden, die Knechte und Mägde auf dem Hofe nicht, die anderen Bauern ringsherum nicht — kurz niemand! Der Unglücksmensch! —

Kam da noch etwas anderes dazu. Der Aelteste war Bauer geworden, nichts als Bauer; sollte er doch einstmal den Hof bekommen, wenn es auch seit Jahrhunderten anders gewesen; nämlich so, daß umgekehrt allemal der Jüngste den Hof übernahm. Hier war es eben so: der Jüngste war auf Schulen gegangen und hatte sich wunder wie gut da gemacht. Just war er in Freiburg und bei Bekannten dort gut untergebracht. Von einem Vierteljahr zum anderen, wenn er auf Ferien heimkam, wurde er zusehends geschickter, daß ihn bald der eigene Vater nicht verstand, wo der doch sonst die Stadtler so gut verstand und durchschaute . . . was im übrigen des Vaters Respekt vor seinem

Jüngsten und seine Vorliebe nur vermehrte. Bauer konnte der nicht werden. So wurde es der Älteste.

Was aber wurde — sag' mir einer — aus dem Mittleren?

Zum Bauer dünkte auch er sich zu schade — wie er immer sagte. Ja, hätte ihm nur der Hof gewinkt!

Also auf Schulen gehen wie der Jüngste? Geht mir weg!

Nein! Da wird einem doch nur ganz unnützes Zeug eingetrichtert und wozu? Nur daß es einer wiederum anderen eintrichtert. So meinte er, und so sprach er sich mehr als einmal aus zum Vater und zu den Brüdern.

Blieb da noch das Handwerk. Wie wär's mit der Schreinerei? Da paßte ihm das Särgemachen nicht. Oder die Schmiederei? — Daß einem da mal ein böses Pferd einen Hufschlag versetzte, wie das mehr als einmal dagewesen... Nun, die Stellmacherei? — Nein, er könnte selbst ein Bauer sein und sollte da den Bauern ihre Wagen und sonstigen Geräte für einen Hundelohn herrichten? Paßte ihm erst recht nicht. Kurz, nichts paßte ihm; er fand den rechten Mut nicht zu irgendwas, und so blieb er in dem, wo er eben war: blieb doch der Bauer, zu dem er sich im Grunde viel zu gut dünkte; blieb bei dem Vater, auf dem Hofe, wenn auch nur als Knecht.

Seine Arbeit aber tat er da, als sei das gar nicht seine Sache. Er ging immer so herum, als würde am Ende doch alles anders, von Grund auf anders. Es war ihm so, als müßte von heut auf morgen etwas kommen, das alles und jedes um und um wüßte.

Und wahrhaftig — er hatte recht: es kam so etwas, oder es deutete sich wenigstens leise so an.

Eines schönen Sonntagnachmittags war der Älteste, Wendelin war sein Name, anstatt mit den anderen in die Linde zu gehen, für sich allein in ein klein Seitental hinaufgewandelt, wo der Hanjelesbauer seinen Hof hatte, wußte selbst nicht recht warum; muß Schicksals Fügung gewesen sein. . . .

Während er so langsam den steilen Weg hinaufging, sah er von ferne ihm jemand entgegenkommen. Ein jung Mädchen war es, das behende, aber doch wieder gesetzt und anmutig denselben Weg herunterkam. Wer mag das sein? fragte er sich; denn er kannte sich doch wohl aus in der ganzen Nachbarschaft, aber dies Mädchen da meinte er nicht zu kennen. Oder machte es die Sonntagstracht?

Just in einem Hohlweg, wo nur ein einziges Wagengleis knapp seinen Platz fand, stießen die beiden aufeinander, und gleich blieb er stehen, teils um ihr seitwärts auszuweichen, teils aber — und zwar vornehmlich — um sie zu betrachten.

Richtig, ein ganz fremdes Gesicht! Aber was für ein liebes, zartes, freundliches!

Gleich ging dem jungen Menschen das ganze Herz davon so auf, daß er gar zum Gruße nicht kam.

Dagegen hatte sie mit wohlklingender Stimme ein deutliches „Grüß' Gott!“ herausgebracht und war dann, wie vorher, rasch ihres Weges weitergegangen.

Wendelin blieb stehen und schaute ihr nach. Was hatte das Mädchen da für eine schöne Art zu gehen! Dergleichen hatte er noch nicht gesehen, nicht einmal in der Stadt bei den städtischen Frauensleuten. Er schaute und schaute, bis sie an einer Biegung des Weges hinter den Tannen verschwand.

Nachdenklich ging er dann seines Weges weiter; aber bald kehrte er um und ging nach dem Dorfe, wo er fleißig schaute, ob wohl von dem Mädchen etwas zu sehen wäre. Nein. Nun gut. Also gewartet bis zum nächsten Sonntag, dann nachmittags wieder den Talweg hinauf, und richtig! wer kam wieder behende, munter, anmutig den Hohlweg herunter? — Jetzt war unser Wendelin schon mutiger. Laut begrüßte er sie, und sie erwiderte den Gruß; aber wieder war er so betroffen und gerührt von dem lieblichen Gesicht, daß er sie dumm und stumm an sich vorbei ließ, wo sie doch in dem engen Wege mit ihren Kleidern an ihn streifte.

Erst, als sie schon drei, vier Schritte von ihm war, bekam er die Sprache wieder: „Wohin des Weges?“ fragte er, zu ihr umgewendet.

Sie wandte sich ebenfalls um, wies mit der Hand ins Tal hinunter und erwiderte: „In die Christenlehre.“

„Willst in den Himmel kommen?“ fragte er sie; fand wirklich den Mut dazu, sie so zu necken. Und sie? — Flugs ging sie auf den Spatz ein. Sie kehrte sich noch einmal zu ihm um, wies ihm das fröhlichste Gesicht und lachend erwiderte sie: „Alleweil noch nit . . .“ und Augen machte sie dazu, und mit einer Stimme sagte sie es, — die Glocken, die von unten sanft herauf tönten, konnten demgegenüber keinen Stand halten. . . .

Was soll über all dies und Weiteres aber noch viel gesagt sein? Zwei Menschenkinder waren aufeinander getroffen, die für einander geboren schienen.

Freilich, freilich, — zunächst schien für die beiden die Zukunft nichts weniger als rosig zu sein. Der Älteste vom Stockbauer, vom reichsten Bauer um und um, und die Anei, von der niemand was Rechtes wußte, als daß sie seit Johanni beim Hanjelesbauer um einen kargen Lohn in bar und einen Morgen eigenen Erdäpfelackers in Diensten stand — die beiden ein Paar? Ausgeschlossen, völlig ausgeschlossen!

Denn es vermeine einer nur nicht, das stünde nur immer so in den Büchern und den Kalendern drin vom reichen Peter und der armen Liese, die einander gerne haben möchten, wenn das nur der Schwiegervater litt! — Nein, das ist nur zu oft die wahre Wirklichkeit, ist hunderttausendmal dagewesen und wird immer wieder da sein; nur daß die es nicht recht glauben, die es nicht trifft. Wen es aber trifft, die merken es schon, merken es zu ihrem bit-

Stockbauer immer die Gedankenreihe, wobei ihm sonderbarerweise eines gar nicht weiter auffiel: wenn nun eine wirklich kein Geld hat, dann ist es am Ende gleich, sei sie nun von Haus aus Bauerntochter, sei sie Magd.

Auf diesen richtigen Schluß kam der Bauer von selber nicht. Es war auch sonst niemand da, der ihn darauf brachte; denn der einzige, der es leicht hätte tun können, Wendelin, sprach mit ihm über solche Dinge nicht. Dafür aber war ein anderer da, der wohl mit ihm über so etwas redete, der aber mit Fleiß dafür sorgte, daß der Bauer keinesfalls den letzten und richtigen Sprung in seiner Gedankenreihe machte. Und wer war das?

Das war sein Zweiter. Der war sehr bald dahintergekommen, wie es um den Bruder Wendelin stand. War es nun Neid oder Bosheit oder kalte Berechnung, — wer kennt sich aus in der Menschen Herzen, jedenfalls war es ihm willkommen, wenn es ein Zerwürfniß zwischen dem Vater und Wendelin gab. Vielleicht dachte er so weit, daß er auf dem Wege am Ende doch noch zu Vaters Hofe käme, und so hegte er den alten Mann in einem Stück, brachte ihn immer wieder auf, wo er etwa mochte nachsichtig werden. Er schürte den Brand, der in den ersten Funken schon überall im Hause knisterte, anstatt ihn zu löschen, und bedachte in seiner Verblendung nicht, daß der Brand, wenn er erst völlig ausbrach, auch ihm selbst das Dach vom Kopfe wegnehmen könnte, — wozu es denn am Ende auch wirklich kam.

Die Amei war, als sie den Wendelin kennen lernte, noch ein blutjung Ding, während er anfangs der Zwanziger war, hatte er doch schon seine Zeit abgedient und war als Oberjäger heimgekommen. Was die Amei betrifft, — sie konnte noch gut warten und wollte auch warten; ja, es gab Zeiten, da war ihr von alledem so weh ums Herz, daß sie dem Geliebten erklärte: sie wolle nicht schuld sein, daß es Zwist und Hader gäbe auf dem Stockbauerhof, sie könne das mit ihrem Gewissen nicht in die Reihe bringen, und so solle er sie getroßt lassen; wenn ihre Zeit hier um sei, dann wolle sie wieder über den Rhein zurückgehen; es werde sich auch da drüben ein Plätzchen für sie finden, und er werde sie dann bald vergessen haben . . .

Der Wendelin, wenn er sie so reden hörte, sagte darauf gar nichts, als nur: „So geh nur, geh . . .“ aber es ruckte und zuckte ihm dann in dem schönen, jungen frischen Gesichte, als würde er mit einem ein alter Mann. Ging davon und ließ lange nichts von sich hören noch sehen.

Johanni kam — und wer nicht zog, das war die Amei. Der Hanselbauer hätte sie nicht weggelassen; Lohn hätte er ihr zugelegt, und anstatt dem einen Morgen Kartoffelland



„Wohin des Weges?“ fragte er.

teren Herzeleid und gehen daran mitunter zugrund . . .

Der alte Stockbauer, als es ihm zu Ohren kam, auf was für Pfaden der Älteste wandelte, lachte spöttisch dazu. „Macht doch kein so Getratsch daraus,“ meinte er; „wird halt so eine Liebshaft sein. Gönnt's ihm; ich gönne's ihm auch.“ — Er meinte seinen Sohn zu kennen; der war wie er selber, dem es nie eingefallen wäre unter Stand zu heiraten. Als er selbst damals so weit gewesen, hatte er wahrhaftig nicht unter sich geguckt; nein, eher ein Stück über sich, und als er in der Richtung doch nicht ganz so fuhr, als er sich's wohl eingebildet, da war er klug genug und holte sich sein Weib aus einem der Höfe, nicht gerade einem der reichsten, nein, immerhin . . . und dann war seine Gundel doch eine Ausnahme von Schönheit und Verstand gewesen . . . so etwas gab's nimmer.

Die hättest du am Ende auch ohne Bett und Schragen genommen, — damit schloß dann der

hätte sie jetzt deren zwei, und einen halben Morgen, wo sie Gerste oder gar Roggen und Weizen säen könne, bekäme sie zu Martini.

„Schau,“ sagte sie zu Wendelin, als sie ihn dann doch wieder einmal sprach, „wenn's nur so weiter geht, dann bin ich einmal, wenn auch keine Bäuerin, so doch eine Gürtlerin;“ und dazu lachte sie ihn hold an; aber zugleich stürzten ihr die Tränen wie eine Schnur Perlen über die Wangen . . .

Als so mit Hin und Her zwei, drei Jahre ins Land gegangen, vermeinte der Wendelin es schier nimmer tragen zu können. Der Vater war währenddem immer noch schroffer gegen ihn geworden; hatte er doch gemerkt, daß von einer gang und gäben Liebchaft hier nicht die Rede sein konnte, — dazu hielt das zu lange an, und dann taten die Hekreden des Zweiten immer mehr und mehr ihre Wirkung; nun hatten sie ja erst rechten Grund.

Aber auch der Wendelin hatte seinen Kopf für sich, hatte ihn schon von Natur aus — als

Er entsann sich auf sie, wie gütig sie allezeit zu ihm gewesen, und heiß stieg in ihm der Gedanke auf: Lebte sie noch, dann würde alles gut . . .

So aber war niemand Weibliches im ganzen Hause — außer den drei Mägden, — auch nicht eine Schwester. Auch eine Schwester hätte wohl zu raten und zu helfen gewußt . . .

Aber halt! — Ein Bruder war ja noch da. Der, von dem sie immer sagten: er wär' ganz die Mutter.

Und so war es ja auch. Er hatte ganz die Art, dies liebe, gütige, zarte Wesen, wie es die Mutter gehabt.

An ihn sollte man sich wenden.

Ihm schreiben? — Nein, das war nicht das Rechte. Zu so einem Briefe konnte man doch nicht über Dinge reden, Dinge . . .

Also gewartet, bis der Bruder wieder einmal heimkam auf Ferien. Um die Weihnachtszeit kam er ja jedesmal. Die paar Wochen gingen so hin, und einige Tage vor dem Feste war er da. Wendelin hatte ihn selbst am Bahnhof abgeholt, war ohne Knecht mit dem Korbwagen dahin gefahren und fuhr ihn dann zum Hofe.

Noch unterwegs, neben ihm sitzend, hatte er ihm sein Leid geklagt, ihm alles gesagt, wie es einmal war; kurz ihm sein ganzes Herz ausgeküttet.

Wortlos hatte der jüngere Bruder den älteren angehört; nur ein wenig zu ihm herum hatte er sich auf dem Wagenitze gewandt, um ihm besser in die Augen zu sehen. Durch die blanken Gläser seiner goldenen Brille schaute er den andern in einem fort scharf an; als ob er schon Professor oder Richter wäre und hörte auf einen Schüler oder vernähme eine Partei.

Wendelin war nicht wenig verwundert, daß der Bruder so wortfarg zu seinem Fall war, und merkte doch gut, wie dem jungen Menschen sonst die Worte gehorchten und überfloßen, sei es aus Naturanlage, sei es bereits angelernt.

„Nicht wahr, Bruder, es muß doch einmal so sein und ich hab' recht?“ So hatte er bewegt gefragt. Der Bruder hatte knapp den Kopf bewegt. War das nun Verneinen oder Zustimmung?

Dann als sie auf dem Hofe waren, kam es erst recht nicht zu einer Aussprache. Der Vater empfing sie in lauter Fröhlichkeit, der andere Bruder kam herzu, man ging in die Ställe, schaute zu den Feldern hinüber, der Vater sprach von den Aekern, von den Wiesen, vom Walde . .

Wendelin meinte schließlich, es wäre das Dämteste gewesen, was er nur tun konnte, daß er den Bruder in seine Sache eingeweiht. Er hielt sich fern von ihm. Das war also der, der ihm die Mutter hatte ersetzen sollen. Auch er versagte. So sei es denn: ich werde mir allein zu helfen wissen.

Ja aber um des Himmels willen wie denn?



. . . und so hegte er den alten Mann in einem Stuhl.

seines Vaters rechter Sproß, und nun, wo sie ihn härter und immer härter angingen, begann er sich auf die Hinterbeine zu stellen.

„Nun tue ich erst recht, was ich will,“ schwor er sich zu und sann und sann, wie er es anginge.

Wär' doch eine Mutter noch im Haus, — der Wunsch tauchte da mitunter in ihm auf.

Wie? — Ganz kopflos ging er umher, und teilnahmslos sah er mit den anderen beisammen, zum Essen und sonst . . .

Zwei, drei Tage vergingen so; es blieb alles beim alten: der Vater munter und fröhlich, der Älteste still und verdrossen, der Zweite mürrisch, schweigsam, hinterhältig, der Jüngste endlich — nein, nun war der nicht mehr, wie er gewesen. Er war froh, heiter, gesprächig geworden, — es war, als läg' jetzt die Stadt mit all ihrem Getue weit, weit hinter ihm; als wäre ihm das Herz jetzt aufgegangen — hier in der alten Heimat, auf dem Grund und Boden, zu dem er doch auch gehörte, war er gleich kein Bauer; Bauersohn blieb er doch, — und wie durchleuchtete ihm das sein Herz!

Wendelin staunte nicht wenig, als er den Bruder schließlich — ohne Brille daherkommen sah. Er staunte freudig, ein Hoffnungsstrahl glomm in ihm auf.

Am dritten Tage nach Weihnachten sollte eine Jagd stattfinden im Forstrevier. Der Stockbauer hatte eine Einladung dazu erhalten und war nicht wenig stolz darauf; aber zu den Söhnen meinte er nur: „Wird sich auch nicht anders gehören.“

Jedenfalls war er sehr guter Laune, und das verdarb wieder zwei anderen die Laune: dem Wendelin wie dem Jockel. Dem Wendelin wollte das Herz schier zerspringen vor all dem Weh, und da mußte er den Vater so lustig sehen, der doch genau wußte, wie es mit ihm, Wendelin, stand. Und der andere merkte, jetzt war die Zeit nicht, um weiter zu hegen wider den Bruder.

So kam es, daß in den Tagen vor Weihnachten der Vater mit seinem Jüngsten öfters allein war; und da war es, daß dieser Jüngste sich ein Herz faßte: jetzt wollte er mit dem Vater über den Wendelin reden.

Ganz sonderbar fing er's an; so sonderbar, daß man es nicht glauben möchte; war doch auch niemand anderes dabei gewesen, der es hätte verraten können; aber vor Gericht da ist es nachher haarklein herausgekommen und hat den Geschworenen, wenn's auch nur ein kleiner Nebenumstand war, dazu verholten, sich über den Fall ein Urteil zu bilden.

Zu zweien also saßen sie des Vormittags in der Wohnstube am Tische in der Ecke. Da langte wie von ungefähr der Sohn nach dem Bücherbrett, das gerade über ihm war, und holte die alte Bibel herunter.

„Das schöne alte Buch,“ sagte er, „sehr interessant, noch ein ganz alter Druck.“

„Unser Hausbuch,“ machte der Vater nur so obenhin.

„Ganz richtig,“ erwiderte der Sohn; „weil alles genau darin steht, was unseren Hof betrifft.“

Er klappte das Buch auf und wies auf die Rückseite des vorderen Deckels hin, wo dicht untereinander in sonderbaren alten Schriftzügen alle die Eintragungen aus alter Zeit standen. „Wie der Stammbaum eines altadligen Geschlechts,“ setzte er dazu.

„Viel anders nicht,“ bestätigte der Vater befriedigt.

Der Sohn zählte: „Eins, zwei, drei,“ und so fort . . . „vierzehn Ahnen“ . . .

„Und weißt du, Alban, was das Schönste daran ist,“ fiel der Vater ein. „Daß alles Bauern waren, richtige Bauern.“

„Also keine Mißheirat, wie das selbst in den



Er klappte das Buch auf.

altadligsten Geschlechtern einmal vorkommt? Sogar in Fürstenthümern!“

„Nie, niemals,“ bekräftigte der Alte.

Der Sohn aber fuhr die lange Ahnenreihe von obenher noch einmal mit dem Zeigefinger entlang, und an einer Stelle hielt er inne: „Hier steht doch einmal so etwas wie von einer Mißheirat, wenn man's so nennen darf.“

„Wieso?“ fragte der Alte, nicht wenig erstaunt.

„Wirklich, Vater. Siehst du, hier ist ausdrücklich erwähnt, daß die Anna Rosine Mollers, die deinen Großvater geheiratet hat, nur Dienstmagd war.“

„Wie! Was! Ist mir nie aufgefallen.“

„Kann schon sein, Vater; aber stehen tut es hier wörtlich: Anna Rosine und so weiter, Dienstmagd beim Kohlerbauer.“

„Alle Wetter,“ machte der Vater. „Davon hab' ich kein Sterbenswörtlein gewußt.“

„Das ist doch auch weiter nicht schlimm,“ sagte Alban.

„Nein, nein,“ machte der Alte, aber gleich darauf, als besänne er sich jetzt erst so recht, setzte er rasch zu: „Das heißt, schön ist es nicht; nur daß es wohl mal vorkommt,“ und weiter, als ob ihm plötzlich ein Licht aufginge, brach er heraus: „Hör einmal, Junge, du bist mir aber ein Geriebener. Spielst Theater mit mir? Jetzt weiß ich, worauf das alles hinausläuft . . .“ Der Atem verfezte sich ihm, er fiel in ein schlimmes Husten.

Als er sich wieder etwas beruhigt hatte, hub der Sohn zu reden an, und nun war es, als ob ein ganz anderer Mensch und eine ganz andere Stimme spräche: sanft und milde, dabei doch dringend, ja beinahe beschwörend. Dem Alten lief es kalt über den Rücken herunter, mit staren Augen sah er den Sprechenden an; war es ihm doch, als hörte er wahrhaftig und leibhaftig seine Frau sprechen, die doch seit so langen Jahren drunten auf dem Friedhofe lag . . .

Er hörte auf die Worte gar nicht, nur auf die Stimme, sank immer mehr in sich zusammen, der sonst so starke, selbstbewußte Mann, bis er schließlich in die Worte ausbrach: „Gut, ich tu' es, der Mutter wegen; er soll sie nehmen.“

Da trat der Sohn zum Vater heran, ergriff seine beiden Hände, hob sie auf und küßte sie . . .

Der Alte zog rasch die Hände weg: „Unsiim,“ sagte er; „was tust du, Junge?“

Mit einiger Mühe erhob er sich dann und ging zur Thür. Hier wandte er sich noch einmal um, und jetzt wieder kerzengerade aufgerichtet, so gerade, wie man nur jemals den Stockbauer gesehen, und mit fester klarer Stimme sagte er: „Es bleibt bei dem, was ich gesagt hab'.“ —

Damit ging er zur Stube hinaus und ließ sich weiter nicht sehen. —

Leicht läßt sich denken, wie jetzt dem Alban und wie erst recht dem Wendelin zumute war, als der von dem neuen Willen des Vaters erfuhr. Wendelin wollte in der ersten Freude gleich hinauslaufen zum Hanjelesbauerhof; aber Alban hielt ihn zurück: „Mach ihr ein Weihnachtsgeschenk daraus,“ sagte er.

„Haß recht, haß recht. Das soll es werden,“ stimmte der Wendelin freudig ein.

Alles schön und recht. War nur ein Umstand: was sagte zu alledem der dritte von den Söhnen, Jockel. Hm! Das gab wohl noch Schwierigkeiten; wußte man doch genau, wie er allezeit bei dem Vater geböhrt hatte, daß der nur ja nicht so tat, wie er jetzt dennoch getan hatte!

Wie stellte sich der Jockel jetzt wohl dazu?

War eine böse Frage; mußte aber alles nichts, es mußte ihm gesagt werden, daß der Vater anderen Sinnes geworden. Während oder bald nach dem Mittagessen wollten ihm die beiden das so sachte beibringen.

So hatten sie sich es vorgenommen, — kam aber anders; denn gewiß, wie er war, hatte Jockel schon gleich über Tisch eine Ahnung von der neuen Lage der Dinge bekommen. Er merkte es schon anfangs daran, daß der ältere Bruder so aufgeräumt und munter war wie nie; merkte es auch daran, daß der andere nachdenklich und selbstzufrieden dajaß, innerlich beglückt davon, daß er den Zwist mit dem Vater aus der Welt gebracht, und noch dazu auf so rasche und eigene Weise. Im stillen lachte der gute Junge immer darüber, und über sein blaßes Gesicht ging es wie helles Abendleuchten . . .

Der Vater war vom Mittagessen weggeblieben. Sie sollten es ihm in den Wald hinaus schicken. Da war er hinausgestapft, daß er seines aufgeregten Gemütes wieder Herr wurde. Zu den Holzjällern wolle er, so hatte er gesagt, weil sie ihm ein paar ausnahmsweise starke Lannen zu verladen und zu Tal zu bringen hätten. Leicht kömmt' es da ein Unglück geben.

Wär' er aber nur besser nicht dahin gegangen! Denn das größte Unglück gab es derweilen daheim . . .

Beim Stockbauer aßen sie gut zu Tisch. Da war's nicht wie beim Kalteherbergbauer oder beim Glendbauer, wo es einen Tag wie den anderen mittags Grüße mit Speck gab; nein, gut und reichlich wurde hier aufgetragen, und lange jaß man da und aß.

Dem Jockel also, während all dem Speisaustragen, und wo die beiden anderen sich so sonderbarlich ausnahmen, war wirklich eine Ahnung gekommen.

Unversehens, als es mit dem Essen nun wohl so allgemach zu Ende ging, während hie und da einer doch noch einen guten Bissen auf die Gabel nahm, hält der Jockel inne. Böß schaut er von einem Bruder zum anderen und fährt dann mit seiner Red' heraus: „Kreuzsacker . . . nun aber wird mir's zu bunt! Was habt ihr beide denn miteinander? Ihr Duckmäuser, ihr!“

Die beiden anderen ließen betroffen ihre Gabeln sinken und schauten wortlos den Bruder an.

„Hört einmal,“ fuhr der heftig fort, „was ihr wider mich getan habt, das will ich wissen.“

Bei dem Wendelin stieg der Unwille auf, aber er schwieg. Dagegen erwiderte der Alban ruhig und mild: „Nichts haben wir wider dich getan; nicht das mindeste. Ich versichere dich.“

Und nun setzte auch der Wendelin, wenn auch nicht gerade ganz so ruhig wie der Bruder, hinzu: „Nur, daß der Vater jetzt einverstanden ist; ich darf die Almei . . .“

„Die Amei heiraten!“ schrie da der Jockel wild auf, und mit einem Sprang er von seinem Stuhl empor, stellte sich dahinter, bog sich weit über den Tisch hinüber vor und schrie die beiden Brüder an: „Wenn ich mir das nicht gedacht hätt! Wißt ihr, was ihr seid? Einer wie der andere? Schufte, Lumpen seid ihr!“

Indem waren auch die beiden anderen aufgefahren; der Wendelin jetzt ganz rot vor Erregung, der Alban blaß, so blaß wie er nie gewesen. Beim Wendelin kochte es, Alban suchte sich mit Gewalt zu fassen: „Ich meine,“ sagte er ruhig wie vorher, „das mit der Amei ginge dich doch am wenigsten an.“

„So? Meinst du?“ schrie ihn der Jockel über den Tisch hinüber wild an. „Ist dir's auch gleich, was du für eine Schwägerin hast, das sage ich dir, mir schon lange nicht. So eine . . .“

„Was sagst du da?“ fiel ihm der Wendelin ins Wort, jetzt seinerseits wild werdend. Mit starken Schritten kam er um den Tisch herum



Wäs schaut er von einem Bruder zum andern . . .

und auf den Bruder zu, der währenddem einen behenden Griff nach dem Tisch gemacht und nun dastand — das Messer in der Hand.

Vor dem blanken Messer wich Wendelin zurück, aber in sinnloser Wut drang der andere weiter auf ihn ein. Der Alban wollte sich dazwischen werfen, aber schwach von Körper, wie er war, wurde er leicht beiseitegedrängt.

Wendelin stand jetzt unweit der Tür, mit

rollenden Augen, keuchendem Atem, die Fäuste geballt. Da strich er wie von ungefähr an des Vaters Gewehr. Fertig zur Jagd gerichtet, lehnte es hier an der Wand. Ohne sich weiter zu bestimmen, griff er darnach.

„Um des Himmels willen!“ schrie da Alban auf ihn ein, warf sich noch einmal zwischen die Streitenden, rang keuchenden Atems mit beiden. Da — unversehens — ein Schuß, Knall, Rauch — ein Fall von schwerem Körper . . . das große Unglück war geschehen . . .

Die Leute kamen herzu, nach dem Doktor wurde gerufen und geschickt . . . es hat keiner mehr helfen gekonnt.

Jockele war tot, die Kugel war ihm unten vom Kinn her durch den Kopf gegangen.

Wendelin war währenddem weggerannt. Wie von Sinnen war er. Nur den einen Gedanken hatte er: sie sollten ihn nicht fassen; er wollte sein Leben nicht verlieren. In die Welt wollte er, sich irgendwo verstecken, sich verkriechen wie ein Stück Wild . . .

Aber seltsam, so gut er doch die Gegend kannte, jeden Weg und Steg, jeden Ackergrund und jeden Wiesengrund, jedes Waldstück, jeden Erlensbusch rings in der Runde, er fand sich bei den irren Sinnen nicht zurecht, fand sich im Silzachtal nicht aus, kam immer wieder dahin zurück, wo er schon gewesen, und mit einemmale, ohne daß er's wußte noch wollte, trat er aus dem Tannenstück heraus, das zu des Hanselesbauern Hof gehörte, und was sieht er da? Dicht am Waldrande steht jemand auf den Acker gebückt und arbeitet in den Furchen . . .

Die Amei . . .

„Wendelin!“ schrie sie auf; „wo kommst du da her? Wie schaust du aus?“ —

Was die beiden dann miteinander geredet, das kann keiner erzählen. Vor Gericht hat die Amei ihre Aussage darüber verweigert. Die Richter waren wohl sehr bedenklich deswegen, haben sich dann aber doch drein gefunden.

„Zur Sache nicht erheblich,“ so hatten sie erklärt . . .

In Wahrheit mag es aber doch etwas sehr Erhebliches gewesen sein, denn was geschah? Der Wendelin lief nicht weg, um sich irgendwo in der Welt zu verstecken. Nein, nach Freiburg ging er, um sich dem Richter zu stellen. Kam dann vor die Geschworenen und wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. —

*

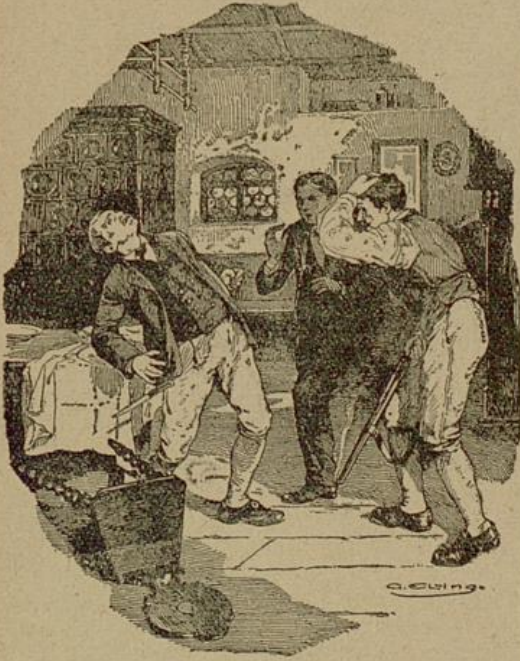
Der Doktor hatte seine Erzählung beendet. Still saß er da und ernst blickte er drein.

Auch der Hinkende machte ein nachdenkliches Gesicht, und eine Weile war's so still zwischen ihnen, daß man deutlich die Abendglocke bis von Neustadt her, das doch so weit ab ist, vermeinte herüberhallen zu hören.

Endlich hub der Hinkende an: „Doktor, was
Ihr einem da erzählt habt, das ist richtig:
es war eine gar schreckliche, eine grausige Be-
gebenheit. Indes — ein Brudermord war's
nicht.“

„Im Lande wird es so genannt,“ wandte
der Doktor ein; „noch nach beinahe dreißig
Jahren.“

„Mag sein, weil wohl keiner mehr so recht



Ein Schuß . . . das große Unglück war geschehen . . .

den Zusammenhang kennt, so wie Ihr ihn
kennt. Mord ist anders.“

„Das ist schon wahr, aber die Leute im Tal
bleiben einmal dabei.“

Nachdenklich meinte da der Hinkende: „Nun,
es liegt auch etwas Wahres darin . . . in
Wirklichkeit war's aber auch nicht einmal ein
Totschlag; auch der ist noch anders . . .“

„Sondern?“

„Fahrlässige Tötung war es. Daher wurde
auch, Doktor, die im Verhältnis geringe Strafe
ausgesprochen!“

„Das nennt Ihr geringe Strafe, Hinkender!“

„Wohlgemerkt — im Verhältnis geringe!“

„Drei Jahre Gefängnis!“ fuhr der Doktor,
ganz aus dem Haus, fort. „Man stelle sich nur
einmal ernstlich vor, was das heißt! Dreimal
hintereinander nichts wissen von Frühling und
Sommer, Herbst und Winter! Und noch dazu
für einen Bauer, für den doch unser Herrgott
die Jahreszeiten noch ganz besonders gemacht
hat. Das war hart.““

„Zugegeben, ja! Aber es ging auch um einen
Bruder.“

„Freilich; aber es war doch nur ein unglück-
licher Zufall. Der Mensch war so gut wie
unschuldig!“

„So gut wie unschuldig? Nein, Doktor,“ er-
widerte mit ernstem Gesichte der Hinkende;
„das kann Euch keiner zugeben: eine Schuld
hatte er doch. War das wirklich in der Ord-
nung, war es gut und recht von ihm, nun
gleich zur Flinte zu greifen, just weil sie hinter
ihm an der Wand lehnte?“

„Notwehr, Notwehr, Hinkender! Habt Ihr
denn das Messer vergessen von dem anderen?“

„Notwehr! — Ja, so werden die Geschwore-
nen wohl auch gemeint haben. Aber war denn
die Notwehr — nötig? Ja, Doktor, nun lacht
Ihr gar dazu; aber im Ernst: konnte der
Mensch, der Wendelin, nicht einfach weglaufen?
Warum nicht? Ist ein anderer über die Maßen
aufgeregt, voll Zorn und Wut, — gibt's da
etwas Gescheiteres, als daß man ihm aus dem
Wege geht? — Seid Ihr denn so: Bandelt
Ihr denn mit einem Trunkenen an? Beileibe
nicht! Fein um ihn herum geht Ihr. Ist aber
ein aufgeregter, ein zorniger und wütiger Mensch
etwas anderes — Doktor, das müßt Ihr doch
besser wissen als irgendeiner — etwas anderes
als ein Trunkener?“

„Hm, hm,“ machte der Doktor; „mag schon
so sein.“

„Und nun gar an solch einem Tage!“ fuhr
der Hinkende fort, „wo ihm so frohe Botschaft
wurde: er dürfe seinen Schatz heimführen? —
Die ganze Welt hätte er da umarmen, alles
vergeben und vergeben müssen. Anstatt dessen
wird er wütig, weil ein anderer es war und
der ein wenig die Nase rümpfte über die Schwä-
gerin . . . war das recht? — War der andere
nicht soweit Herr über sich, so mußte der Wen-
delin es eben sein; er erst recht, als der ältere
und der am besten dran war. Es ist wahr:
des Menschen Herz, es ist von Natur aus voller
Eigensucht und voller Herrschsucht; aber dafür
glimmt dem Menschen auch wieder nicht um-
sonst der Gottesfunken in der Brust. Wer wohl
ist der stärkste Herrscher in der Welt: Der sich
selbst beherrscht! — So, und nach der Predigt
da, sagt einem, Doktor, noch das Weitere. Drei
Jahre sind bei alledem nicht die Ewigkeit. Was
wurde weiter von allen denen auf dem Stoc-
bauerhof? Soll der Hinkende die Geschichte in
den Kalender setzen, so muß er notwendig das
wissen. Wer erst soweit im Lesen gekommen
ist, der brennt darauf, auch das letzte und aller-
letzte Ende zu wissen — und darf's verlangen
auch für sein Geld. Von der Art neumodischer
Geschichten, wo sich jeder nach Belieben das
Ende denken kann — davon ist der Hinkende
nie ein Freund gewesen . . .“

„Dann also hört,“ und damit brachte der Doktor seine Erzählung zum Schluß, „was weiter wurde: Der Wendelin machte seine Strafzeit nicht voll ab, sondern guter Führung halber ward er um ein Jahr eher entlassen, kam heim, half noch den Vater begraben, der es gerade noch so lange ausgehalten als einsamer Mann auf dem großen Hofe, und dann führte er die, um die er all das viele Leid hatte tragen müssen, heim. Aber auf dem Hofe litt es ihn nimmer; verkaufte ihn unter Wert, fand sich mit dem Bruder ab und ist dann fortgezogen, nicht gerade weit in die Welt — wie er es einmal vorgehabt —, aber doch außer Landes, wo sie von alledem nichts wußten, ins Allgäu hinein. Niemand hat dann hierzulande mehr von ihm etwas gesehen noch gehört. Vom gelehrten Bruder Alban hat man späterhin ab und zu etwas vernommen. Ist richtig ein Professor geworden, wie er im Buche steht. Im Sitzachtale aber hat ihn keiner mehr zu sehen bekommen. . . . Und was am Ende den Hof angeht, wo das schreckliche Geschehnis vor sich gegangen ist, Ihr habt ihn ja liegen sehen, Hinkender, stattlich schaut er von außen ja immer noch aus, — aber sonderbar ist's: innen hat es seit dazumal weder Frieden noch Glück gegeben. Dreimal hat der Hof seitdem den Besitzer gewechselt. Just eben ist er wieder feil.“ —

Der alte und der junge Kopf.

Zwei Bauern besuchten einst in einer Stadt die Anatomie, das heißt das Haus, in welchem die Studenten an Leichnamen den Bau des menschlichen Körpers lernen oder doch lernen sollen. Auf einem Tische standen zwei Schädel, wovon der eine einem Kinde, der andere einem Erwachsenen angehört hatte. „Wem mögen diese wohl auf den Schultern gestanden haben?“ fragte der eine. „Dem berühmten Goethe,“ sagte der Student. „Na, na,“ sagte der Bauer, „der hat doch nicht zwei Köpfe auf einmal gehabt?“

Der andere aber, der seinem Kameraden aus der Klemme helfen wollte, stieß ihn mit dem Ellbogen in die Seite und sagte: „Du Dummkopf, der kleine Schädel stammt aus des Mannes Jugend, da er noch ein Bube war.“

Als der Binken-Thedori ein Weib genommen.

Von Paul Körber.



hieß der Zinken-Thedori, nicht etwa wegen seines Gesichtszinkens, sondern weil er in der Ortsgemarkung „der Zinke“ seßhaft war.

Sein Glück war einzig sein Hüßli. Er trug's zwar nicht auf dem Rücken, wie es die Deckelschnecken tun; aber im Verhältniß der Größe war es so ein Schneckenhüßli.

An einer Halde hing es, über dem Ort, aber etwas unterhalb

des Gemeindewaldes. Das war komisch. So hatte er zur Arbeit wie zum Schöpplilupf die gleichen Wegzeiten, und er fand immer wieder die geeignete Mitte mittelmäßiger Geseßtheit, wenn freilich es oft auch harzte. Er verlumpte keineswegs.

Seines Hüßlis Lage erinnerte wiederum an ein Starenhüßli, lehnte es doch an der Halde, wie diese oft an einer Giebelmauer lehnen, als hätte es ein Windstoß dahingeweht, als würde ein Windstoß es sich eines Tags wieder holen. Auch so ein Luftbau war es, ein Brettverschlag.

Dergestalt Schnecken- und Starenhüßli, auch bloß einen einzigen Einschlupf bot es, wie diese. Das war aber für den Zinken-Thedori grad Sach' genug, kommt' er um den richtigen Einlaß doch nicht verlegen sein, wenn er zeitweilig mit einem Doppelgeschau anwalzte. Wohl, — der Schöpplilupf! Er hatte dann immer noch Müß' genug, sich in diejer Doppeltür zurechtzufinden. Glücklicherweise hatte er für solche Zeiten auch ein Kagenloch parat, durch das er dann sein Messli schlupfen ließ, derweilen er durch das Türloch schob, und er erlebte wenigstens mit selbigem keinen Zusammenstoß, während es der Anstöß' an Balken und Wänden so genug absekte. Als Quartalsvergnügen leistete er sich dann freilich

einen Drang-Utan, der wollte dann zu keiner von beiden Lücken ein.

Unter den Umständen kam dann allemal sein betagtes Mütterli zum Hüßli aufgeschlupft und erbarmte sich des Ungetüms. Es war keine Kleinigkeit. Aber es tat's und hatte den „Bueb“, wie es den vierzigjährigen Thedori immer noch nannte, unter Dach, und er konnte sich wieder nüchtern schlafen.

Und die gesegnete Mitte der Geseßtheit war andern Tags wieder erreicht.

So war sein zweites Glück eigentlich sein Mütterli.

Er hätte freilich können des Mütterlis Unglück sein. So, wenn es sich gegen seine Affenschleikerei aufgelehnt hätte. Es hatte es ja auch zu Anfang lange Zeit probiert. Aber als mit den Jahren das Affli wuchs und schließlich zum Affen wurde, da ward es nimmer Meister über ihn und gab klein bei. Und so verstand man sich jetzt schon lange Jahre.

„Es muß halt ein jeder Mensch seinen Gespannen han, das Affli ist nun einmal der seinig,“ hieß seit der Zeit ihr Trost. Damit erhielt sie freilich ihrem Hüßli ein kostbares Gut, den Frieden. Und so war sie eineweg eine gescheite Frau, so einfältig sie sonst auch war, eine in niederem Tagwerk bereits wieder erdwärts wachsende.

Der Thedori wußte aber auch, was er an ihr hatte, und trat ihr nie zu nah. Er kannte ja seine Schwäche gar wohl und war darum seinem Mütterli nur dankbar, daß es ihm so entgegenkam. Und er fuhrwerke als Entgelt mächtig im Gemeindefeld umeinander beim Holzen und trug so allezeit seinen anständigen Tagelohn heim. Die beiden hauseten unter gegenseitigem Respekt eineweg.

Aber es nimmt alle Herrlichkeit ein Ende, ob sie nun eines Fürsten oder eines Holzmachers Herrlichkeit ist. Eines Tags, als er heimkam, fand er das Wibli tot, von einem Schlägli überrajcht.

Das war dem Wibli eine gütige Ablösung gewesen. Ihm war es eine Burdenlast. Mit der Mutter Tod hatte er ja keine Hüserin mehr.

Die kam ihm auch nicht zurück, als er nun Affli um Affli heimzuschleppte, den Verlust zu verbeißen, wenn er ihn doch nicht ersetzen konnte. Aber schließlich mußte er sich eineweg nach einem Erjah umluegen. Also kam er mit vierzig Jahren noch ans Wiben.

*

Mit vierzig Jahren erst kam der Zinken-Thedori ans Wiben.

Das war keine Kleinigkeit für einen, der um das Wiberfolk nie viel gegeben, der eine würdige Vertretung des Wiberfolk's sein Lebtag einzig in seinem Mütterli hatte gelten lassen.

Liebe war ihm allezeit etwas Fremdes gewesen und hatte sein Herz nie berührt, als bloß die Liebe eines Kindes zu seiner Mutter.

So dachte er auch jetzt nicht an Liebe, derweil er in seiner offenen Ehrlichkeit sich auch einer solchen wohl gar nicht fähig hielt. Und doch mußte er ans Wiben jetzt denken. Er heiratete sich drum einfach bloß eine Hüserin. Nur daß sein Sächli getan und versorgt war wieder wie ehemdem. Mehr Ansprüche hatte er nicht. Nur daß man ihn weiterhin in Ruh' ließ in seines Herzens Einsichtigkeit.

Lange Zeit hatte er bei diesen allzu bescheidenen Ansprüchen auf die Schan müssen gehen. Endlich aber hatte es doch geklappt. Zwar ein Maidli hatte er keines ergabelt. Aber hatte er denn ein solches überhaupt wollen? Eine Witib führte er vielmehr in sein Sächli als Sachwalterin ein. Es war die Moserin aus dem Wildtal, die das Dienen leid war, wo sie doch schon einmal eine eigene Herrschaft geführt hatte, wenn es auch bloß aus einem Mannevolk, zwei Geißen und etlichen Hühnern bestanden hatte.

Und sie waltete gut. Diffidomini noch einmal! Ein junges Weib ist halt in seiner Geleichigkeit immerhin kein altes. Sie stellte zwar anfangs alles auf den Kopf, aber darnach saß auch alles aufs Dippeli auf seinem Fleck, wie aße neu. Es war in dieser Armseligkeit geradezu ein Staat, wie das alles glitzte. Vielleicht deswegen ein Staat, weil der Glanz aus äußerst beschränkter Armseligkeit vorlugte. Und alles in allem nestete auf einmal wärmliche Behaglichkeit sich ein.

Der Thedori war natürlich auch nit auf die Augen keit. Er sah das alles und war schon zufrieden damit. Ja, noch mehr. Er lebte sich in diese neue vorsorgliche Wirtschaft gar bald und recht tief ein. Und es war ihm, als wär' es nie anders gewesen. Diffidomini! Was hatte er doch eine gute Partie gemacht.

Da schleppte er aber wieder einmal einen mordsmäßigen Affen heim. Nun war ja das Wib von dieser seiner Schwäche vom Hörensagen eineweg unterrichtet gewesen. Wo es ein solches Ungetüm mit Augen sah, war es doch ob dem ungemüthlichen Gesell gar wüßt erschrocken. Und es hatte gar keine Lust, ihn in das Hüßli zu betten. Vorab, wo alles so im Glanz, im Schick war.

„Ein Aff' gehöret in den Stall, aber in kein Bett,“ sagte es kurz angebunden. Und um sein Wort wahr zu machen, bettete es in eben solcher Kurzangebundenheit den Affen auch allsogleich in den Schopf. Weil nun aber der Aff' ein unzertrennlicher Kumpan vom Thedori war, so mußte es mit dem Affen wohl oder übel auch den Thedori in den Schopf betten. Das ging nun einmal nicht anders. Es war eine Herkulesarbeit, eine Schinderei.

„Sodili! wenn d' wieder mornder morgen ein Mensch bist, kommest auch wieder zu mir in d' Stube,“ sagte es dann, mit seiner Leistung zufrieden. „Er wird sich's merke,“ zwinkerte es klug mit den Augen, in listiger Schläue.

Der Thedori machte am Morgen ein mordsmäßiges Geschau, als er sich da im Schopf zwischen Streu, Rißig und Schitliholz wiederfand, was ihm noch nie geschehen war. Sein Kopf lag in einem alten Hasen eingebettet, daß er erit meinte, er hätt' seinen Fiiirwehrlhelm auf. Die Füß luegten durch die Lattenlücken zum Hüsliminn, als wollten sie dem nun wieder ein „Grüß Gott“ sagen, wo ihr Oberst nächtig das „Behüet Gott“ vergessen hatte. Und sie hielten aus zwei Aegerstenaugen ein scharfes Geschau, derweil der Thedori seine verpechten Fensterli einmal ausrieb. Er glaubte nicht anders, als er sei nächtig halt einfach verkummen. Er muß' die Fensterli eineweg gleich ganz sperrangelweit aufreißen.

Sein Wib war ja kein dummes und wollt' ihn nun auch gleich ganz gründlich kurieren. „Daß er sich's auch ganz sicher merkt,“ brachte es ihm am Morgen früh den Kaffee: „Da hät der Aff' seine Tränke. Bist aber ein Mensch wieder, kommest auch wieder zu mir in d' Stube.“ Sagte es und war schon wieder drauß.

Diffidomini! jetzt wußte er freilich, wie er in den Schopf gekommen war. Die hatte ihn zu Abend da eingeschleitt. Diffidomini! das war ja eine kaibisch Resolute. Diffidomini! das gefiel ihm aber keineswegs an ihr. Und gradaus, wie er war, das muß' ihm gleich in Ordnung kommen, auf der Stell'. Er nahm denn sein trotz dem nächtigen Unfall nit verheites Klappergestell, so liederlich es jetzt auch beieinander war, zusammen und stellte sein Wib kurzweg zur Red'.

„So eine Behandlung will ich mir verbeten han.“

Was sie ihm denn getan hätt'? Sie könnt' sich an nix erinnern.

Jetzt, wenn er so etwas mußte hören. „Aber ich erinnere' mich,“ fauchte er schon wütig. „Wie sollt' ich denn sonst in den Schopf kummen sein, als durch dich? So eine Behandlung will ich mir verbeten han. Einfach! Punktum! Diffidomini!“

„Einfach: ein Aff' ist ein Vieh, und ein Vieh ghört in den Stall. In den Stall aber bringet man halt eine Tränke.“ Das sei einfach selbstverständlich. Und so sei sie's ihr Lebtag gewohnt, die sie so viel in den Ställen umeinander leit sei.

„Und ich bin es gewohnt, daß man mich in ein Bett leget,“ verteidigte er sich.

„Ein Vieh gehört in den Stall und in kein Bett.“

„Der Aff' ist kein Vieh, der ist mein Gespan. Und ein jeder Mensch hat einen Gespanen, hat die Muetter selig als gesagt, und so will ich ihn auch als Gespanen behandelt wisse.“ Ob sie sich sell merkt?

Wohl, ein jeder Mensch brauch' einen Gespanen, und drum hab' sie den Thedori auch gehiiraten. Aber so beanspruch' sie jetzt auch in Thedori ihren Gespanen, indem er sich ins Bett neben sie legte und nit ein Aff'. Sell sag' jetzt sie, und ob er sich sell jetzt auch merken wollt'?

Sie hätt' doch von allem Anfang gewüßt, daß er so sei. Warum sie ihn denn überhaupt genommen hätt'?

„Weil ich einen Mann han wöllen. Und der Mann gefallet mir auch. Aber der Affen an ihm gefallet mir nit. Und wo ich es Favort von ihm krieget han, han ich's ja auch von einem Mannevoll überkriegt und nit von einem Aff'.“ Oder ob er meinte, daß er sellmal in einem Affen gewese sei?

Sagt wöll' es ihn so bedunke, nachdem er sie ase kenne gelernt hätt'.

Dann woll' sie ihn jetzt dafür nüchtern mache.

„Jetzt drum mit dem Aff' will ich nix zu tuen han,“



Er suchte beizugeben, denn sell Wort vom Gernhaben gefiel ihm eineweg.

und nur mit dem Mann. Der Mann an ihm ist mir nach wie vor lieb, aber der Aff' soll mir g'stohle werde, und er kummet mir nit ins Hus.“

Diffidomini! das war ein deutlich Wort.

Er suchte beizugeben, denn sell Wort vom

Gernhaben gefiel ihm eineweg und hatte ihm wieder geschmeichelt. Sie hatte ja auch alles so schön imstand. Und der Kaffee schmeckte in der warmen Kuchi eineweg besser als im kalten Schopf. Im wüßen süeren Bett aber schlief es sich auch um vieles angenehmer. „Ich bin nun einmal, wie ich bin,“ sagte er verlegen.

„Und so bin ich halt auch, wie ich bin,“ sagte das Wib.

Diffidomini! da stand er am Ende mit ihr. Das war jetzt schon ein Gegensatz.

Nach einem guten Kung meinte er: „Man muetz doch auch ein wengeli nachgebe könne, ich han doch nächtig auch nachgebe, sonst hättest mich schweren Kerli doch gewiß nit an Blas' bracht. Und nitandem! ich bin doch auch sonst nit ohne.“

Nächtig aber sei er „mit“ g'wese, und sie hab' genug an dem einen Mal. Was sich in einer Gh' gehörte, wüßf' er halt nit.

Er hab' halt ein wengeli spät gehüraten und so müßt' sie jetzt schon ein wengeli Nachsicht mit ihm han. Es kām' ja auch nit allzuoft vor. Alle Vierteljahr vielleicht einmal! Er gäng' ebe mit de Jahreszite.

Ringer auch noch mit dem Mond, dann wünsch' sie ihn gleich auf den Mond. Ob sell mit dene Vierteljahr denn auch im Kalender stände?

Im Kalender ständ' es nit, aber es sei sein Vorsatz.

Seiter wann?

Seit hüt!

Der Vorsatz sei guet. Ein gueter Vorsatz sei überhaupt nie schlecht, aber bloß, wenn er auch gehalten würd'. Sonst aber sei er liederlicher als liederlich, grad' wie ein Aff'. „Jetzt eineweg Vorsatz und Nachsicht? Vorsicht hätt' ich sollen han. Jetzt, wo ich sie nit hatte, Nachgeben und Nachsicht, sell könnt' ihm freilich passen. Aber mir paßt es nit. Jetzt, wo ich sie nit hatte, soll er jetzt nachgeben, und soll's glei gar nimmi tuen. Dann will auch ich nachgebe und will ihm verzeihen.“

Da war er sluttweich und versprach, einen Versucher zu machen.

*

Und er machte den Versucher, bis der Versucher halt wieder an ihn kam. Da hatte er aber auch dem ein Ohr, wie er jetzt seinem Wib eines gehabt hatte. Er brachte wieder seinen Gespannen heim.

Da fand er die Tür gleich verschlossen und fand auch den Schopf verschlossen. So machte er einen Lärm wie bloß ein Affenwieh ihn macht. Eineweg ging kein Schopf und kein Hüßli auf. Er nahm Anrenn und plogte mit seinem Affengewicht gegen die Türen. Eineweg ging kein Schopf und kein Hüßli nit auf. Da keite er schließlich vor Müede grad hin, wo er stand

und schlief ase seinen Nachtschlaf, — ohne Zudecke. Doch er konnte sich eineweg nit vertüßlen, denn er hatte ja seinen Gespannen bei sich, — den Affen.

Jetzt am Morgen wartete er auch geduldig, bis man ihm wieder seine Tränke bringen tät'. Aber man brachte ihm dermal keine. Und es ging auch keine Türen auf. Aber an der Gang-



Er kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

tür hing ein Zettel, darauf stand: „Die Affen schlafet auf die Bäum' und eine Tränk' bringt man ihne auch nit, es sei denn ein zahmer und kein so wilber, wie nächtig. Die wilbe müße selber luege, wo sie eppis z' fresse kriege. Es Euse finde sie ja auch selber. Notabene: ich han's dick. Wenn du so fortmachest, kauf' ich mir ein'n Strick.“ So stand auf dem Zettel.

„Schribe kann sie auch noch? Und sie schriibt, wie sie schwächt! Da han ich ja einen Advikaten gehüraten.“ Er kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

„Sie will dir z' ängste mache,“ sagte er dann nach einer Weile, da er sich vom ersten Schreck erholt hatte, und trat ins Hus, das jetzt offen stand. Denn sein Wib war ihm erst zwischen Nacht und Morgen auf und davon. Er wollte sich dennoch nichts vergeben und brüllte auch gleich, in Anspielung auf das Geschriebene, und hoffte, ihr die Fiduizen beizubringen, die sie mit dem Geschriebenen doch offenbar ihm hatte bei-

bringen wollen: „Ich geb' dir den Hanf zu deinem Strick. Kumm her, wenn d' eppis willst.“ Und er wartete.

Aber er hätt' können lang' warten, denn es kam niemand.

Alsgemach lief er durch die Kuchi und die Kammer und den Schopf, und er fand grad alles leer.

Da packte ihn Jammer und Mut in einem. „Durbrennt ist sie, durbrennt! und lasset mich alleinig! O wenn ich mei Muetter numme noch hätt!“

Ein Bierziger rief nach seiner Mutter! Er hätt' besser nach seinem Wib gerufen, denn das war ihm doch durbrennt, und nit die Muetter. Und das nach dem ersten Vierteljahr schon.

Ob er ihr nachlaufen sollte? Das ließ ihm doch der Krattel und die Scham nicht zu. „Der Tüfel laufet seiner Großmuetter nach, aber kein Thedori seinem Wib!“

„Man hufet halt wieder alleinig, wie nach der Muetter selig ihrem Tod.“ Damit glaubte er sich nach der keineswegs geringen Ueberaschung wieder ins Gleichgewicht gekommen.

Bei Tag ging er in den Wald. Da blieb so wie so alles beim alten. Und doch hatte es jetzt schon seiner Unständ' genug. Man brachte ihm zu Mittag kein Essen. Wenn er heimkam „in das kalt' Loch!“, gab's auch da nix zum Löffeln. Wenigstens nix Warmes. Und er muß' eine halbe Stund' früher aufstehn, wollt' er nit ase nüchtern an die Arbeit gehn und einen warmen Kaffee han zuvor. Des Abends kam er wieder eine halbe Stund' oder gar eine ganze Stund' später ins Nest. Und dabei war alles nur notdürftig gemacht, und in einem Stall haupte er jetzt ohne sein Vieh, den Affen. Das war jetzt sein Tag.

Doch auf einen jeden Tag kommet auch allemal eine Nacht. Und war es ein Schinden und Schaffen am Tag, ein Doppelkrasten gleich brauchte die Nacht, um die gedoppelte Tageslast wieder wettzumachen. Zwar der Trog stand ja noch am Platz, aber wie stand er. Die Bettzücke war zu kurz oder seine Füß' waren aufs mal zu lang, — weiß der Schinder! Die Pflügete war gar ein Pflasterwacke, derweil sie doch niemeds geschüttlet hatte. Und der Strohsack erst, der lumpig! Da lag grad jedes Hälmlü überzwerch, dunkte es ihn. So hatte es grad alles darauf abgesehn, ihn zu ärgern, und sein Vexger war denn auch groß.

„Es ist halt ein Fraumensch, ein Wibervolk, ein hinterfürigs!“ suchte er seinem Vexger Luft zu machen. „Oder eher eine Hey', denn es ist grad alles wie verhext!“

Aber der Vexger ward durch solche Schelte auch nicht geringer. Der Thedori trug halt eineweg schwer. Furchtbar schwer trug er.

Sein Wib, das vertlaufene, hatte es indessen auch nicht leicht, denn es war doch nun auch obdachlos. Aber was hatte es sollen machen, wenn es den Thedori doch zwingen wollte, und zwingen wollte es ihn. Trotz dieser Rechtfertigung hatte es dennoch schier eine Reue. Denn fort war sie, wie kam sie wieder zu ihm?

Ob er sie eineweg nicht wieder holt, wo sie ihm alles doch so nett gemacht hatte? Einsteuilen konnte sie ja bei weitläufigen Verwandten unterzuschlupfen. So war sie zur Gottebas gerannt: „Auf ein kurzes B'süecherli“, denn die Wahrheit konnt' sie doch nit sagen.

Dort war natürlich viel Aufmerkens für die „neu Hürot“, — auf einen Augesblick. Als man glaubte, alles zu wissen, kam es schon wieder auf ein „B'hüet Gott!“ hinaus. So saß sie denn auch am Tischel und nit an der Tischseite. Die Nacht aber nahm sie auf der Kunst fürlieb, — und eine Ofenbank ist nun einmal keine Bettstatt. „Er wird nachkumme, denk' ich,“ log sie, in der Hoffnung, daß er sie heimholt, wenn er sie mangelt. Aber so ganz sicher war sie doch nicht. So hatte sie wohlweislich noch angehängt: „Denk' ich.“

Aber wer nit kam, das war der Thedori, so sehr er sie mangelte. „Die Hüind' laufen einander nach. Und wenn ich kumm, so weiß sie, daß man sie mangelt. Sie aber soll mich mangle.“ —

Und sie mangelte ihn ja freilich, wie er sie auch mangelte, denn sie hatte sich ja schon an ihn gewöhnt, wie auch er sich an sie gewöhnt hatte. Und er war ja auch ordentlich, wie sie ordentlich war, man konnte „einander bruche“. Man ging jetzt gegenseitig an ein Abwägen der Vorzüge.

Die Schattenseiten traten da von selber in den Hintergrund. Wenn er doch auch bloß 'kommen wär', sie wollt' ja schon vergessen haben. Aber ein Kommen ließ ihm der Starrkopf nicht zu. „Sie ist fortgelaufen, da muß sie auch wieder herlaufen,“ meinte er trohig. Als sie nicht mehr ein und aus wußt', meinte sie: „Sonst laufe doch all' die Manne dene Wibere nach und nit die Wiber de Manne, kann's denn nit auch bi üs so sein? Darf ich überhaupt wiederkumme? Ist es überhaupt schicklich?“ Daß allemal das schicklich ist, was einem das Herz eingibt, jell wußte sie noch nit.

Aber da fiel ihr ein anderer Ausweg ein. „Sell Nachlaufe der Manne ist all' vor dem Hochzit. Nach dem Hochzit ist es schint's anderst.“ Wo sie jetzt also Entschuldigungen gefunden hatte für das, wozu sie ihr Herz trieb, machte sie sich doch auf den Weg. „G'wiß ist dormal umfehrt auch gefahre,“ brach ihr der letzte Widerstand, und sie sah sich auf einmal vor dem Hüskli. Aber doch klugerweise zu der Zeit, wo er auf Arbeit war.

So konnt' sie sich's ja dann immer noch überlegen. Zunächst luegte sie einmal durch das Schlüsselloch. „Jesses Gott! was eine Sauerei! Das Unterst' ist zu überst'!“

Ums Umsehn hatte sie dann in den Sack gelangt, nach dem Schlüssel. „O du lieb's Herrgöttli!“ Den Schlüssel hatte sie ja nit. Das Schlüsselrecht hatte sie ja abgegeben mit ihrem Durchbrennen. Au den Verlust hatte sie auch nit gedacht, und er tat ihr jetzt doch weh. Da stand sie nun vor ihrer eigenen Sach', wie ein Bettler vor fremder.

*

Aber da ging sie schon auch um das Hüslü herum und klinkte an der Hintertür'. Die war all bloß verstellt, und sie hatte wohlweislich vor dem Durchbrennen den Riegel absichtlich „verheit“ und sich so ein Hintertürli geschaffen. Wohl, so schlau war sie gewesen.

Es tat ihr gut, den Thedori so auf doch gewiß erlaubte Weise hintergangen zu haben. „Wenn er jell wüßt!“ Und sie schlupfte ins Hüslü. Und schuf auch gleich Ordnung. Sie bettete ihm und wäschete ihm auf. Sie segte ihm und sie küstete. „Es ist doch eineweg ein schönes Sächli,“ meinte sie mit Wohlgefallen. Sie kam sich im Hantieren grad noch einmal „aße frisch g'hüraten“ vor.

Aber was sie jetzt machte, wo er alle Augenblicke heimkommen konnt'? Am liebsten wär' sie ja dageblieben, und es kam ihr ein abermaliges Fortgehen doch recht schwer an. Wie ein Verrat an der schönen Sach'. Wenn sie nur auch gewüßt hätt', was für ein Gesicht er machte, wenn sie so aufs mal dastände? „Einen Mummikopf oder ein Sämmli- oder gar ein Affeg'sicht?“ Wo sie sich das überlegte, hatte sie schon auch keinen Mut mehr. Und hatte doch im Durchbrennen und vorher schon so viel Mut getätigt. Aber dort war sie halt gekränkt gewesen, und jetzt war sie bloß krank — krank am Heimweh nach diesem Hüslü!

Dennoch fand sie ein Zuwarten besser. Sie könn't ja auch auf einen Tag zum Bläsibur ins Dorf 'nabgehn und um Arbeit fragen und dann immer wieder kommen, — wenn es Zeit war. So wüßt' der Thedori zudem nit, wo sie geblieben, und es würd' ihm doch gewiß endlich einmal Angst. Und dankte eines Tags Gott im Himmel, wenn sie wieder „wie vom Himmel feit“ dastände. Wohl, sie geht noch einmal.

„Wohl, so ist's besser!“

„Und gewiß mangelt er mich jetzt erst recht, wenn er auf einmal alles so nett ordlig findet.“ Und sie wird es ihm jetzt alle Tage so ordlig mache, bis er sie wieder holt, bis er sie heimholt. „Wohl, es ist doch besser so.“ Und sie verließ abermals ihr Hüslü, aber heimwehkrank nach dem Hüslü.

*

Der Thedori hat freilich Augen gemacht, wie er ins Hüslü eingetreten. „Diffidomini!“ Augen wie an jenem Katzenjammermorgen nach jener Affennacht im Schopf.

„Diffidomini! was ist jetzt auch dees?“ Erst blieb er ein Rüngli stehn, ob nicht jemand auf ihn zutram. Es kam aber niemand. Danach luegte er umeinand, ohne vom Fleck zu gehn, ob er wenigstens nicht etwas sieht. Und er sah halt auch niemanden und hatte jetzt doch ein ganz nüchternes Geschau.

Er meinte, das gehöre jetzt dazu, und er wär' gewiß recht busper gewesen, wenn bloß jemand dagestanden hätte. Da dies nicht der Fall, fühlte er sich ein wenig enttäuscht. „Sie ist eine Her,“ sagte er dann eineweg mit Wohlgefallen . . .

Er ging am Abend früh zu Bett. Luegte aber vorher doch einmal ums Hüslü umeinand. Und er hatte vorher noch einmal Ordnung gemacht, was immerhin kein kleines Opfer für den Thedori war. Aber er hatte es getan — wahr und wahrhaftig! Diffidomini!

Es zeigte sich niemand. Also kroch er früher ins Bett als sonst. Und schlief dann die Nacht in dem süßer und frisch gemachten Bett-trog eineweg recht guet.

Sein Wib war beim Bläsibur tatsächlich zu Arbeit gekommen. Dem war zufällig die Magd durch'gangen, und so deckte jetzt einmal ein Durchbrennen das andere. Er aber war recht froh um den Zulauf, wie er um den Fortlauf recht liebzig war. Er fragte nicht weiter: Wieso?

Es aber richtete dann den Feldgang so ein, daß es auf einen Augenblick wieder ins Hüslü schlupfen konnt' und konnt' Ordnung schaffen wie am Tag zuvor.

„Er mueß dich mangle, er mueß! Wenn er dich erst einmal manglet, dann holt er dich auch.“ Sie glaubte daran in Gewißheit. Denn sie wüßte doch, wie gern er eine Ordnung hatte. Auch sah sie mit Befriedigung, wie er alles so nett beieinand gelassen. Das bestärkte sie in ihrer Erwartung und machte sie ordentlich froh. „Ich will ihm ja gern verzeihe, wenn ich numme wieder einmal daheim bin — daheim!“

Sie schaffte den Abend recht spät und fragte die Büirin, ob sie nit im Magdbett zur Nacht bleiben könnte. „Der Ma kummt doch auch nit heim. Er nächtet in der Rößhütte. Es lohnt ihm der Weg nit.“

„Warum auch nit. Mir soll's dopplet recht sein, han ich schon am z' Morgen früh die Hilf.“ Also war es der Büirin recht und des Thedoris Wib auch.

Der Thedori sah's natürlich gleich, daß sein Wib wieder gewirtschaftet hatte. Aber daß sie auch wieder „durbrennt“ war? Er pfiß ihr uf das Käsperslißpiel. „Sie ist eine Her,“ hatte er gestern mit Wohlgefallen gesagt. Jetzt sagte

er's mit Bitterkeit. „Das tuet sie nit bloß, mich zu ärgeren. Diffidomini! daß mich ein Wibsbild am Narrenseil führet? Ich narr' sie auch. Ich ärger' sie auch. Diffidomini!“

Sein Entschluß stand fest. Bombenseft. Jetzt bloß, wie man sell macht?

„Diffidomini! wie kummet sie bloß eigentlich ins Hüßli? wo doch alles beschloffen ist? Kein Schlüssel hat sie doch nit?“ Da lugte er nach der Hintertür, und schon auch war alles wohl verrammelt: „Ich tue dir für's Einischlupfe!“

Er hatte jetzt recht einen Spaß. „Was sie für ein Gesicht machen wird? Gewiß ein Gefräß.“

Ob er sie nit abpassen soll?! „Sell wär' ein verlorener Tag. Besser, ich erschaff' ihn mir und verusf' ihn dernach, han ich auch sicher eppis davon.“

Es war jetzt doch allerwege ein recht ungeschirrig' Werk. Die Bitterkeit wuchs zur Gift. „Entweder sie kummet bald, oder sie bleibt ganz fort,“ muttelte er noch in sich hinein. Daß sie ja nun eigentlich nicht kommen konnte, wenigstens während seiner Abwesenheit nicht, derweil er ihr doch den Riegel geschoben, — das bedachte er nicht.

*

Und sie wußte es natürlich wieder einzurichten, daß ihr Weg zum Hüßli führte. Jetzt wurde es ihr aber doch anders zumut. Zu war's! Zu! „Er weist mir die Tür!“ Das hatte sie nicht erwartet, und — was Wunder! — auch sie ward jetzt bitter. Sie war doch eigentlich mit ihrem Gutwollen nur immer weiter von ihm abgerückt. Und hatte doch immer näher zu ihm hin wollen. „Wohl, draußen ist man schnell, aber man ist nit so schnell wieder drin.“ Sie meinte jetzt doch, eine Dummheit gemacht zu haben mit dem Durchbrennen. Aber gemacht war gemacht. Und jetzt war ihr gar die Türe gewiesen.

Und wie sie sich's noch weiter überdachte, kam sie sich ausgestoßen aus ihrem Hab und Gut vor. Wie die Wiber nun einmal sind — sie mußte hülen. Der Tag war doch ein recht bitterer Tag, derweil der gestrige noch voll Hoffnung gewesen. Voll übermütiger Hoffnung.

Ein Obdach hatte sie freilich. Auch brauchte sie nicht zu hungern, wenigstens in den nächsten Tagen nicht. Aber das war ihr jetzt grad ein Bagatell, und sie mücht' am liebsten darauf verzichten und gleich gar nimmer vom Hüßli gehn. Trotzdem sie ausgeschloffen war.

Sie ging eineweg wieder, denn sie fürchtete ein Aufsehnmachen, sagte aber gleich zur Birin: „Nur bis zum Obded, der Ma schloft wieder daheim.“ —

Aber nun fing sie an, sich Vorwürfe zu machen. Wer davonlaufet, muß auch wieder herlaufen können. . . . Zum Fortlaufen hatte sie den Mut

gehabt, warum nicht auch zum Herlaufen, so lang es noch offen gewesen? Dort wär's so guet gegangen, so guet. Sie war ja im Hüßli. Hätte also bloß brauchen drin zu bleiben. Jetzt war sie draußen, und wußt' nicht mehr hinein-zukommen.

Wie dumm doch die Menschen sind, — wie dumm! Sie hülte grad hinaus. Und sie sah „beim Hülen“ nicht mehr des Mannes Unrecht, sondern bloß das ihrig. „Man sollt' halt gescheiter sein, als der Stock es ist, wenn er brechen will, und sollt' können aufhören. Hart gegen hart macht zuguterletzt fluteweich!“

Da fiel ihr auf einmal die vom Manne gelobte Art seiner Muetter selig ein. „Wohl, sell war doch die rechte Art gewesen, ihn zu behandeln.“ Wie gern wollt' sie's jetzt auch so machen, wenn sie nur wieder einmal in die Lage kämt. Wie gern, wenn sie in die Lage kämt. Aber da! — wenn sie kämt!

So war neben seine Schuld nun auch die ihrige getreten. Daß es sich so verhalten könnt', das hatte sie beim Durchbrennen auch nicht gedacht.

Nun kam ihr auch die Auseinandersetzung vor dem Durchbrennen wieder in den Sinn, und dazu meinte sie: „Der Weisheit letzter Beschlus zwischen Mann und Wib ist nit Gerechtigkeit und Rechten, sondern Zudecken und Liebe!“

Da erschrak sie aber doch mächtig. Liebe! Hatte sie ihren Mann denn eigentlich lieb? Was man in Wahrheit liebhaben nennt? Er war ihr zweiter, und so hatte sie schon einen Maßstab. Den ersten hatte sie liebgehabt, wohl! Liebt sie auch diesen? Sie tat ihm freilich alles. Auf's Dipfelt alles. Ist das aber schon Liebe? Alles tun tut schließlich auch eine Magd. Muß ein Wib nit mehr sein als eine Magd? Wohl, sie mochte ihn leiden, aber eine Liebi war's nit, wie hätte sie sonst können durchbrennen? Eine Liebi zieht an, und sie machte sich von ihm weg. Wie hätte sie sonst können über ihn richten? Und das Durchbrennen, das ungelige, von dem alles herkam, war doch ein Richten? ein Urteilen: Du bist schuld! Du hast mich beleidigt! Drum gang ich! Die Liebi aber richtet nit. Die Liebi verzeiht! Die Liebi duldet! Hatte sie übrigens zu dulden gehabt?

Sie fand ihrer Gedanken kein End' mehr. Und doch schienen diese Gedanken ein heilendes Bad zu sein, denn als eine ganz andere wollte sie an diesem Abend zum Hüßli gehn. Erwarten wollte sie ihn — erwarten. Jetzt konnte sie's! So wartete sie ihm denn auch.

*

Sie hatte sich im Gärtlein ein wenig zu schaffen gemacht, damit sie nicht als eine Zulenzerin ihm vor die Augen komme. Was war dies doch eine Liebe, erbauliche Arbeit. Der-

weilen kam er heim und so schritt sie auf ihn zu, als er zwischen den Bäumen sichtbar ward.

Der Thedori stutzte. Er sah wohl: sie hatte gehüllt. Merkwürdig! er hatte noch nie ein Wibsbild weinen sehn, und so wußt' er mit dem Augengewässer eigentlich nichts Rechtes anzufangen. Auch bei seiner Mutter hatte er dergleichen nie wahrgenommen, nicht einmal als es mit ihr zum Sterben ging. Daß Tränen von einem Schmerz kämen, konnt' er sich vollends nicht denken. Aus Wut, im Zorn, vor Gift hatte er „schon gehülen“, aber vor Schmerz? Vor einem Schmerz, ohne daß einem ein Glied weh tat? Nein, das war ihm, dem Thedori, fremd.

So tat es ihm gerade gut, daß er sein Wib in dieser Verfassung vor sich sah. „Also man findet's doch für nötig?“ empfing er's halb im Vorwurf, halb demütigend. Und ging an der Frau vorbei, als ob sie ihn nichts angehe.



Und ging an der Frau vorbei, als ob sie ihn nichts angehe.

„Er hätt' mir keinen Blick!“ Das Weib gab sich einen Ruck, stand kerzengerade, und alle guten Vorsätze und alle Weichheit kamen ins Wanken. Dennoch ging's ihm einige Schritte nach, aber vor dem Hüßli blieb es stehn. „Das sei m e i n Entgegenkomme. Jetzt das sei n i g? Ich will doch sehne.“

Der Thedori zeigte sich kurz angebunden. „Flattiere tue ich dir nit.“ Er warf es ihr zu,

Lahrer Pflanzender Bote für 1918.

wie man einem Hund einen Brocken hinkett: Da, friß!

Auf die Einladung hin biß sie keineswegs an. Sie stand einen Augenblick wie angewurzelt. Dann machte sie langsam kehrtum und hülte wieder ein Wehrüglein voll.

Sie wär' auch zu spät kommen, denn schon ging die Türe wieder zu, und was sie nicht erwartet hatte: die Türe ward von innen verriegelt, — das Wib stand regelrecht ausgegeschlossen.

Das trocknete ihr die Tränen auf einen Augenblick. „Betteln tu' ich vor dir nit,“ sagte es herb. Dann irrte es planlos um das Hüßli umeinander.

Und jetzt sah es klar die Wurzel des ganzen Nebels. Das Hüraten war ein Geschäft gewesen. Bei ihr und dem Manne. Drum konnten sie sich auch nicht finden: sie waren sich fremd. Sie mußten sich aber finden, denn sie waren doch gehüraten. Bis zur Liebe bedünkte sie's doch einen weiten Weg, und sie ersah keinen Weiser zu diesem Weg.

Wie eine angeschossene Rehgeiß jagte sie jetzt durch den Wald. Aber all im Kreis, und zumittst stand das Hüßli, ihr Schmerzhüßli. Sie irrte wie eine Rehgeiß, die einen Quell sucht und kann ihn nicht finden. Ihn hatte sie wollen treffen — und jetzt war sie die Getroffene.

*

Dem Zinken-Thedori hatte sein Weib mit dem Wiederkommen einen laibischen Strich durch die Rechnung gemacht. Er hatte sich doch auf all den vergangenen Merger hin einen wollen antrinken: z'leid! Und das wär' ganz gut gegangen, wenn sie nur auch ausgeblieben wär'. Nur einen Tag. Nur einen einzigen bloß. Danach wär' sie ihm ja zu allen Zeiten zurechtgekommen, wie sie ihm auch zuvor zurechtgekommen wär'. Bloß nicht jetzt. Jetzt hatte er keine Verwendung für sie. Jetzt war sie ihm sogar im Weg.

Das hatte ihn so besonders gemacht. Das hatte ihm so trockenes Wort auf die Zunge gelegt. Er hatte einfach nicht anders können. Diese Gewohnheit war halt älter, als die Angewöhnung an sein Wib alt war. Wenn man halt erst mit Bierzig hüratet, ist man kein Närrsch mehr. Man ist ihn erst recht nicht, heiratet man eine Huserin.

Wenn sie angeklopft hätte, er hätt' ihr allenfalls aufgetan. Aber sie hatte nicht angeklopft, und so konnt' er doch auch nicht Herein sagen, und sie mußt' eben draußen bleiben. „Meinethalb für immer!“ trieb er sich jetzt gar in einen Haß hinein. „Wenn sie doch so ein Stecklopf ist!“

Und er ging jetzt z'leid einen trinken, z'leid! Und beschloß sein Hüßli wieder wie zuvor. —

Dies gewahrte sein Wib aus der Ferne gar wohl, und es sah noch mehr: es ersah, was er vorhatte. Denn er ging zu Abend nie aus. Mit Ausnahme, wenn er einen trank. Dann freilich trank er sich auch einen an. Ein Trinken wollte sie ihm ja schon gunnen. Bloß dies leidige Zubieltrinken, das sie ihm hatte abgewöhnen wollen, und war dabei so elend reinheit, so elend! Es war ein Kummer!

Aber hatte sie vorhin nicht auch dies hinnehmen wollen, wie es seine Muetter selig auch hingenommen? Ob sie ein Zurückhalten versuchte? Ob sie ihn gehen ließ?

Sie hastete auf ihn zu.

Da kam's ihr doch, daß sie beinah' eine neue Dummheit gemacht hätte. Nein, nein! mag er gehen; das andere wird sich finden. So ließ sie ihn denn ziehn. Er aber wußte nicht, daß ein paar scharfe Augen, trotz ihrer Tränen, ihn beobachtet hatten, und er glaubte sie dort, woher sie gekommen war.

*

Das Wib hatte ihn abpassen wollen, ganz gleich, wann er wieder heimkäme. Er kam naturgemäß recht lange nicht heim.

Sie hatte einen starken Willen und hatte viel Kraft, war sie doch an die zehn Jahre jünger. Aber solche Tage setzen dem stärksten Willen und der stärksten Kraft zu. Es fröstelte sie mit dem Dunkelwerden, und sie sehnte sich nach einer Liegerstatt. Da meinte sie, wenn sie wenigstens im Schöpsli wär' und könnte da ein wenig rasten — sein Heimkommen würde sie dann sicher nicht verpassen. Sie würde ihm dann zu Hilfe sein, und es würde dann vielleicht grade dadurch alles wieder gut.

Aber lueg da! der Schopf war ja auch verschlossen! Aber indem sie dies merkte, wußt' sie auch gleich andern Rat. Daß sie daran nicht schon gestern gedacht hatte!

Von der Bergseite her konnte man ganz gut auf den Obertennstock kommen, wenn man bloß ein Leiterli anstellte. Da oben wollte sie warten, indem sie sich ein wenig ablegte.

Und so machte sie's und rastete im Burdenstroh, wo für die Betten erst vor kurzem war hergeschafft worden, und ihr jetzt ein Bett darbot, grad so recht für ein Tränenbett.

Wenn er heimkam, wollte sie dann zu ihm runtersteigen.

Wie sie einmal im Stroh lag, schlief sie auch bald ein.

*

Der Thedori kam wirklich spät. Aber er kam lange nicht in so üblem Zustand, als es sonst der Fall war. Das Zusammentreffen vor dem Schoppengehen hatte ihm eineweg zu schaffen gemacht. So war er nachträglich in Zweifel gekommen, ob es grad so hatte sein müssen, vorab mit dem Abschließen, wo sie doch davor

stand. Ob das gut war, oder ob er's nit auch anders hätt' machen können, gescheiter!

Aber auch er kam zu keiner Klarheit, wie sein Wib ja auch zu keiner hatte kommen können. Vor allen Dingen, meinte er halt doch, er sei der Mann, und das Mannevolk hab' ein Vorrecht. „Sie hätt' ja können drum bitten.“ Eine Bitt' hätt' er ihr gewiß nicht abgeschlagen. Er versteifte sich jetzt grad an diesem Hälml. Aber daß sie grad nur so mitzottlen wolt', als wär' nix gewesen? Daß sie ihm gradezu in den Weg lief, wo er seinen Willen doch bereits gesagt hatte? — Kurz! auch er kam sich nicht ins klare.

Das war jetzt noch das einzige, was sie miteinander gemein hatten.

Wo er's aber nüchtern nicht zuweggebracht, jetzt, nach dem Bier, ging es vollends nicht. So dapppte er nicht bloß mit den leiblichen Augen im Dufter, es war ihm auch sölli dufter in seinem Hirn.

Jetzt saß er auf dem Bettrog und war am Sinnieren. Wenn sie ihn gern hätte oder gar lieb, gewiß hätte sie gesagt: Laß mich ein. Aber das Wort gunnte sie ihm nit. Und so hatte sie ihn doch nit lieb, wenn schon sie ihm alles tat. Gern mochte sie ihn haben, — aber lieb hatte sie ihn nit.

Ob er nit besser eine Magd genommen hätte?

Von einem Wib müßte man doch mehr verlangen als Magddienst, meinte er. Hatte er nicht etwas läuten hören von Wibern, die ihre Mannen geruhaben? Zwar konnt' er sich keine rechte Vorstellung machen, wie das eigentlich sei, denn er kannte ja eine Lieb' zu ihr erst recht nit. Ueber ein Geruhaben war er schon gar nit hinausgekommen. Das dünkte ihm eigentlich selbstverständlich, und das fand er ganz in der Art. Aber von seinem Wib müßt' er doch eineweg eine Liebi beanspruchen können. Das meinte er doch.

Und er fühlte sich auf einmal als ein Herr über sie.

„Sie war weg, fort! Da soll sie auch ganz — für immer wegbleiben,“ meinte er abermals, diesmal noch bestimmter. „Ich nehm' mir eine Magd. Punktum! Recht so! Nicht anders wird's gemacht! Es ist ja auch mein Hüskli! Me i n e Sach'! Punktum!“

Er lugte in dem Dufter der Nacht und der Stube umeinander, aufatmend, als hätte der Entschluß ihm Müß gemacht; nun aber, da er ihn gesagt, sei es ihm auf einmal leicht.

Sein Blick blieb an einer Zuppe von ihr hängen. Da hatte er's schon wieder mit ihr. „Wenn sie aber fortbleibet, was sind ihre Sachen noch da? Und wenn sie doch durcbrennt ist, was nimmt sie dieselben nit mit?“ Er war abermals in der Wut. Und kam immer noch ärger in die Wut und stand jetzt grad vor einem

Haß. Er packte die zunächstn Sachen, die er in seinem Halbdüsel und in dem Nachtdüster da sah, und machte einen Paß davon und leite den Paß vor die Thür. „Da liegst, Herzwasser, mitßamt dem Gütterli! Geschieden sind mir, die mir uns nie han g'habt. Aus ist's mit uns. Aus und Amen!“

Er dunkte sich jetzt recht geseheit und recht wichtig und setzte sich wieder befriedigt auf seinen Trog.

Trotz seinem „befreienden“ Tun kam er aber eineweg zu keinem Schlaf. Er luegte deshalb immer noch an den Wänden umeinander, und es ärgerte ihn schlechtweg alles. Wie merkwürdig das doch war! Den Paßen hatte er ihr vor die Thür geworfen, aber los war er sie eineweg noch nit. Sie hatte ihm ja erst gestern alles in so gute Ordnng gebracht. Daran mußte er jetzt doch denken. Der Stuhl stand so nett affurat in dem Eck und war doch vorher überzwerch gestanden. Den Tisch hatte sie gefegt und den Bettkoxen gar sufer hergerichtet. Da müßt' er eigentlich auch die Sachen aus dem Hüßli keien, wenn er sie loskriegen wollt'. Ganz loskriegen. Loskriegen auch aus seinen Gedanken.

„Sie ist eineweg eine Hey'!“ sagte er da wieder, wie er jüngst gesagt, aber wieder in einem anderen, in einem ärgeren Sinn. „Hexen gehören in die Höll', daß sie braten. Brennen müeßt' sie, brennen!“ — Die Hey' hat er nun zwar nit, aber ihr Hexenhäs, ihr verherstes, daß er all' an sie denken muß. „Den Paßen her!“ Damit holte er die Gewandstücke wieder, den ganzen Ballen. „Der Paßen: hei! was wird der flacken!“

Er langte den Paßen wirklich und langte auch einen Fiiürspan. Und ums Versehn brannte ein lustigs Fiiürli in der Stube.

Schwer war er an das Wib gekommen, — weiß Gott! Noch schwerer kam er von ihm ab.

Er hatte eine Freud' an dem Fiiürli, wie Kinder und Narren eine Freud' an ihm haben, und wenn sie sich zehnumal die Dopen dabei verbrennen oder noch Mergeres. Und wo der Paß nun brannte, grad so keite er auch die Sachen, die er da durcheinandergebaltt hatte, in das Fiiürli — unbesehn, wem sie seien, wenn es jetzt bloß brannte, wenn es jetzt bloß flackte. Es dünkte ihn ja grad alles eine Hexensach'. Alles, woran ihr Blick gegangen und nun sein Blick nit mehr los konnt' kommen. Wohl: schwer war er an das Wib gekommen. Noch schwerer kam er von ihm ab. In einem Fiiür war er zwar nit zu ihr hinkommen, sonst wär' doch gewiß alles anders gewesen und anders kommen. Aber in einem Fiiürli glaubte er jetzt von ihr wegzukommen.

Es flackerte mittlerweile nicht ein Fiiürli, sondern ein Fiiür in des Thedoris Stube, bei

solcher Zuführung. Er aber glockte in den Brand hinein, lachte in das Glüh- und Funkenwesen und hatte seinen Spaß dabei. Nicht anders, als wär' es ein Fastnachtsfeuer.

Wohl! es war auch eines. Er freilich hielt es für ein Höllenfiiür, darin seine Hey' brannte. „Brat jetzt! brat numme! brat jetzt numme!“ schwächte er all in das Fiiürli ein. Da war aber sein Narrenfiiürli auch schon zu einem Fiiür geworden, was in dem Starenbretterhüßli gar kein Wunder war,



Und riß das Wib an sich. Und schleppte es vor das Hüßli.

und schon beizte ihm auch der Rauch die Augen, und er mußte nach außen austun, erst das Fenster, gleich darauf die Thür.

Der Luftzug half aber dem Fiiür erst recht, und es stand jetzt grad alles am Brennen: Paß, Stube und Hüßli. Und der Thedori müßt' grad vertlaufen ab seinem eigenen Fiiür, wollte er nicht selber an ein Brennen kummen.

Als er draußen stand und das lohe Fiiür sah, dämmerte ihm alsgemach seine Unvernunft. Er stand eineweg wie ein Klotz.

Indem vernahm er einen Hilfeschrei. Er ersah schon das Lebendwerden eines Höllengeists. Er mußte aufs neue wie angewurzelt stehn. Zudem kam auch schon die Decke, die ja nur ein Bretterboden war, heruntergefeßelt. Und mit kam auch ein Menschliches. Mit Entsetzen und mit Grauen sah es der Thedori — sein Wib.

Das machte ihn wach. Das gab ihm die

Bermunft zurück. Er stürzte auf die Gestalt zu, mitten in das Füllr. Und riß das Wib an sich. Und schleppte es vor das Hüsl. Jetzt aber, wo er mit ihm draußen stand, er hielt es immer noch an sich, daß es nit keite. Und das erstemal spürte der Zinken-Theodori den Atem eines Wibes. Seines Wibes! Der zugleich ein Angst-atmen und ein Jammern und Stöhnen war. Da keimte ihm auch das erstemal eine Ahnung vom Schmerz, dazu vom Schmerzen aus dem Herzen. Es keimte ihm die Liebe.

„Wo haßt dir weh tuen?“ hatte er die erste zärtliche Frage, die erste Frage der Teilnahme seit der Verheiratung, an das Wib. „Haßt dir arg weh tuen?“ Und er hielt das Wib noch immer in seinen Armen.

Das Stübli war ein gar niederes gewesen, wo es doch zu einem Starenhüslibau, zu einem Schneckenbau, gehörte. So konnte des Theodori Wib eineweg mit tief herabstürzen, wenn es auch Schürfungen und Blutdallen und Brandmosen an sich hatte. Brandmosen hatte ja jetzt auch der Theodori. Aber ihn beschäftigte mit einemal viel Wichtigeres. Er wußte ja noch gar nicht, wie das Wib da heruntergekommen. So fragte er denn: „Jetzt sag, wie kommest du nur da herauf?“

Das Wib tat eine Gegenfrage: „Wie kommest du zu dem Füllr? Du haßt mir mehnder weh tuen als das Füllr. Ich wollt' dir abpassen in meinem Leid um dich. Und wollt' dir einhelfen . . .“

„Du wolltest mir helfen?“ Der Theodori druckte sie auf einmal mit Willen an sich, wo er sie vorhin in Hilf' an sich gedruckt hatte.

„Ich hab's verschlafen auf dem Obertennstock,“ hüllerte sie jetzt in einem richtigen Herzeleid.

Da mußte der Theodori auch hüllen, und es hüllten alle beide.

„Aber mir müesse ja retten!“ sagte es auf einmal in einem Wachwerden. Es suchte sich zu befreien.

„Es ist alles gerettet!“ sagte er, und ließ es nicht los.“ Ich han ja ein Wib jetzt. Ich han es mir aus dem Füllr geholet. Fast hätt' mir der Affenbrand das Wib kostet, jetzt kostet er numme den Hüslibrand. Sell laß die Straf sein und laß brennen, was brennen will. Mir zwei bringen den Holzbau schon wieder hoch.“

„Mir zwei, — wohl!“ sagte auch das Wib in einem großen Glück. Eine von einem Luftstoß getragene Füllrfahne vergoldete zwei Menschen, die endlich zusammengekommen waren.

~~~~~

Steh und falle mit eigenem Kopfe,  
 Tu das Deine und tu es frisch!  
 Besser stolz aus dem irdenen Topfe,  
 Als demütia am goldenen Tisch.

Arndt.

## Der Waffenschmied.

Von L. vom Vogelsberg.

Es war an einem Sonntag, einem so hellen lachenden Maiensonntagnachmittag, wie sie in solcher Pracht Mutter Natur vielleicht nur alle fünfzig Jahre aus dem Schranke holt. An einem solchen Tag erscheint das Einfachste doppelt herrlich und die kleinste Betrübnis doppelt traurig.

Durch diesen Luftdurchzitterten Mittag schob sich die Menge aus dem Städtchen die frischgrüne Lindenallee entlang, die einen Teil der großen, das Land durchquerenden Heerstraße bildete. Hinter ihnen klang Musik, jubelnd und hüpfend, und die Menschen lachten sich an und steckten lachend die Nasen in die Luft, ob sie nicht einen fänden, an dem sie ihre überprühende Luft auslassen könnten.

Da drüben ging einer; ganz drüben auf der anderen Seite schritt er durch das kurze Gras, das als schmaler Streifen neben der Landstraße herzog. Er schien es zu fühlen, daß er nicht in dieses fröhliche Leben paßte, denn man sah es ihm an, daß er sich möglichst unauffällig zu machen strebte. Grau lag der Straßenstaub auf dem dürftigen Anzug, und die armen, schiefgetretenen Schuhe schienen ihren Leidensweg auch nicht mehr lange mitmachen zu wollen.

Man lachte hinter der eilig schreitenden mittelgroßen Gestalt her, aber manche schwiegen doch bald darauf wieder betreten still. Keiner wußte warum. War es das Bild der Armut in dieser lachenden Sonne, die stumme, bescheidene Art des Mannes, die Menschen durch seine Gegenwart nicht stören zu wollen?

Aber dann lachten sie doch wieder, höhnisch, spöttisch und voll Meid. Denn eine kleine Strecke hinter dem Grauen kam ein großer, ziemlich jugendlich aussehender Mensch mit einem feinen, klugen Gesicht. Das war der Jens Grothuß, der Alchimist, wie sie ihn nannten. Denn er saß einsam in seinem Hause, ging seinen Studien nach und mied die andern. Nicht aus Hochmut, sondern weil ihm ihr Wesen fremd war. Und sie lästerten ihn, weil er ihnen heimlich Gutes tat.

Erst als die auf der anderen Seite weniger wurden, hob Jens Grothuß den Kopf und sah den Grauen. Und schrak zusammen. Wie der da vorn floh, wie ihm etwas Seltsames die Schultern zusammenzog. Als wenn ihn die Verzweiflung vorwärts trieb.

Jens Grothuß folgte, es zog ihn fast hinterher. Bald begegnete ihm kaum noch jemand. Der Alchimist ließ den Abstand größer werden, damit der Gilende nicht auf ihn aufmerksam wurde. Er sah es diesen müden Beinen an, daß sie bald Ruhe heißen würden.



Dort, wo frommer Sinn alter Zeiten ein Heiligenthüschchen hatte erstehen lassen, bog ein Weg ab, der durch Gebüsch an der Berglehne hinlief und später wieder die Straße traf. Der Graue nahm ihn auf und verschwand im Grün, und ganz langsam folgte der Alchimist. Er wußte, daß dort ganz verborgen eine morsche Bank stand, und glaubte, daß der Spürsinn des müden Mannes sie finden würde.

So ging er wie ein Vogelsteller, der ein Nest beschleicht. Bis er endlich, durch das Gebüsch wie ein Indianer spähend, den Grauen sitzen sah.

Ein seltsames Gesicht war es. Es mochte schon ziemlich über fünfzig Jahre in die Welt geblickt haben, und der kurze, kräftige eisgraue Schnurrbart gab ihm ein martialisches Gepräge. Aber das schwand bei einigem Hinsehen wieder, denn dieses Gesicht, das jetzt so völlig verloren in das lachende Land starnte, hatte den unendlich weichen Zug eines trauernden Kindes. Jenz Grothuß hatte sich lange mit dem Leben herumgeschlagen und war nicht oft weich geworden; aber der Eindruck dieses Gesichtes packte ihn plötzlich mit solcher Macht, daß er die Zähne zusammenbiß. Er sah diesen armen alten Menschen zum erstenmal und glaubte doch, nie solchen Jammer gesehen zu haben.

Vorsichtig trat er zurück und näherte sich langsam der Bank. Dann löstete er den Hut, nickte dem Grauen freundlich zu und setzte sich neben ihn.

Der Mann schrak zusammen und machte in einer Art Verlegenheit sogleich Miene, sich zu entfernen. Aber der freundliche Blick des Alchimisten hielt ihn schließlich zurück.

„Bei diesem Wetter muß das Wandern eine Freude sein,“ sagte Jenz Grothuß und schämte sich sogleich dieser Platttheit.

Der Fremde bewegte die Lippen, brachte aber erst nach einer Weile die Worte hervor: „Wenn man jung ist . . .“

Jetzt erst fiel es Jenz Grothuß auf, daß er da gar keinen rechten Typ des Ritters von der Landstraße vor sich habe. Dieses Gesicht paßte zum Stromer wie die Faust aufs Auge. Wie ein Flüchtling, den die Angst verzehrt, sah er aus; und dabei diese todtraurigen Augen.

„Hält es Ihnen so schwer, dauernde Arbeit zu finden?“ fragte Jenz Grothuß wieder. Er sah den Grauen dabei nicht an. Als der aber schwieg, forschte er in seinem Gesicht. Da sah er, daß zwei helle Tropfen in seinen Augen standen, die sich nun langsam lösten und eine sichtbare Furche über die staubigen Wangen zogen. Und wieder durchzuckte Jenz Grothuß blitzschnell jenes wehe Mitleid . . .

Der Graue aber murmelte: „Sie sind mir nachgegangen . . .“

Und der Alchimist nickte und sagte leise: „Ja — und ich weiß nicht warum . . .“

Der Graue aber sah ihn nicht an, sondern begann mit einer seltsam zerschlagenen Stimme zu sprechen:

„Warum soll ich's Ihnen verschweigen, weshalb ich hier sitze? Wir sehen uns doch nie wieder . . . Sie brauchen mir Ihr Mitleid nicht zu versichern, ich fühl' es . . . Hier hab' ich sitzen müssen für einen Augenblick, weil das da unten meiner Heimat gleicht, die Berge, die Wiesen, der Fluß — und heim will ich gehen, wohl um dort zu sterben . . . Vor zehn Jahren ging ich fort; weil ich mußte. Ich war ein bergischer Waffenschmied, Herr, einer von den kleinen, einer von denen, die für ihre Arbeit noch bürgen, wenn sie tausend Jahre in der Erde gelegen hat. Da kam die Fabrik. Sie versuchten's erst in Güte: ich sollte eintreten bei ihnen, für gutes Geld, sollt' die Geheimnisse preisgeben, die meiner Väter kostbarstes Kleinod Jahrhunderte hindurch waren.

„Ich wollte nicht. Hätt' auch keinen Zweck gehabt, denn meine Arbeit macht keiner nach. So hab' ich nein gesagt. Sie sollten mich in



Der Waffenschmied setzte sich wieder.

Frieden lassen, ich hätt' ihnen das Wasser nicht abgegraben. Aber sie gruben mir's ab. Es gibt nur wenige heute noch, die eine gute Waffe schätzen mögen. Und das andere Zeug war ja so billig. Ich bin nicht reich geworden mit meiner Arbeit, aber als die Fabrik gegen mich aufing, hätt' ich verhungern müssen. Sie zwangen



mich nieder, ich ließ mein kleines Haus in ihren Händen, gab mein Kind unter fremde Leute. Und ging. Ging wie Maszver zehn Jahre lang kreuz und quer durch das Land. Hätt' oft Arbeit finden können, aber was sie mir boten, ging gegen die Meisterehre. So hab' ich all die Zeit her nicht einmal hinter dem Amboß gestanden; dafür hab' ich Spitzhacke und Schaufel geführt, um mein und meines Kindes Dasein zu fristen, ich, dessen Väter zu den ersten Waffenschmieden des Landes gehörten.

„Und jetzt — jetzt will ich heim. Jrgendwo hab' ich's gehört, daß der Mann, der in meinem Haus wohnte, tot ist. Vielleicht ach . . .“

Er brach ab und starrte mit verzogenem Gesicht vor sich nieder.

„Sie hofften, das Haus wieder in Ihren Besitz bringen zu können?“ fragte Jens Grothuß.

Da sah ihm der Waffenschmied wehmütig bittend ins Gesicht. „Ja, Herr, das hoffe ich. Lassen Sie mir die Hoffnung, bitte. Sie ist ja trügerisch wie alle anderen ihrer Art . . .“

Er stand auf. „Nun muß ich gehen. In fünf Tagen ist der Verkauf, und ich habe noch ebensolange zu wandern.“

Jens Grothuß rührte sich nicht vom Platz. Er sah den kargen Körper, den nur die verzehrende Sehnsucht nach der Heimat aufrechtzuerhalten schien, und ging mit sich zu Räte.

„Gesezt, Sie kämen durch einen glücklichen Zufall in den Besitz des Hauses, — würden Sie dann noch Arbeit leisten können oder Abnehmer finden?“

Der Waffenschmied sezte sich wieder. „Ja, Herr,“ sagte er bestimmt, „als ich ruhelos wanderte, fand ich Leute, die gute Arbeit suchen. Die sind mir sicher.“ Und plötzlich ging seine Stimme in einen fast jugendlichen Klang über: „Arbeit leisten, fragen Sie? Herr, einen rechten Waffenschmied holt sich der Tod vom Amboß.“

Diese zähe starke Lebenskraft, diese Arbeitsfreude, die nur verschüttet schien, breitete sich vor Jens Grothuß wie ein Wunder aus. Und während er scheinbar sinnend mit einem Grassalm spielte, rang sich ein jäher Entschluß in ihm los.

„Ich wüßte jemand, der das Haus für Sie übernehmen könnte,“ sagte er langsam.

In dem verstaubten Gesicht neben ihm flammte eine jähe Röte auf, um alsbald einer tiefen Blässe zu weichen.

„Herr,“ sagte die zitternde Stimme des Waffenschmiedes, „der Mann müßte ein Narr sein.“

„Er gilt auch dafür,“ sagte Jens Grothuß ruhig. „Oder würden Sie ihn etwa für vernünftiger halten, wenn er das Geld nähme und in einer Nacht verpraßte?“

„Herr,“ sagte die Stimme wieder neben ihm, „Herr . . .“ Und dann ging sie in ein haltloses Schluchzen über.

Jens Grothuß saß dabei und biß die Zähne zusammen. Neben ihm brach jahrelang angesammeltes Leid wie im Sturm aus einem zer Schlagenen Menschenherzen hervor . . .

Als sich alles gelegt hatte, saßen sie noch lange still nebeneinander und sahen in die Sonne, die grüngoldene Schleier um sie wob. Bis endlich Jens Grothuß aufstand.

„Wir müssen zur Bahn,“ sagte er sachlich, „dort gebe ich Ihnen einen Ausweis. Den zeigen Sie dem Manne, der an Ort und Stelle auf das Haus bieten wird. Und nun kommen Sie!“

Taumelnd schritt der Waffenschmied neben ihm her. Aber als sie wieder auf die Landstraße kamen, fragte er leise: „Können wir nicht durch die Felder gehen? Ich fürchte die lachenden Menschen, — sie würden wohl noch mehr lachen, wenn sie in mein Inneres sehen könnten . . .“

So gingen sie durch die Felder, der Waffenschmied schwanke wie ein Trunkener. Erst als er im Zuge saß, fand er die Worte wieder. Aber „Herr“, stammelte er nur, „Herr . . .“ Da kam's wieder über ihn — und der Zug nahm ihn fort mit seinem zuckenden Herzen.

Jens Grothuß aber sah der Rauchsahne lange nach. Dann schüttelte er den Kopf und lächelte vor sich hin. „Die andern haben recht, ich bin ein Narr. Und der Waffenschmied hat Glück, daß ich noch frei herumlaufe.“ Er strich sich über die Stirn und lachte laut: „Sonderbar, — seit einer Stunde kenne ich ihn und bin schon Gläubiger auf Wolkentuckucksheim.“

Zwei Monate später spielten die Strahlen der Hochsommer Sonne auf einer Degenklinge, die Jens Grothuß in den Händen bog. Er tat es mit einer Art Ehrfurcht, denn er hatte mancherlei Waffen in den Händen gehabt. Und er tat es wohl zum zehnten Male. Dann aber legte er sie wie ein Kleinod auf den Tisch und nahm den Brief wieder vor.

„Es ist mein erstes Stück und mein bestes. Ein gleiches werde ich nie mehr schaffen können. Ich habe es geschmiedet in einem Taumel, wie von einem fremden sonderbaren Wesen besessen. Denn ich vermochte und vermag es noch nicht zu fassen, daß ich wieder an der Esse stehe, die meine Väter zu Meistern machte. Und ich habe dieses Stück Eisen mit meinem Herzblut gestählt, all die Sonne jenes Nachmittags und alle Dankbarkeit meines Lebens ist hineingepreßt.“

~~~~~

Ruhe ist ein Glück, wenn sie ein Ausruhen ist, wenn wir sie gewählt, wenn wir sie gefunden haben, nachdem wir sie gesucht; aber Ruhe ist kein Glück, wenn sie unsere einzige Beschäftigung ist.



Die Erbschaft.

Eine Dorfgeschichte von
Rudolf Kleinede.

Die alte Mirl-Mahm lag wieder einmal im Sterben. Das tat sie nämlich mindestens zweimal im Jahre. Und wenn es ihr besonders gut ging, auch dreimal. „Die muß alser toter noch derschlagen werden,“ pflegte der Zimerebner-Matthis immer zu sagen, „sonst glaubt ihr's niemand, wann sie einmal wirklich g'storben is.“

Diesmal aber schien es ihr ernst damit zu sein. Nicht nur, weil sie nun schon acht Tage im Bette lag und immer gottsjämmerlich stöhnte, sobald sie eine Nachbarin oder sonst eine Menschenseele in ihrer Nähe vermutete, — das hatte sie auch sonst immer regelmässig getan bei ihrem jedesmaligen altgewohnten „Sterben“. Auch die bitteren Pulver und Tränklein, die ihr der Doktor verschrieb, hatte sie stets ergebungsvoll geschluckt — je bitterer, desto lieber. Daß sie aber diesmal selbst die besten Bissen zurückwies, die ihr ihre Haushälterin ans Krankenlager brachte, das machte die Sache bedenklich. Denn Appetit hatte die Mirl-Mahm sonst auch bei ihrem schwersten Sterben immer einen recht gottgesegneten gehabt.

„Sollt'st halt doch ein bißl was zu dir nehmen,“ riet der Lechner-Poldl, der Sohn ihrer verstorbenen Schwester, den sie im Dörfel den Haglechner nannten, weil er seit seiner Verheiratung mit der bettelarmen, aber kreuzbraven Hagner-Dirn als Bauer auf dem armeligen Hagenhäusl saß. Er war nachschauen gekommen, ob er der Mirl-Mahm vielleicht in etwas behilflich sein könne während ihrer Krankheit. Und weil sie alle angebotene Dienstleistung mürrisch und hartnäckig von sich gewiesen hatte, so wollte er ihr nun wenigstens einen guten Rat geben. „Sollt'st halt doch ein bißl was zu dir nehmen,“ wiederholte er. „Ein Supperl vielleicht oder ein eing'macht's Hendl — —“

„Ja, warum denn nit gleich ein Schweinernes oder Speckknödeln!“ fuhr ihm die Mirl-Mahm giftig ins Wort. „Wo mein Magen doch gar nit mehr verträgt!“ Und jämmerlich aufseufzend setzte sie traurig hinzu: „Möcht's mich halt alle schon am liebsten eine Klaster tief unter der Erde wissen . . .“

Dem Lechner-Poldl, der breit und ungeschlacht wie ein junger Waldbär neben dem Bette saß, lief ein erschrockenes Staunen über das gutmüchtige Gesicht. „Was aber die Mahm daher redt!“ wehrte er ab. „Zeh hab' halt g'meint, 's kummt leicht doch nit gut tun, allerweil mir

das Medizingift saufen und sonst gar nit anders in 'n Magen kriegen dazu. Wo doch die Mahm allzeit so viel auf ein gut's Eßjen g'halten hat!“

„Reid'st mir das jetzt noch?“ fragte die Kranke mit einem bösen, lauernden Blick. „Hätt' ich mir das auch nit gunnen sollen? War ja eh das einzige, was ich g'habt hab' vom ganzen Leben . . .“ Sie stöhnte wieder herzerbrechend auf und huschelte sich tief in ihre Polster. Und nach einer Weile kam es zischend und wütend draus hervor: „Euch wär's freilich wohl lieber g'wesen, ich hätt' mein Lebtag lang g'hungert und hätt' dafür jeden Kreuzer fleißig z'ammung'schart, — nur daß euch g'nug bleibt, wann ich einmal nit mehr bin . . .“

Der Poldl rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und fand kein Wort der Entgegnung. So war es ihm noch jedesmal ergangen, wann er gekommen war, nach dem Befinden der sterbenden Mirl-Mahm zu fragen. Er mochte vorbringen, was er wollte, — es wurde doch immer anders gedeutet, als er's gemeint gehabt. Fuchsteufelswild hätt' einer werden können dabei!

Weil aber der Poldl ein seelensguter Mensch war, der für die eingebildeten Leiden der Mirl-Mahm zwar kein Verständnis, dafür aber recht viel Mitgefühl hatte, unterdrückte er das Fuchsteufelswildwerden und stand lieber schwerfällig vom Stuhle auf, um sich auf den Heimweg zu machen. Helfen konnte er ja doch nichts.

„Zeh mein' halt, die ganze Krankheit is wieder nit als nur Einbildung,“ suchte er noch zu trösten. „In ein paar Tag is die Mahm wieder frisch und munter. Wie's noch allemal so war. — Und von wegen der Erbschaft, was mir die Mahm allerweil vorwirft, muß ich jetzt doch schon einmal sagen: Zeh pfeif' auf die ganze Sach'! Mir is's alles eins, ob mir die Mahm einmal den guten Ackergrund auf der Sonnleiten vermachet oder die steinige Wiesen beim Bach unt'. Oder auch gar nit. Von mir aus kann die Mahm hundert Jahr alt werden!“

Nachdem aber die Mirl-Mahm selbst auf diese wohlwollende Erklärung hin keinerlei Antwort gab, blieb dem Poldl nichts anderes mehr übrig als baldige Besserung zu wünschen und Gute Nacht zu sagen. Dann stapfte er schwerfällig zur Türe hinaus.

Die Mirl-Mahm schaute ihm aus ihren Polstern heraus mit einem giftigen Blicke nach. „Hundert Jahr alt!“ murmelte sie. „Von dir aus!“ Sie lachte zornig auf. „Soll ich vielleicht gar dich fragen, wann ich sterben will und muß?“ Dann spann sie ihre Gedanken weiter. „Alles eins is's ihm, ob ich ihm den guten Acker auf der Sonnleiten vermach' oder die steinige Bachwiesen. Oder gleich gar nit . . .“ Nun war ihr zorniges Lachen zu einem lustigen Sichern geworden. „Das glaubst ja selber nit,

du dummer Bub! Und willst, daß ich dir's glauben soll . . ." Nach einem langen, stillen Stimen und Grübeln kam es plötzlich wie ein freudiges Erkennen über sie: "Gar nix vermachen, das geht nit gut. Schon wegen die Leut'. Is ja doch meiner Schwester ihr Bub . . . Aber die steinige Wiesen soll er haben, wann er sich's schon selber verlangt. Da gift't er sich dann wenigstens rechtschaffen darüber." Wieder kam das zornige Lachen über sie. "Hat mich auch g'nug g'ärgert mein Lebtag, der dumme Lack! Essen soll ich, wo ich doch nix vertrag' . . . Und eine Einbildung is mein ganzes Kranksein, wo ich nit weiß, ob ich den morgigen Tag noch derleb' . . ."

Nun war sie glücklich wieder drin in ihrem "Zustand". Fröstelnd zog sie die Decke über den Hals und verfolgte mit ungeduldigen Blicken den Zeiger der Uhr, ob er noch nicht bald die Stunde wies, da sie die helfende Medizin einnehmen mußte.

Da öffnete sich langsam und vorsichtig die Türe. Und mit leisen Schritten schob sich der Miegler Franzl, der Sohn ihrer zweiten Schwester, ins Zimmer. Eine Weile stand er horchend still, als sich die Mirl-Mahm aber gar nicht rührte, schritt er auf den Beheuspitzen in die Zimmerecke und hing ein Tuch über die düster brennende Petroleumlampe.

"Was machst denn, Franzl?" fragte die Mirl-Mahm mit schwacher Stimme. Und der Franzl antwortete mit freudigem Staunen: "Je, ich hab' 'glaubt, die Mahm schläft! Da hab' ich halt ein Tüchl' vürg'hängt, daß 's Licht nit so blenden soll. — Aber is eh gut, daß d' grad munter bist," setzte er, zum Bette tretend, hinzu. "Gleich is's achte. Mußt nit einnehmen?"

Die Mirl-Mahm seufzte erst eins, bevor sie zur Antwort gab: "Freilich sollt' ich. Wann nur die Medizin nit gar so bitter wär'!"

Da streichelte ihr der Franzl über die Wangen und meinte bedauernd "Glaub' dir's wohl, — is eine harte Sach', das Kranksein! Aber schau, bei einer Medizin soll man halt nie nit fragen, was s' kost' und wie s' schmeckt. Die Hauptsach' is, daß s' hilft. Vielleicht bringst es doch 'nunter. Nimm halt schnell ein Stückl Zucker drauf."

Dabei hatte er das Tränklein schon auf den Löffel gegossen, hielt ihn dem alten Weiblein zum Munde hin und hatte in der andern Hand auch schon den Zucker bereit. Unter Stöhnen und Seufzen nahm die Alte endlich beides zu sich.

Dann lag sie eine Weile still und wie erschöpft. Auch der Franzl rührte sich nicht. Erst als die Mahm wieder ein klägliches Jammern anhub und unter Stöhnen und Wehzen sich von einer Seite auf die andere warf, fragte er: "Tut dir g'wiß der Magen weh, gelt?" Und setzte

nach einem kurzen Warten auf Antwort tief aufseufzend hinzu: "Is halt ein rechts Kreuz, das Kranksein! Man is sich frei nit g'scheit g'nug, was man machen soll: essen oder nix essen? Is eins so schlecht wie's andre."

"Hast recht, Franzl," seufzte die Alte dagegen. "Is eins so schlecht wie's andre." Und mit einem begehrlischen Blick fragte sie ihn: "Ob ich nit doch ein'n Löffel Suppen riskieren sollt'? So leer und öd is mir im Magen . . ."

Der Franzl, der den guten Appetit der Mirl-Mahm kannte, sprang bereitwillig zur Türe hin. "Ein Löffel Suppen, mein' ich, kommt grad' nit schaden. Verboten hat's der Doktor ja nit, gelt?" Damit schob er sich auch schon zur Stube hinaus und kam nach ein paar Minuten wieder zurück, beladen mit einem Teller kräftiger Suppe und einer Schüssel, von der der Kranken ein knusperiges Brathuhn gar verführerisch in die Nase duftete. "Ich hab's bei der Hauserin ang'schafft, wie ich heut vorbeikommen bin," sagte er wie zur Entschuldigung. "Auf alle Fäll' halt, daß doch ein bißl was da is, wann d' etwan doch sollt'st Hunger kriegen." Damit gab er ihr den Teller in die gierig zulangende Hand und stellte den Braten in erreichbare Nähe zum Bett. Dann machte er sich in der entferntesten Zimmerecke etwas zu tun, um die Mahm durch ein Zuschauen nicht im Essen zu stören.

"Bist ein guter Bub," murmelte die Kranke dankbar. "Sollst es auch nit beren'n, daß d' mir immer beig'standen bist in mein' Kranksein — hab' schon denkt an dich, wann ich einmal nit mehr sein werd'."

Der Franzl fuhr herum, als ob er abwehren wollte. Da er aber sah, daß die Leidende eben die saftige Hühnerbrust zum Munde führte, wandte er sich schnell wieder ab und seinem finsternen Winkel zu. "Mach mir das Herz nit schwer, Mirl-Mahm!" seufzte er. "Ich mag an das nit denken!" Weil aber die schweigame Ruhe die Mirl-Mahm im Beißen zu behindern schien, setzte er bald darauf hinzu: "Und doch müßt' man eigentlich an alles denken. Denn 's wär' rein jammerschad', wann die schönen Gründ' einmal sollten in unrechte Händ' kommen und wann dann etwan zugrund' geh'n sollt', mit was sich die Mirl-Mahm ihr ganzes Lebtag so rechtschaffen plagt hat g'habt . . . Ich mein', das müßt' so sein, daß die Leut' nach hundert Jahr'n noch sagen könnten: Schaut's her, wie die Frucht dasteht! Man sieht's halt gleich, den Acker hat einmal die Mirl-Mahm — Gott hab' s' selig! — ang'legt . . ."

Die Alte gab keine Antwort. Dazu hatte sie jetzt keine Zeit. Nur ihr Blick wanderte ein paarmal zwischen dem Franzl und dem saftigen Braten hin und her und umfaßte beide in gleicher liebevoller Anteilnahme. Erst als sie den

größten Heißhunger ein wenig gestillt hatte, brummelte sie zwischen gemüßreichem Kauen und Schlucken: „Nein, Franzl, so hoffärtig will ich nit sein. Nur eins hätt' ich halt so viel gern, wann ich einmal tot bin. Ein'n schönen Grabstein.“ Sie war plötzlich ganz rührselig geworden und mußte sich rasch ein paar Tränlein aus den Augen wischen, sonst hätte sie nicht einmal das weiße Bruststückl von dem beinigen Rücken des Huhns unterscheiden können. Dann raffte sie sich aber wieder auf, holte sich das fleischigste Stück aus der Schüssel und gab dem Franzl unter abermaligem Kauen und Schlucken ihre weiteren Weisungen: „Weißt, so ein'n weißen halt mit goldene Buchstaben und einem schönen Sprüchtl drauf. Wie die Lahnhoferin — Gott schent' ihr die ewige Ruh'! — ein'n hat.“

Die Lahnhoferin war die Nachbarin der Mirl-Mahm gewesen, und die beiden Frauenzimmer hatten Zeit ihres Lebens in arger Fehde zueinander gestanden. So war es wohl nicht mehr als recht und billig, daß wenigstens ein gleiches Gedächtniszeichen als sichtbares Andenken von ihrem einstigen Dasein Kunde geben sollte . . .

Der Franzl versprach auch sofort hoch und teuer, der armen, guten Mirl-Mahm ganz gewiß ihren letzten Willen zu tun. Er versprach noch allerhand anderes dazu, und weil die Mahm darüber noch immer nicht mit ihrem Nachtmahl zu Ende gekommen war, erzählte er ihr noch etliche Neuigkeiten aus dem Dorfe, um ihr nur Zeit zum Essen zu lassen und sie durch ein neugieriges Zuschauen nicht zu stören dabei. Denn — das wußte er von früher her — die Mahm hatte es nicht gern, wenn man ihr beim Essen in die Schüssel sah. Erst als er hörte, daß sie endlich den Teller weggestellt hatte, wandte er sich wieder zu ihr, nahm rasch das Geschirr mit den kärglichen Resten der Mahlzeit an sich und trug es in die Küche hinaus.

Wie er wieder zurückkam, hatte die Kranke bereits wieder ihre leidensvolle Zammermiene aufgesetzt. „Wann ich nur nit z'viel 'geessen hab'?“ sorgte sie. „Daß 's mir etwan doch schaden kumt?“

Und der Franzl log: „Ich hab' wirklich nit g'schaut, wie viel daß 's war.“ Setzte aber sofort beruhigend hinzu: „War ja das Ganze nit viel.“ Und weil die Kranke trotzdem noch ein Erkleckliches senzte und stöhnte, meinte er fürsorglich: „Vielleicht wär's gut, ein'n kalten Umschlag z' machen auf 'n Magen? Daß d' besser verdauen tät'it?“

Kalte Umschläge sind aber durchaus kein so angenehmes Kräftigungsmittel wie etwa ein junges Brathuhn, — das wußte die Mirl-Mahm aus Erfahrung. Und wenn man schon sterben muß, so ist's schier alles eins, ob man dabei ein nasses Tuch auf dem Magen liegen hat oder

nicht. So wehrte sie lieber ab. „Weißt, ich lieg' sonst wieder die ganze Nacht und kann die Augen nit zubringen.“

Das leuchtete dem Franzl ein. Und er gab ihr recht: „Dann lieber nit. Eine gute Nachtruhe is ja doch die beste Medizin.“ Fürsorglich rückte er ihr noch ihre Pulver und Tränklein zurecht, daß sie nachts über gleich alles bei der Hand habe, falls sie die alte Hauserin, die bei ihr im Zimmer schlafen mußte, nicht hören sollte, dann empfahl er sich für heute. „Morgen komm' ich schon wieder nachschau'n. Recht zeitlich in der Früh.“

Die Mirl-Mahm streckte sich nach dem kräftigenden Essen wohligh im warmen Bett und nickte ihm dankbar zu. Aber dann überlegte sie: Recht zeitlich in der Früh? Dann bin ich entweder eh schon tot oder grad' im besten Schlafen . . . „Komm lieber später,“ entschied sie. „Nach der Kirchen is Zeit g'nug. Morgen is ja eh Sonntag.“ Und mit einem tiefen Aufseufzen schloß sie: „Bet' halt für mich auch, wo ich doch selber nit in d' Kirchen kann. Bet' für mei' G'sundheit — oder für mei' ewige Ruh' . . .“

Der Franzl versprach beides und machte sich aufatmend davon. Die Mirl-Mahm aber huschelte sich tiefer in ihre Polster, um einen ruh-samen Schlaf zu tun oder um zu sterben.

Der Sonntagmorgen war angebrochen, wie es eigentlich Pflicht eines jeden Sonntagmorgens wäre: mit Glockenklingen, Vogelzungen und hell-leuchtendem Sonnenschein. Trotzdem machte der Niegler Franzl ein Gesicht, als ob schon sechs Wochen lang Regenwetter im Kalender stünde. Es war aber auch zu ärgerlich! Gerade für die Zeit nach dem Hochamt mußte ihn die Mirl-Mahm zu sich bestellen, — wo sich einer doch die ganze Woche lang schon gefreut hat auf den wohlverdienten Sonntagstrunk und auf ein lustiges Regelschieben beim Kirchenwirt! Wenn's ihm nicht wegen der Erbschaft gewesen wäre, er hätte die Alte am liebsten in ihrem Bett liegen gelassen, ohne sich überhaupt mehr um sie zu kümmern. Wochte sie sich mit ihrem eingebildeten Kranksein allein unterhalten, — er hatte genug davon. Zwei-, dreimal jedes Jahr dieselbe Geschichte, und kein Absehen dabei, wann es endlich einmal wirklich Ernst werden würde! Da kann einer selber steinalt werden dabei, bevor er so ein lumpiges Erbteil in die Hand bekommt . . . Und kann dann nicht einmal mehr was Rechts anfangen damit . . .

Plötzlich flog es wie ein freudiger Schimmer über sein eben noch so zuwideres Gesicht. Mit langen Säßen sprang er einer Gestalt entgegen, die sich dem Kirchenhügel näherte, und sprudelte ihr schon von weitem zu: „Ze, die Mirl-Mahm! Is 's denn wirklich wahr? Gott Lob und Dank, daß d' nur wieder g'sund bist!“ Gleich darauf

aber zwang er seine Miene zu einem sorgenvollen Ausdruck und meinte bedenklich: „Daß d' aber auch gar nicht Obacht gibst auf dich! Kannst bist aus'm Bett nach der schweren Krankheit und gehst schon auf d' Gassen auch. Wie leicht kannst dich wieder verfühl'n dabei . . .“

Der Lechner-Poldl, der daneben stand, lachte mit dem ganzen Gesicht zu dieser Befürchtung. „Verfühl'n bei dem warmen Sonnenschein heut? Wär' wohl ein Kunststück, das. Und gar so heiklich is ja die Mirl-Mahm nit. Ich hab's gestern erst g'sagt: Das ganze Kranksein is nix als nur Einbildung.“

Da warf ihm die Alte einen giftigen Blick zu und wandte sich wortlos ab von ihm. Den Kiegler aber faßte sie unterm Arm und zog ihn mit sich fort. „So viel schwach bin ich halt noch,“ klagte sie. „Aber in d' Kirchen hab' ich doch woll'n, unsem Herrgott danken, daß er mich noch einmal hat g'und werden lassen. Mußt schon so gut sein und mich ein bißl führ'n.“

Mit saurem Gesicht leistete der Franzl der Aufforderung Folge. Nun war ihm der schöne Sonntagsmorgen richtig gründlich verdorben! Nun konnte er nach dem Hochamt auf die Alte warten, konnte sie langsam, Schritt für Schritt, heimbegleiten und konnte dann bei ihr in der Stube sitzen bleiben, um sich mit ihr zu sorgen, was der frühzeitige Ausgang wohl für bedenkliche Folgen nach sich ziehen würde. Ein Glend das! Am besten wär's, der Mensch müßt überhaupt nicht alt werden. Daß heißt — der Kieglerbauer deutete sich das so in seinem Sinn: die schon alt waren, sollten halt in Gott's Namen sterben, — er selber aber wär' am liebsten ewig jung geblieben. Nur keines alt werden . . . Und dabei geleitete er die Mahm sorglich die ausgetretenen Stufen hinan, die zur Kirche emporführten, gab ihr schöne Worte und machte ein sauer süßes Gesicht dazu.

Lachend sah der Innerebner-Matthis den beiden nach und tat den sonderbaren Ausspruch: „Einstweilen braucht man die Mirl-Mahm noch nit totz'schlagen. Sie lebt ja wieder.“ Und zu dem neben ihm stehenden Haglechner sagte er: „Aber eine rechte Dummheit hast g'macht, Poldl! Wie kannst denn der narrischen Alten sagen, daß ihr Kranksein nur eine Einbildung is?“

„Na, is's etwan nit wahr?“ fragte Poldl verwundert dagegen.

„Freilich is's wahr,“ gab der Innerebner zu. „Aber eine Dummheit is's allemal, den Leuten eine Wahrheit ins G'sicht sagen, die sie nit hören wollen. — Da stellt's der Kiegler g'scheiter an! Paß auf, der kriegt die ganze Sach' vermacht, wann der Mirl-Mahm doch einmal das Sterben gelingen sollt'. Und du hast dann 's Nachschau'n.“

Der Poldl zuckte nur gleichgültig mit den Achseln. „Ich wart' ja auf nix,“ meinte er.

„Ich hab' mein Auskommen, und von mir aus kann die Mahm hundert Jahr alt werden.“

„Das wird s' eh!“ prophezeite lachend der Innerebner. „Alte Weiber sterben ja nit.“

— Seine Prophezeiung ist aber früher als jemand geahnt hätte, zusehnden geworden. Eines Tages war die Mirl-Mahm wirklich und wahrhaftig gestorben. Ohne langes Siedtum, ohne Tränklein und Pulver, — nach einem überreichlichen, mit bestem Appetit eingenommenen Mittagmahl war sie plötzlich vom Sessel gefallen und war tot liegengeblieben.

„Hab' ich ihr halt doch immer unrecht 'tan,“ meinte der Haglechner mit einem bestürzten Gesicht, als er die Botschaft vernahm. „Hat ihr g'wiß früher schon immer was g'fehlt g'habt, und ich hab's nie nit glauben mögen . . .“

Aber der Innerebner-Matthis, der die Worte hörte, widersprach ihm. „Ja, Schmarr'n! Faxen sein's g'wesen, nix als Faxen. Z' Tod g'treffen hat sie sich halt, das is alles.“ Und mit einem Anflug von bedauerndem Reid setzte er hinzu: „Is auch ein schönes Sterben, das. Ich wünscht' mir kein bessers.“

Der Traurigste im Dorfe war der Kiegler-Franzl. Wenigstens gab er sich so, und jammernte jedem, der es hören wollte, ein Erkleckliches vor über das Unglück der Mirl-Mahm. Was für ein gutes altes Weibl sie gewesen und wie jammerhad' es wäre, daß sie schon in ihren besten Jahren hätte Abschied nehmen müssen . . . „Aber ein'n Grabstein laß' ich ihr setzen, daß s' noch alser toter ihre helle Freud' soll haben d'ran!“ erklärte er. „Ganz wie sie sich 'n immer g'wünscht hat zu ihren Lebzeiten: von weißem Marmelstein mit güldenen Buchstaben und einem schönen Sprüchl drauf. Noch viel schöner als der Lahnhoferin ihrer is!“

Vorderhand aber kam er lange Zeit nicht dazu, sein Vorhaben auszuführen. Denn da gab's zuerst allerhand Laufereien wegen der Verlassenschaft, und später, als ihm, dem letzten Willen der Verstorbenen gemäß, das Haus und die Ländereien auf der Sonnleiten rechtskräftig zuerkannt worden waren, allerlei Besprechungen und Verhandlungen, um wegen der ererbten Objekte alles in die richtigen Wege zu leiten.

Das Haus war leicht und gut an den Mann zu bringen. Da hatte schon längst die Gutsherrschaft ein Auge darauf geworfen gehabt. So war der Verkauf in kürzester Zeit und zu beiderseitiger Zufriedenheit glatt erledigt.

Etwas schwerer ging es mit den Wiesen und Ackergründen. Käufer hätten sich da wohl auch genug gefunden; aber der Kieglerbauer war, seitdem er das Geld für den Hausverkauf im Kasten liegen hatte, recht zurückhaltend und knauserig geworden. Wie der Teufel um eine arme Seel' feilschte und handelte er um jeden Groschen, und so viel man ihm schon bot für

die schönen Grundstücke, er wollte immer noch mehr dafür herauschlagen.

„Warum willst denn überhaupt verkaufen?“ fragte ihn der Haglechner einmal. „Wär's nit besser, du halt'st den ganzen Besitz beisamm' für deine Kinder? Möcht' ihnen doch gut kommen, bald s' einmal herang'wachsen sein.“

Der Kiegler aber lachte ihm nur ins Gesicht zu dieser Meinung. „Danke schön für den guten Rat!“ spöttelte er. „Aber so ein Narr bin ich schon nit, daß ich mir zu meiner vielen Arbeit die auch noch aufhalten möcht'. Da könnt' ich mich ja zu Tod' schinden dabei, — nur g'rad, daß meine Kinder einmal ein paar Foch Feld mehr haben sollen. Wird ihnen das Geld im Kasten auch gut kommen. Und ich kann dabei doch was haben von dem bißl Leben. Mit nur lauter Mühsal und Arbeit.“

„Mir is's recht,“ erwiderte achselzuckend der Haglechner. „Aber ich an deiner Stell' tät's doch nit.“

„Duan meiner Stell'!“ brauste der Kiegler auf. „Als ob du nit auch ganz gern die steinige Bachwiesen verkaufen tät'st, was dir die Mahndermacht hat! Wann dir s' nur wer abkaufen tät'...“

Der Haglechner schüttelte den Kopf. „Die Wiesen mag freilich keiner kaufen. Aber ich gebet s' auch gar nit her. Grund is Grund, — wer weiß, zu was s' mir noch einmal gut is.“

Mit einem überlegenen Lächeln wandte sich der Kiegler ab. „B'halt dir s' nur und sei glücklich damit,“ dachte er dabei im stillen. „Steinerbrocken wachsen dir sicher drauf, wenn schon nit anders.“ Dabei war er froh, den Poldl so leicht und mühelos abgeschüttelt zu haben. Denn im geheimen quälte ihn doch so ein unbestimmtes Empfinden, als ob bei der ganzen Erbschaft dem Haglechner ein bitteres Unrecht geschehen wäre, und er fürchtete immer, dem Poldl könne die Geschichte einmal zu Kopfe steigen und er würde dann etwa gar seine Ansprüche geltend machen wollen und einen Prozeß anfangen . . .

Nun war er wenigstens so halb und halb

darüber beruhigt. Der gute Narr war ja zufrieden mit dem Stück steinigem Wiesengrund . . . Auf alle Fälle — dachte er — wird's aber doch gut sein, alles zu Geld zu machen, was sich eben zu Geld machen läßt. Und je früher, desto besser.

Im Hause und in der Wirtschaft war der Kiegler jetzt selten anzutreffen. Bald hatte er mit dem, bald mit jenem Nachbar etwas zu besprechen, bald saß er stundenlang im Wirtschaftshaus unten im Dörsfl, um zu handeln und zu feilschen, dann wieder beim Grundbuchamt im Stadtl, um sich wegen verschiedener strittiger Punkte Rat und Aufschluß zu holen. Gar ein Steirerwagerl und zwei junge Pferde hatte er sich anschaffen müssen, um nur all die verschiedenen Obliegenheiten besorgen zu können, und er war nicht wenig stolz darauf, wenn er mit dem feurigen Gespann über die Landstraße kutschierte und die Leute ihm ihre verwundernten und wohl auch neidischen Blicke nachsahnten. Für die Feldarbeit waren die zwei ungestümen Fuchsen freilich nicht zu verwenden, und ein großes Loch hatte ihm ihre Anschaffung auch in das



Und wenn das flotte Wägelin angerattert kam, stand auch schon der Wirt mit abgezogener Kappe vor der Thür.

Banknotenbündel gerissen, das er nach dem Hausverkauf hatte heimtragen können, — aber der Kiegler machte sich keine weiteren Sorgen darüber. Die Feldarbeit würde er schon noch mit den zwei alten Ochsen auch bewältigen können, wenn nur erst mit den Gründen alles in Richtigkeit gekommen war. Und dann verstopfte sich das große Loch ja auch von selber wieder . . .

Die Kieglerin schloß sich ganz der Meinung ihres Mannes an. Das Leben muß man genießen, so lang man noch die Kraft und die Jugend dazu hat. Sonst geht's einem im Alter wie der Wirtl-Wahm: einmal ein gutes Essen, und es trifft einen dann der Schlag dabei . . . Da ließ sie gleich lieber die Wirtschaft Wirtschaft sein und überließ die Kinder den Dienstknechten, fuhr mit ihrem Manne ins Land hinaus, lungerte mit ihm in den Wirtschaftshäusern herum und glaubte gleich ihm, sie hätten Gott weiß was

zu können, und er war nicht wenig stolz darauf, wenn er mit dem feurigen Gespann über die Landstraße kutschierte und die Leute ihm ihre verwundernten und wohl auch neidischen Blicke nachsahnten. Für die Feldarbeit waren die zwei ungestümen Fuchsen freilich nicht zu verwenden, und ein großes Loch hatte ihm ihre Anschaffung auch in das Banknotenbündel

geleistet, wenn es ihnen bei einem Verkauf gelungen war, den Preis eines Grundstückes um ein paar Gulden hinaufzufeilschen.

In kurzer Zeit waren sie in der ganzen Gegend bekannt geworden. Und wenn das flotte Wägelchen wo immer angerattert kam, stand auch schon der Wirt mit abgezogener Kappe vor der Tür, um die noblen Gäste zu begrüßen. Das schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig. Sie fühlten sich mit einemmal als gar gewichtige Persönlichkeiten, und glaubten es nun ihrem Ansehen als reiche Bauersleute schuldig zu sein, das ehrfurchtsvolle Entgegenkommen der schlauen Wirte durch eine möglichst große Zechen zu rechtfertigen. Gute Seelen, die beim Essen und Trinken wacker mithalfen und den Grabner-Leuten dafür allerhand schöne Sachen jagten, fanden sich ja überall.

So verstrich denn Woche um Woche und Monat um Monat, und das Loch im Banknotenpäckchen wollte sich nicht stopfen lassen, ob auch einer der Lecker nach dem andern in die Hände fremder Besizer überging. Die eigene Wirtschaft vernachlässigte dabei, ohne daß es der Bauer oder die Bäuerin achthatten, und die sich selbst überlassenen Kinder verwilderten, daß es eine Schande war.

Das Grab der alten Mirl-Mahm aber wartete immer noch auf den schneeweißen Marmelstein mit den goldenen Buchstaben und dem schönen Sprüchli drauf. Ein Rosenstöcklein und etliche blühende Muskateln waren sein einziger Schmuck. Die hatte der Lechner-Poldl bald nach dem Begräbnis auf den frischen Hügel gepflanzt. Und hatte ein stilles Gebet dabei gebetet, als Abbitte, daß er der armen Mirl-Mahm zu ihren Lebzeiten immer so bitter unrecht getan . . .

Der Verkehr zwischen den beiden Geschwisterkindern war in dieser Zeit vollständig eingeschlafen. Er war ja nie besonders lebhaft gewesen, — seit der Kiegler aber wie ein großer Herr im Lande herumkutschierte, fand der Haglechner gar keine Gelegenheit mehr, mit ihm zusammenzutreffen. In den Wirtshäusern sein Gast zu sein, dazu war der Lechner zu stolz, auch hatte er nach wie vor genug zu schaffen und zu tagwerken, um sein bescheidenes Anwesen in Ordnung zu halten. Denn das Erbteil der Mirl-Mahm, die wertlose, steinübersäte Wiese beim Bach, hatte ihm bislang keinerlei Reichthümer ins Haus geschafft.

Nur Sonntags vor der Kirche sprachen die zwei noch manchmal ein Wort zusammen. Dort war es auch, daß sich der Haglechner einmal an seinen Vetter wandte: „Was ich schon lang hab' fragen wollen: hast die Bachwiesen auch schon verkauft?“

Der Kiegler wußte für den Augenblick nicht, ob die Frage ernst gemeint sei oder ob ihn der Poldl nur frozzeln wollte damit. Denn die Bach-

wiese, die er noch vom Vater her sein eigen nannte, grenzte an die Wiese, die der Haglechner von der Mirl-Mahm geerbt hatte, und bedeutete auch einen genau so wertlosen Besitz wie diese. Steinrümmel, Schutt, Geröll, — kaum ein einziges grünes Halmerl drauf . . .

Aber frozzeln lassen darum von dem armen Schlucker, — das taugte dem Kiegler am allerwenigsten. Er setzte seine hochmütigste Miene auf und antwortete so recht von oben herab: „Die Bachwiesen? Nein, die hab' ich noch nit verkauft. Is mir auch gar nix drum. Wannst es magst, — ich schen' dir s'.“

„Mögen tät ich s' schon,“ meinte der Lechner bedächtig. „Aber g'schenk' brauch' ich nix. Ich kauf' dir s' ab, wann's dir recht is.“

Da lachte ihm der Kiegler ins Gesicht. „Kannst sie schon haben, ich gib dir s' billig.“

Noch am selben Tage wurde der Kaufhandel in Ordnung gebracht. Und Käufer und Verkäufer machten beide ein zufriedenes Gesicht dazu.

Dann vergingen abermals ein paar Wochen, bevor sich die beiden wieder trafen. Da schaute der Kiegler denn recht verwundert drein, als er eines Abends heimkam und den Haglechner auf ihn wartend in seiner Stube sitzen sah. „Biermal war ich schon da und hab' dich nit treffen können,“ empfing ihn der. „Haben dir deine Leut' nix g'sagt davon?“

„Meine Leut'?“ lachte der Kiegler. „Kunnt sein, — kunnt auch nit sein. Ich weiß's wirklich nit. Ich hab' jekt immer was anderes z' tun als grab' nur z' Hau' sitzen und Trübsal blasen. — Was willst denn nachher von mir?“

„Fragen hab' ich dich wollen, ob d' deine Küffer notwendig brauchst in der nächsten Zeit. Es wär' ein schönes Stück Geld z' verdienen damit. Schotter führen zum Dammbau bei der neuen Eisenbahn.“

„Mit meine Küffer?“ brauste der Kiegler auf. „Daß s' mir z' Grund gehn bei der schweren Fuhr? Nein, da sein mir meine Fuchsen viel z' gut dazu. Und brauchen tu ich s' selber auch. Ich kann doch nit ein Paar Ochsen einspannen in mein Kutschierwager!“

Der Lechner nickte kopfwackelnd vor sich hin. „Hab' mir's eh denkt,“ brummte er. Und nach einer schweigenden Weile setzte er zögernd hinzu: „Dann hätt' ich halt noch eine andere Bitt' . . .“

Es war, als ob der Kiegler das ganz überhört hätte. Zumindest schien er nicht neugierig darauf zu sein, was der Poldl noch für ein Anliegen vorzubringen hätte. Er ging nur mit großen Schritten in der Stube auf und ab, suchte mit den Händen in der Luft herum und gab seiner Enttäuschung Ausdruck: „Meine Fuchseln Schotter führ'n! So eine dumme Idee! Da kunnt ich ja gleich aus mein'm Blumen-

gartl ein'n Misthaufen machen und aus meiner Stuben ein'n Sautstall . . .“

Ganz verzagt war der Haglechner dabei geworden, und er mußte erst ein paarmal tief Atem holen, bevor er es zu wiederholen wagte: „So hätt' ich halt eine andere Bitt . . . Ob d' mir nit ein paar Gulden leihen möcht'st, daß ich mir selber zwei Köffer anschaffen kunnt . . . Weißt, Bargeld is halt eine rare Sach' bei mir



Ganz verzagt war der Haglechner dabei geworden, und er mußte erst ein paarmal tief Atem holen.

„Gar, seitdem ich dir die Bachwiesen ab'kauft hab' . . .“

„Tut's dir etwan Leid jetzt?“ brauste der Kiegler wieder auf. „Da hätt'st dir die Sach' schon früher besser überlegen sollen. Jetzt is's z' spät dazu. Und Bargeld hab' ich selber keins im Haus.“

„Hast doch so viel Gründ' verkauft in der letzten Zeit?“ wagte der Haglechner schüchtern einzuwenden. Aber der Kiegler schnitt ihm das Wort noch im Munde ab und schrie hochfahrend heraus: „Gründ' verkauft — freilich. Soll ich dir etwan gar Rechenschaft ablegen drüber? Was verstehst denn du, was bei einer so großen Wirtschaft Geld aufgeht! Du hast es freilich leicht, — du halt'st dei' kleine Sach' beisam'm' und find'st dein Auskommen damit. Was unseiner aber für Sorgen und Pflichten hat, da hat ein anderer keine Idee davon . . .“

Langsam und schwerfällig stand der Haglechner vom Stuhle auf. „So geh' ich halt,“ murmelte er zögernd. „Und nix für ungut. Ich hab' mir halt denkt, 's wär' auch für dich kein schlechtes G'schäft. Wär' viel Geld z' verdienen dabei . . .“

Eine Weile wartete er noch, ob sich der Kieg-

ler nicht doch noch anders besinnen würde, dann aber, da dieser keine Miene machte, das Gespräch noch weiter fortzuführen, wandte er sich ab und ging mit einem kurzen Gute-Nacht-Gruß davon.

Reichtum schafft Sorgen. Der Kieglerbauer hatte alle Ursache, an die Richtigkeit dieses Spruches glauben zu lernen. Veinabe der ganze Besitz, den ihm die verstorbene Wirt-Mahm vermacht hatte, war schon in Geld verwandelt worden, — aber je leichter ihm die klingenden Silberstücke und die raschelnden Banknoten zugeflossen waren, desto leichter und schneller waren sie ihm auch wieder aus den Händen entschwunden. Und hätte jemand gefragt, wohin sie eigentlich gekommen waren, er hätte es selber nicht zu sagen gewußt. Die Spielverluste beim Karteln und auf der Kegelstatt waren ja doch nicht gar so hoch gewesen, ein gutes Nachtmahl beim Kirchenwirt des Dorfes oder bei der „Post“ im Stadtl drin fraß auch noch keinen Ucker auf, — so wenig wie einer der ausgewachsenen Käusche, die sich der Kiegler in der letzten Zeit manchmal geleistet hatte . . . In der Wirtschaft aber waren keinerlei Neuanschaffungen gemacht worden, die etwa größere Summen verschlungen hätten, — es war nicht auszu-denken, wohin das schöne Geld alles so schnell gekommen war . . .

Das einzige, was von dem ganzen Reichtum noch übrig geblieben war, das waren die beiden feurigen Fuchsen und das flotte Steirerwagerl dazu. Aber selbst das machte dem Kiegler keine besondere Freude mehr. Die Leute hatten sich längst an das Gefährt gewöhnt, das sie zuerst mit so bewundernden, neidischen Blicken angestaunt gehabt, und wenn der Kiegler heute wo immer damit angefahren kam, drehte sich kein Kopf mehr nach ihm.

Zornig ließ er den beiden Fuchsen die Peitsche um die Ohren knallen. Und mußte sie gleich darauf mit scharfem Ruck zurückreißen, denn die jungen Tiere waren an solche Behandlung nicht gewöhnt und hatten plötzlich ausgegriffen, als ob es gelte, beim Gasselfahren den ersten Preis zu erringen. Das besserte die üble Laune des Bauern nicht im geringsten. Und vollends verdorben wurde sie ihm, als er nun weit vor sich auf der sonnenflimmernden staubigen Landstraße den Wagen mit den zwei schweren Pinzgauern sah, die sich der Haglechner vor einiger Zeit eingehandelt hatte.

Ein Teufelskerl dieser Lechner! Macht immer ein Gesicht, als ob er nicht bis fünfse zählen könnte, und hat's dabei jauchend hinter den Ohren! Ihm, dem Kiegler, hat er sein Teil der Bachwiese abgeschwagt, und er war dumm genug gewesen, es dem Schlauberger für ein Spottgeld zu überlassen! Aber wer hätte damals auch dran denken sollen, daß man den Ries und

Schotter einmal zum Bahnbau brauchen würde, daß das wüste Steinerwerk eigentlich mehr wert sei als der schönste Grasboden . . . Und daß man durch die Zufuhr allein ein Heidengeld verdienen könne . . .

Allerdings, wenn der Kiegler gerecht sein wollte, so mußte er sich sagen, daß der Poldl wirklich und wahrhaftig an all das im voraus schon gedacht gehabt haben mußte. Hätte er ihm sonst das wüste Grundstück abgekauft? Und war er nicht bei ihm gewesen, um sich die Fuchsen auszubetteln für das Sandführen? Die schönen Fuchsen, mit denen er beim nächsten Gasselfahren Staat zu machen gedachte! Die Fuchsen, die bis dahin aber eigentlich doch nur für nichts und wieder nichts den Hafer fraßen — denn von all den Leuten an der Straße wandte ja doch kaum einer mehr den Kopf nach ihnen . . .

Wieder fauste die Peitsche um die Ohren der Tiere. Und diesmal zügelte der Kiegler ihr wildes Springen auch nicht mehr ein. Unweit von ihm stand ja schon das schwere Fuhrwerk des Haglechner mitten am Wege, eben hatte der Poldl den Hemmschuh unter's Rad gelegt und lenkte nun die bedächtigen Pinzgauer fürsorglich die steil abfallende Straße hinab.

Ein hochmütiges Lächeln spielte um den Mund des Kieglerbauern, da er nun durch lauten Zungenschlag seine Tiere zu noch schnellerem Tempo anfeuerte. Der dort vorne sollte wenigstens noch die Augen aufreißen und erschreckt zur Seite springen, wenn er jetzt mit seinen schlanken Fuchsen an ihm vorbeigejagt kam . . .

Ziehend schnitt die Peitsche durch die Luft. Weit ausgreifend jagten die jungen, lebhaften Tiere die steile Straße hinab. Noch sah der Kiegler mit schadenfrohem Behagen, wie der Lehner erschrocken zur Seite sprang und die schwerfälligen Kasse aus dem Wege riß, — dann aber war ihm plötzlich alles Behagen entschwunden. Weit zurückgelehnt stand er fast aufrecht auf dem schaukelnden Kutschbock, schwer und heftig zog, riß er an den Zügeln, — aber es nützte ihn nichts mehr, er hatte die Herrschaft über die Tiere verloren und mit unheimlicher Schnelligkeit fauste das leichte Gefährt den steilen Hang hinab.

Mit angstvollen Blicken starrte er vor sich

hin. Wenn es ihm nicht gelang, die Tiere noch vor der scharfen Wegbiegung zur Ruhe zu zwingen, dann war der Wagen verloren und die Köpfer und er selber auch . . . Die Augen quollen ihm schier aus den Höhlen, die Stirnadern schwellen ihm an zum Zerspringen und die Hände wurden ihm matt, weil der straff gespannte Leitriemen ihm blutige Striemen zog ins Fleisch . . . Und alles umsonst. Die Fuchsen waren nicht zur Vernunft zu bringen, der tollen Fahrt war kein Einhalt zu tun . . . Da ließ der Kiegler mit der Rechten das Leitseil los und griff wieder wütend nach der Peitsche. In sinnlosem Zorn hieb er auf die Pferde ein, daß sie sich hoch aufbäumten, — aber im nächsten Augenblick schon schossen sie wieder dahin, vollständig scheu geworden und nun gar wie blind und toll. Grad aus rannten sie, auch dort noch, wo die Straße die Biegung macht, — in hohen Sprüngen setzten sie über die Schotterhaufen am Wege, krachend flog das Wäglein



Ziehend schnitt die Peitsche durch die Luft.

an einen Randstein, mit einem wilden Fluch griff der Kiegler nach einem Halt, nach einer Stütze . .

Dann war mit einmal Stille. Die Pferde lagen mit gebrochenen Beinen im Graben. Der zerschellte Wagen war in wirren Trümmern über sie geworfen. Und weitab davon lag der Kieglerbauer

mit blutendem Kopf und gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

Als der Haglechner eine Viertelstunde später dahergehastet kam, konnte er nichts tun, als den Gestürzten in eine bessere Lage betten und ihm ein nasses Tüchlein über die Wunde binden, — für den Fall, daß der Doktor etwa doch noch ein Lebensfünkchen in ihm zu entdecken vermöchte. Dann löste er seine eigenen Kasse aus dem Geschirr und band sie an einen Baum. Und dann lief er ins Dorf zurück, so schnell ihn seine Füße trugen, um den Doktor aufzusuchen und ihn an die Unglücksstätte zu bringen.

Tage und Wochen lag der Kieglerbauer nun im Bett zwischen Leben und Sterben. So daß der Innerebner-Matthias, der das böseste Maul hatte im ganzen Waldbörsel, schon zu witzeln begann: „Das g'hört halt auch noch zu der Erbschaft von der Wirl-Mahm. Jetzt geht's ihm wie ihr: will allweil sterben und bringt's doch nit zuwegen.“

Der Haglechner war nun ein steter Gast im Kieglerhofs. Schier jeden Abend, sobald er seine Pinzgauer versorgt und alles Nötige in der eigenen Wirtschaft erledigt hatte, kam er dahergestapft, um nach dem Befinden des Geschwisterkindes zu fragen und um nachzuschauen, ob er der Kieglerin nicht in irgend etwas an die Hand gehen könne. Und da fand sich denn auch immer mehr als genug. Die Bäuerin wußte oft nicht, wo ihr der Kopf stehe vor lauter begonnenen und erst halb zu Ende geführten Tausch- und Kaufgeschäften ihres Mannes, vor allerhand amtlichen Zuschriften, Verständigungen und Mahnungen. Oft und oft war die graue Sorge im Hause zu Gast, seitdem die lustigen Fahrten ein so jähes Ende genommen hatten, seitdem ihr Mann sich im Bette lag.

So gut es gehen wollte, ordnete der Haglechner, was zu ordnen war. Machte manchen ungünstigen Handel in letzter Stunde noch mit schwerer Mühe rückgängig, um von dem sinnlos verschleuderten Erbteil der Mirl-Mahm wenigstens etwas noch zu retten. Viel war das freilich nicht. Das meiste war bei dem lustigen Leben der Kiegler-Leut' zerronnen wie Schneewasser vor der heißen Frühlingssonne. Und das bißchen Bargeld, das von den letzten Verkäufen noch ins Haus geflossen kam, ging drauf für Umschreibgebühren, Advokatenrechnungen und allerhand andere Forderungen, zu denen der sparame Haglechner ganz entsezt und verständnislos den Kopf schüttelte.

Als der Kiegler eines Tages endlich soweit gefundet war, daß er sich wieder selber um seine Angelegenheiten kümmern konnte, setzte sich der Lechner zu ihm in die Stube und legte ihm die Rechnung vor. Und da machte der Kiegler große, verwunderte Augen. Wie denn das möglich wäre, daß von dem ganzen schönen Erbteil nichts, aber auch schon gar nichts übriggeblieben sollte sein . . .

Die Rechnung stimmte bei Heller und Pfennig. Kein einziger Posten, der nicht genau verbucht, keine einzige Ausgabe, die nicht durch Belege begründet gewesen wäre.

Da packte den Kiegler eine sinnlose Wut. Mit der Faust hieb er auf den Tisch, und mit zornrotem Gesicht schrie er den Lechner an: „Alles hätt' noch anders werden können, wann mir das Unglück mit den Kößern nit g'schehen wär'! Die paar Gründ' auf der Spitalleiten hab' ich noch vertauschen woll'n gegen ein Stückl Lahnwald, — da wär' schlagbares Holz g'wesen und hätt' mir ein Heidengeld tragen . . . Aber wenn der Mensch halt krank im Bett muß liegen und sei' ganze Sach' fremden Leuten überlassen muß . . .“

Einen wütenden Blick schoß er nach dem Lechner hin. „Da bist nur du schuld dran! Weißt d' mir grad' hast müssen im Weg steh'n mit dein'm elendigen Schotterwagen!“

Der Lechner bekam nun auch einen roten Kopf. Aber er stand nur gelassen vom Tische auf und entgegnete ruhig: „Hätt'st halt auch lieber Sand g'führt, damals. Ich hab' dich ja um deine Kößer bitt' dazu.“

Diese Erinnerung machte aber den Kiegler noch wütender, als er ohnehin schon war. „Um deine Kößer bitt', ja!“ brüllte er. „Daß ich die feinen Fuchsen zu Tod' g'schunden hätt' mit der schweren Fuhr! Und du hätt'st mir dann halt aus Gnad und Barmherzigkeit auch ein paar Gulden zukommen lassen von dem Heidengeld, das d' dabei verdient hätt'st.“

Ganz atemlos war er geworden vor Erregung. Die Stimme schlug ihm um und stieg ihm als heiseres Geträchz aus dem Halse. „Warum hast mir denn nit früher was g'sagt von dem sauberen Schotterhandel mit der Eisenbahn? Den hätt' ich ja selber auch machen können! Wann d' mir mein Stückl Bachwiesen nit abg'schwindelt hätt'st für ein Häserl Kraut!“

„Abg'schwindelt?“ fragte der Lechner dagegen. Und es lag wie ein verhaltenes Drohen in dem einen kurzen Wort. „Hast mir s' ja sogar schenken woll'n, damals. Und hast mir s' mit Freunden verkauft, weil s' ja doch ein anderer nit hätt' haben mögen.“

„Weil doch kein Mensch was g'wußt hat davon, daß der Sand und Schotter auch noch zu was z' brauchen wär'!“ eiferte der Kiegler.



Die Rechnung stimmte bei Heller und Pfennig.

Aber der Lechner zuckte nur die Achseln und entgegnete in seiner bedächtigen Weise: „Da kann ich dir nur sagen, was du mir selber einmal vorg'halten hast: hätt'st dir die Sach' schon früher besser überlegen sollen. Jetzt is's z' spät dazu.“

Er schritt der Türe zu. Aber bevor er die Stube verließ, wandte er sich nochmals zurück. „Eins freilich kann ich dir anders sagen, als du mir damals g'sagt hast. Ein bißl Bargeld hab'

ich im Haus. Und ich g'steh's offen ein: an der Bachwiesen hab' ich's verdient. An dem Stückl, was mir die Wirl-Mahm vermacht hat, und an dem Stückl, das ich von dir dazu'kauft hab'. — Zu deiner Wirtschaft schaut's jetzt nit zum besten aus, — ich hab's g'geh'n während deinem Kranksein. Wann d' etwan eine kleine Hilf' brauchst in der nächsten Zeit, — ich tu's gern.“

„Ich pfeif' dir drauf!“ schrie der Kiegler zornig. „Und wann mir 's Wasser bis ins Maul rinnen sollt', — zu dir ging' ich noch allerweil nit betteln!“

Da drehte sich der Haglechner achselzuckend um, sagte kein Wort mehr und ging schwerfällig seines Weges.

Früher als sich's der Kieglerbauer hätte träumen lassen, war der Tag gekommen, da ihm „das Wasser bis ins Maul raun“. Die Arbeitsjchen, die ihn seit der Erbschaft der Wirl-Mahm überfallen gehabt, hatte den Grund dazu gelegt, das lustige Lotterleben, das er dann mit seinem Weibe geführt, hatte ein übriges dazugetan. Forderungen, an die er selbst nicht mehr gedacht, wurden erhoben, Versprechungen, die er in weinselegiger Stimmung am Wirtshausstische gemacht, sollten eingelöst werden. Und der Kiegler hatte sich schon viel zu tief in die Rolle des reichen Mannes eingelebt, dem es ein leichtes war, das Geld mit vollen Händen auszugeben, als daß er an eine Umkehr, an einen Einhalt darin hätte denken mögen. Er schämte sich, nun plötzlich nur wieder der einfache Bauer sein zu sollen, der er früher gewesen war . . .

Nun war es aber plötzlich doch zu Ende mit all der Herrlichkeit. Und zwei Wege nur standen ihm offen, wieder zurückzufinden zu einem erträglichen, geruhigen Leben. Harte Arbeit und genügsames Sichbescheiden wies der eine. Mit Schuldenmachen und allerhand glücklichen Zufälligkeiten lockte der andere.

Der Kiegler brauchte kein langes Ueberlegen, um sich da zu entscheiden. Und weil ihm kein anderer mehr borgen wollte, suchte er eines Tages den Haglechner auf. Aber er tat es nicht als demütig Bittender, er trat vor ihn hin als hochmütig Fordernder. War denn der Lechner nicht reich geworden durch ihn? Hätte er denn das glänzende Geschäft mit der Eisenbahn übernehmen können, wenn er, der Kiegler, ihm nicht in seiner Gutherzigkeit die Bachwiese zu solch einem Spottpreis überlassen hätte? Da war es doch nicht mehr als recht und billig, wenn nun der Lechner wieder ihm die Mittel bot, auch zu einem bißl Geld zu kommen! Den Lahnwald wollte er kaufen, ein Sägewerk wollte er bauen, — tausend Pläne und Absichten schossen ihm durchs Hirn, — nur vergaß er bei allem, daß da nicht bloß Geld allein dazu gehörte, sondern noch ein anderes, ebenso Wichtiges. Etwas, von

dem er in seiner Großmannsjucht am allerwenigsten etwas wissen wollte. Und das hieß Arbeit . . .

Das suchte ihm der Lechner auch klarzumachen, als er ihn endlich getroffen und ihm sein Anliegen vorgetragen hatte. Und darüber war es wieder zu einer ernsten Meinungsverschiedenheit und erregten Aussprache zwischen den beiden gekommen. „Ich hilf' dir gern, schon deinen Kindern z'lieb,“ hatte der Lechner zum Schluß gesagt. „Nur muß ich halt auch ein'n Sinn und Zweck seh'n in dem, was d' anfangen willst. Grad nur 's Geld beim Fenster 'nausschmeißen, das taugt mir nit. Da hab' ich mir's zu sauer verdient dazu.“

„So b'halt dir's halt!“ brauste der Kiegler auf. „Ich hätt' g'meint, 's Spekulier'n is auch eine Arbeit, — nur freilich eine g'scheitere und einträglichere als dein Sandführen da! Waußt aber du das nit einseh'n kannst, und wann d' etwan gar glaubst, ich sollt' jetzt anfangen zu robotten wie ein Tagwerker, so pfeif' ich dir drauf! Da brauch' ich deine Hilf' schon nit!“

Hochmütig wandte er sich ab und nahm den Weg schnurgerad aufs Wirtshaus zu. Eine Halbe nach der andern jagte er dort durch die Gurgel und schimpfte dabei wie ein Rohrspaß auf die Leut', die alle miteinander so dumm wären, daß sie seine großartigen Pläne nicht zu begreifen und zu schätzen verstünden . . .

Die „dummen Leut“, die gerade dort beisammen saßen, lachten ihm ins Gesicht zu all seiner Weisheit. „Gar so g'scheit hast es ja du auch bislang nit ang'stellt,“ meinte einer spöttisch. „Wo wär' denn sonst die ganze schöne Sach' hinkommen, was d' von der Wirl-Mahm geerbt hast?“

„Das geht kein'n Menschen was an!“ fuhr der Kiegler auf. „Soll sich nur jeder um sein Eigenes kümmern!“

Da mischte sich nun auch der Kirchenwirt ins Gespräch und stimmte dem Kiegler bei: „Hast ganz recht. Soll sich jeder um sein Eigenes kümmern. Und da frag' ich dich halt gleich: Wann zahlst mir denn schon einmal, was ich die letzten Wochen immer hab' aufschreiben müssen von deiner Zech'?“

Dem Bauern stieg das Blut zum Kopf. Vor Zorn und Scham. Aufgeregt von seinem Sitze springend, griff er hastig in die Tasche, um dem Kirchenwirt das Geld auf den Tisch zu werfen. Aber so viel er auch suchte, es fanden sich kaum ein paar Kreuzer vor. Da wurde er plötzlich ganz verzagt. Und um seine Verlegenheit zu bemänteln, fuhr er den Wirt grob an: „Brauchst keine Angst z' haben um die paar Groschen, — ich schick' dir s' heut' noch her. Aber daß d' es weißt, in dein Wirtshaus komm' ich nimmer! Ich bin's nit g'wohnt, daß man mich wegen so einer Lumperei fordert vor alle Leut'!“

„Wirst dich halt langsam dran g'wöhnen müssen,“ meinte der Wirt gleichgültig. „Und an dein'm Kommen is mir niz g'legen. Is eh besser, du schaust wieder einmal ein bißl nach der Arbeit, statt daß d' die ganzen Tag im Wirtshaus verhoockst.“

Den Schluß der Rede wartete der Riegler nicht mehr ab. Zornrot warf er dem Wirt noch eine Grobheit ins Gesicht, dann machte er sich fluchend davon.

Mit unsicheren Schritten, mit weinschwerem Kopf schwankte er in trübseeligster Stimmung fort über die sonnige Landstraße, auf der er vor kurzem noch so selbstbewußt mit seinen stinken Fuchsen dahinkutschiert war. Was war das damals doch für eine herrliche Zeit gewesen! Und alles verloren und vergangen, als ob es nie gewesen wäre! Die schönen Fuchsen verfallen, das Wägelein zerschmettert, die Gründe der

Mirl-Mahm verschachert und das Geld dafür verjubelt und verpraßt ...

Heiß schien die Sonne vom Himmel und der Staub der Straße legte sich atembeklemmend auf die Brust. Da setzte sich der Riegler ein Weilchen an den Straßeneinrain. Das Sehen war ihm sauer geworden, und im Kopfe

drängten sich allerhand wüste Gedanken. Wie ein Geächteter kam er sich vor ... Keinen Kredit mehr, keine Achtung bei den Leuten. Und für heut und morgen und allezeit nichts anderes mehr für ihn als nur die harte Arbeit ...

Wütend fuhr er wieder in die Höhe und drohte mit der geballten Faust nach dem Hügel hin, auf dem das Kirchlein stand und drum herum die Gräber der Verstorbenen lagen. Dort war ja auch das Grab der Mirl-Mahm, das immer noch auf seinen weißen Marmelstein wartete. Aber daran dachte der Riegler in diesem Augenblick nicht. Er schüttelte nur die Faust und lallte mit weinschwerer Zunge: „An mein'm ganzen Unglück bist nur du schuld! Mit deiner verfluchten Erbschaft ...“

Plötzlich aber erstarb ihm das Wort im Munde. Eine jähe Ernüchterung kam über ihn, ein Erschrecken, als ob die Tote die ungerechte Anschuldigung hätte hören können ... Schlaf

Radrer Hinfender Bote für 1918.

sank ihm die drohend erhobene Hand herab, hastig setzte er Fuß für Fuß und stapfte eilig weiter durch Sonnenbrand und Straßenstaub, seinem Anwesen zu. „Es hilft niz, — jetzt heißt's halt wieder arbeiten,“ murmelte er dabei. Und einen scheuen Blick noch nach dem Kirchhügel werfend, setzte er still hinzu: „Sollst dein'n Grabstein auch noch kriegen, wann ich mir wieder zu Geld komm'. Und ein'n schöneren als die Lahnhoferin hat ...“

Der Rieglerbauer hat sein Vornehmen nicht mehr zur Ausführung bringen können. Denn als er endlich wieder in geordnete Verhältnisse gekommen war — er hatte ein paar Jahre schwerer Arbeit dazu gebraucht —, war ihm schon der Haglechner zuvorgekommen damit. Der war zuerst wochen- und wochenlang mit seinem Schotterwagen und den schweren Pinzgauern

davor unermüdetlich von der Bachwiese zur neuen Eisenbahn gefahren, wo der feine Kies des unfruchtbaren Wiesenbodens zu den Betonbauten der Dämme und Brücken gebraucht wurde. Von dem Erlös dieser Arbeit hatte er nicht nur die Schuld für Wagen und Pferde tilgen können, er hatte

sich auch noch manches andere angeschafft, was im Hauswesen notwendig war, hatte sein Ackerland vergrößern und sogar noch einen Sparpennig in den Kasten legen können.

Dann aber fuhr er eines Tages wieder die Straße hinaus, — diesmal mit leerem Wagen. Und fast an genau derselben Wegstelle, wo der Riegler damals die Faust drohend gegen den Kirchhügel geschüttelt hatte, blickte nun auch der Haglechner hinüber nach der letzten Ruhestatt der verstorbenen Dorfgemeinschaft. „Lang hat's braucht, gelt Mirl-Mahm?“ murmelte er dabei und zog den Hut vom Kopf. „Aber das andere hat halt doch müssen früher sein. Und denkt hab' ich ja deswegen doch allerweil an dich.“

Am späten Abend desselben Tages war er wieder zurückgekommen und hatte einen großmächtigen Steinblock beim Friedhofstore abgeladen. Den setzte er dann im Verein mit dem Maurermeister und ein paar anderen Männern auf das Grab der Mirl-Mahm. Und am näch-



„Wirst dich halt langsam dran g'wöhnen müssen,“ meinte der Wirt gleichgültig.

sten Sonntag schon, als die Dörfler zum Gottesdienst gezogen kamen, konnten sie voll Bewunderung den schneeweißen Block betrachten mit dem Namen der Mirl-Mahm und einem schönen Sprüchli in goldenen Buchstaben drauf.

„Es völlig zu fürnehm für unsern kleinen Gotsacker da,“ meinte einer der Bauern, — aber der Haglechner wehrte ihm ab: „Sie hat sich's halt so g'wunschen g'habt, die Mirl-Mahm. Warum hätt' ich ihr nit sollen die Freud' tun? Ich bin ihr ja so viel Dank schuldig, daß i' mir die Bachwiesen vermacht hat bei ihr'm seligen Sterben.“ Er zupfte ein paar Blätter ab, die an dem Rosenstöcklein auf dem Grabe weck geworden waren, und murmelte dabei mit nassen Augen: „So viel gut is i' g'wesen zu mir. Und ich hab' ihr allweil so unrecht 'tan, weil ich nie nit hab' glauben wollen an ihr Kranksein.“

„Wegen dem!“ lachte der unverbesserliche Innerebner-Matthis, der nicht einmal vor der Kirchentür sein loses Maul im Zaum zu halten vermochte. „Mein lieber Haglechner, da glaub' ich heut' noch nit dran! Und drum is's ganz gut, daß d' den schönen Stein hast setzen lassen mit dem güldenen Namen drauf. So weiß man wenigstens, daß die Mirl-Mahm 's letzte Mal wirklich g'storben is. Und man braucht i' nit extra erst derschlagen.“

Der Bischof im Kasten.

Von L. vom Vogelsberg.

Es begaben sich gar seltsame Dinge, als Herr Euchar von Kunzerod noch auf dem Bischofsstuhl saß und alles Land ringsum ihm untertan war. Mäßen Herr Euchar offensichtlich vermeinte, der Krummstab sei nicht das Symbolum eines milden Hirtenregiments, sondern der Knüppel eines Büttels, dazu angetan, auf Rücken und Köpfen geplagter Untertanen zu tanzen.

Von des Gestrengen Brüdern übte einer nach gutem Brauch als geächteter Landschaden das Faustrecht. Da aber kein Herr im Lande war, dem Edlen das ehrbar Handwerk zu legen, trieb er's mit vieler Gunst. Seine Gestrengen aber hatten gleich dem Herrn Bruder als erblich Teil ein wenig Goldhunger mit auf den Weg des Lebens bekommen und nahmen die Dukaten, wie sie fielen. Dergestalt, daß im Sprengel bald kein Besitzender mehr an Leib und Leben sicher war. Denn der Kunzerod auf dem Bischofsstuhl, sobald er einen Gewinn vermutete, ließ bald den, bald jenen vor sein Gericht laden; woraufhin dem Inculpanten von den gelehrten Doctores, die ihren Teil am Geschäft hatten, eine passende Untat auf den Leib geschickt ward, daß der Freimann bald seines

Amtes walten konnte. Der Kunzerod aber zog ad majorem ecclesiae gloriam die Habe des Gerichteten für den eigenen Säckel ein.

Allgemach aber erschien ihm das Anshalten der Schriftgelehrten als ein überflüssig Ding, und so jagte er sie eines Tages gnädiglich auf und davon und saß selbst zu Gericht. Womit gesagt sein soll, daß irgendeiner, so ihm fett genug erschien, von Seiner Gestrengen auf der Gasse aufgehoben und sein Kopf ohne viel Verhör und Spruch auf den Block gelegt wurde.

Dieweil Seine Bischöfliche Gnaden aber eine gute Tafel liebten, so begab es sich eines Tages, daß Sie sich im Essen allzuviel taten. Allobald griff ein gewaltiges Ziehen und Reißen im innersten Adam des Kunzerod Platz, daß er vermeinte, er werde den Morgen nicht mehr erreichen. Nach allen Richtungen rannte das Gesinde davon, um einen Helfer aus diesen Nöten zu suchen.

Einer von den Dienstilligen stob auch in eine Schenke, um dort in Ruhe das zu erhoffende Ende seines gnädigsten Herrn abzuwarten. fand er da bereits einen baumlangen mageren Kerl sitzen, der sich vermaß, nachdem er die Kunde gehört: es sei ihm ein leichtes, dem Kunzerod wieder auf die Beine zu helfen. Sogleich faßte ihn der Bischöfliche mit beiden Händen und befahl ihm, falls ihm sein Leben lieb, das Werk auf der Stelle zu verrichten.

Der Fremde nahm auch keinen Anstand, zu folgen; erlaubte sich aber das fürwitzige Wort: er gehe freiwillig, weil es ihm andernfalls ein Spiel sei, dem Bischöflichen eins aufs Dach zu versehen, daß ihm das Befehlen auf alle Zeit vergehe.

Der Kunzerod wand sich noch in seinen Krämpfen, als man den Lagen vor ihn schob. Vorerst fuhr er trotz seines Grimmens zusammen, denn ler hielt den Fremden ob seines grauen Gewands und seines ewigen Lächelns für den Leibhaftigen selbst. Da der aber offen bekannte, ein fahrender Gesell zu sein und Wichart zu heißen, auch gelobte, kein Gift zu reichen, vielmehr den rettenden Trank aus bischöflichem Eigentum zu mischen, ließen ihn Seine Gestrengen bald gewähren.

Darauf schob der lange Wichart sein Gebein in den Keller und mischte im Weisem des Schenken aus allerlei Töpfen und Flaschen ein Tränklein zusammen. Seine Bischöflichen Gnaden aber, sobald sie davon genossen, fühlten allsogleich die plagenden Geister entweichen und spürten ein Behagen wie seit langen Zeiten nicht.

Der lange Wichart aber blieb von da ab bei dem Kunzerod. Das geschah für den Fall, daß dem Herrn die bösen Geister wieder einmal zuleibe gehen sollten. Ansonsten aber hatte Herr Euchar vor dem hageren, immerfort lächelnden

Bubengesicht des seltsamen Gesellen ein Grauen. Zumal man ihn heimlich wissen ließ: der graue Wichart sei einer von denen, die's mit dem Junker Boland treulich hielten. Zudem sei er ein arger Landschaden gewesen, ein fremder, guter Gesell, mit dem's nicht geheuer sei. Herr Euchar aber beschloß darnach, sich des langen Wichart zu entledigen.

Darum gab er ihm den Auftrag, einige Flaschen seines Wundertränkleins zu brauen, für



Der Runzerod wand sich noch in seinen Krämpfen, als man den Langen vor ihn schob.

den Fall, daß der Himmel Herrn Euchar wieder einmal in bresthaste Nöte versetzen sollte. Der lange Wichart grinste sich eins, und als er seine Tränklein geliefert hatte, befahl ihm der Bischof, sich dem Gefolge anzuschließen, damit sie auf dem Markt einem großen Schauspiel beiwohnten.

Auf dem Markte aber, auf dem viel Volks voll Bangen des Spektakels harrete, war ein hoher Galgen aufgeschlagen. Herr Euchar von Runzerod nahm allsobald diesem gegenüber Platz und wandte sich mit einem Lächeln, gleich dem eines Meisters Keineke, an den langen Wichart.

„Biellieber und Getreuer!“ begann er. „Ihr habt mir manchen braven Dienst getan, und es erscheint mir billig, daß ich Euch nach Kräften wieder vergelte. Ich rette hiermit Eure Seele, denn Ihr habt einen Pakt mit dem Bösen, wie durch Euer absonderliches Wesen offensichtlich dargetan. Zu Eurer Rettung und

zur Wahrung meiner Schäflein werd' ich Euch noch in dieser Stunde zur ewigen Herrlichkeit eingehen lassen.“

Ehe der lange Wichart noch das Maul auf-tun konnte, hatte der Freimann schon die Hand an ihn gelegt und wollte ihn nach dem Galgenholz hinüberziehen. Der Lange aber blieb fest auf seinen zwei dünnen Beinen stehen, daß sich der gute Meister umsonst mühte. Sah mit seinem ewigen Lächeln dem Bischof in das Fuchsgesicht und schüttelte den Kopf wie bei einem Unbegreiflichen.

„Warum wollt Ihr mir ein so teures Halsband schenken?“ fragte er.

Und als der Freimann weiter an ihm riß und zerrte, schlug er ihm so kräftig aufs Maul, daß er im Bogen in den Kreis der hochwürdigen Herren hineinfiel. Und grinste, daß ein Ohr das andere besuchte.

„Ihr schüttelt den Kopf, gestrenger Herr?“ fragte er wieder. „I nun, in dieser Nacht erschien mir Sankt Korbinian im Traum und zeigte mir einen Platz in Euren Landen, da zehntausend Dukaten liegen.“

Seine Gestrengen fuhren in die Höhe, vergaßen alle Würde und überfielen den Langen mit Fragen. Der aber schüttelte den Kopf: „Werd' mich hüten. Ihr wollet mich ja henken lassen!“

Mit behenden Händen scheuchte der Runzerod das Gefolge zurück und rief den Langen näher. „Ihr wollt mich zum Narren machen! Ihr lügt mich an mit Sankt Korbinian!“

Der Wichart zuckte die Achseln: „Hab' Euch nicht geheißen, mir zu glauben.“

Da fing der Runzerod an, mit süßen Worten zu tänzeln, und versprach dem Zukulpaten Leib, Leben und ein großes Glück. Also kamen sie überein und der Wichart fragte: „Kennt Ihr die gebrochene Burg Bolay, die Herrn Friedrich gehörte? Da liegt der Schatz.“

Der andere aber rutschte auf seinem Sessel. „Den ich seit fünf Jahren suche! Hallo! Wir brechen sogleich auf.“

Der Wichart aber zog den Mund wieder bis an die Ohren. „Ihr werdet ihn nicht finden, und wenn Ihr mit tausend Mann die Burg umkehren laßt. Ich aber führ' Euch mit verbundenen Augen hin.“

Also versicherte sich der lange Wichart seines Lebens. Damit er ihm aber nicht entginge, ließ ihn der Runzerod in das Torhaus an der Stadtmauer bringen. Vor diesem Tor aber lag der breite Graben; der war dazumal ohne Wasser und glich einer schönen grünen Wiese. Als nun die mitternächtige Stunde kam, da zog der Gefangene die Stäbe am Turmfenster auseinander und hopfte in den Graben hinunter. Als er aber mit einem Plumps unten anlangte, fand er da ein Konzilium von Ratten, die sich

mit einem weißen Ziegenbock berieten. In die platze er hinein, dergestalt, daß man ihn mit großem Gefach, Hallo und Gemecker empfing und ihn mit starren Augen beglozte. Der Torwärtel rannte hintunter, um zu sehen, was es gäbe. Als er aber die Versammlung gewahrte, kollerte er mit heiserem Getreisch davon, was der Bock und die Ragen sogleich für eine freundliche Einladung nahmen und ihm jauchzend und mit Windeseile folgten. Der gepeinigzte Wärtel raste dahin, das Trüpplein folgte ihm und hinter ihnen erklang ein schrecklich meckerndes Lachen und ein wildes Hui, Hui!, daß sie rannten, als hörten sie den Leibhaftigen selbst.

Als der Kunzerod mit dem halbtoten Wärtel nach einer Weile kam, um zu exorzifizieren, saß der lange Wichart still in seinem Kämmerlein. Und vermochte nichts zu sagen über den Spuk; meinte aber doch: es möchten wohl die Seelen der Gehentken gewesen sein, die von Herrn Euchar ihr Geld wiederhaben wollten. Worauf Seine Gestrengen hurtig die Treppe hinuntereilten.

Am andern Tag aber zog man gen Bolay. Es vergingen ein Tag und eine Nacht, bevor man ankam. Als man aber am Fuße der gebrochenen Mauern anhielt, da fing der lange Wichart ein Grinsen an, daß es denen, die es hörten, vor Angst das Gemüth umdrehte.

Herr Euchar aber hatte niemanden etwas von seinem Plane wissen lassen. Als es nun anfang zu dämmern, da befahl er seinen Knechten, schaflederne Säcke zu bringen und ihn am Eingang des geboritenen Bergfrieds zu erwarten. Der lange Wichart aber nahm ein Bündel Fackeln und schritt voran. Treppauf, treppab gingen sie, durch lange, finstere Gänge, tief unter die Erde, bis sie vor einem kleinen Mäuerlein haltmachten. Der lange Wichart zog einen Hammer aus dem Wams und schlug mit wenigen Streichen ein großes Loch. „Da ist's, Herr Bischof!“ lachte er und sprang in das Dunkel hinein. Und Herr Euchar folgte.

Als bald sahen sie eine Reihe kleiner Kisten stehen, deren eine der lange Wichart aufsprengte. Goldenes Gerät und Dukaten schimmerten hervor, daß der Kunzerod ganz trunken wurde. Wichart aber deutete auf einen Kasten, so groß, daß wohl Mann und Roß darin Platz haben mochten. Daran lehnte eine kleine Leiter, die der Lange erkletterte, worauf er dem Bischof rief, ihn zu folgen.

„Da liegt das Beste,“ hob er an, „aber Ihr müßet erst den Damm lösen, so will's Sankt Korbinian.“ Und als der Bischof eilig folgte und sich über den Rand des Kastens bog, gab ihm der andere einen gewaltigen Stoß, daß er mit dröhnendem Plumpsen in das leere Gelaß hineinfiel.

„Hoho, Verrat!“ schrie der Kunzerod aus der Tiefe.

Der lange Wichart aber saß rittlings auf dem Rand des Kastens, hielt den Deckel hoch und grinste.

„Habt's geraten!“ rief er. „Kennt Ihr mich, Herr Bischof? Ich bin der Bruder Herrn Friedrichs von Bolay, den Ihr um Gut, Ehr und Leben gebracht!“

„Ich laß' Euch henken!“ brüllt' es aus dem Kasten herauf.

„Tut's!“ lachte der Wichart.

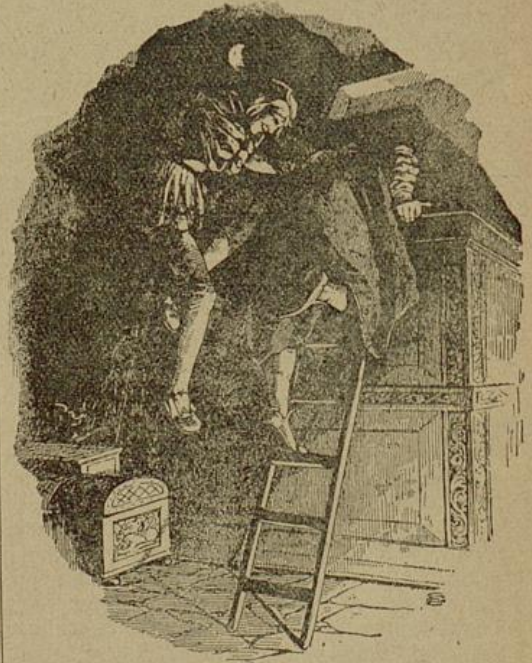
„Ihr habt mich betrogen!“

„Ihr meinen Bruder gemeuchelt!“

„Helst mir heraus, und ich schent' Euch das Leben!“

„Ich aber nicht Euch das Eurige. Gehabt Euch wohl! Nun sollen Eure eigenen Knechte mir mein väterlich Erbteil zu Schiff bringen. Und grüßt meinen Bruder, Herrn Friedrich von Bolay, wenn er um Mitternacht kommt, Euch zu besuchen.“

Das Gewölbe dröhnte, — der Deckel fiel zu. Der lange Wichart von Bolay aber rief die



Und als der Bischof sich über den Rand des Kastens bog, gab ihm der andere einen gewaltigen Stoß.

Knechte. Und als bald trugen sie ihm Sack um Sack hinunter nach dem Baseler Schiff am Ufer. Und als der letzte Sack im Kielraum lag, da ließ er die Bischoflichen kommen und gebot ihnen, nach dreimal vierundzwanzig Stunden den Kasten zu öffnen. Dann würde

eine große Freude sein in Seiner Gestrengen Sprengel.

Dann zog er den Mund bis an die Ohren, warf mit einem Fauchzen seine Kappe in die Luft und sprang auf das Schiff.

„Grüßt Euren Herrn von Wichart von Boley!“ schrie er hinüber.

So fand man den Bischof im Kasten; den langen Wichart aber sah keiner wieder.



Der Heimat-sucher.

Von Maily Koch.

Fünf Jahre war der Heiner nun schon in der Stadt; aber er fühlte sich ihr noch nicht zugehörig. Während einer langen Wanderzeit war es sein Wunsch und Ziel gewesen,

in der Nähe seiner heimatlichen Schwarzwaldberge eine dauernde Arbeitsstätte zu finden. Es war ihm geglückt. Eine große Uhrenwerkstätte hatte ihn angestellt in einer Stadt, der Heimat so nahe, daß sie ihm an jedem freien Tag erreichbar war. Und dennoch ließ ihn die Unruhe nicht los. Er konnte nicht Wurzel fassen in dem fremden Erdreich. Er hatte für niemand zu sorgen, und kein Mensch sorgte für ihn. Eine einzige Schwester lebte ihm noch. Sie war Magd auf einem großen Bauerngut in seinem Heimatdorf. Zu ihr wanderte er oft und hatte dann immer etliches Bare in der Tasche, womit er nach und nach die kleine Summe abbezahlt, die sie ihm im Lauf der Wanderjahre zugestreckt hatte. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, hatte er in die Welt gehen müssen — ein Waisenbub, in allem Wesentlichen auf sich selber gestellt.

Die sehr viel ältere Schwester war ihm wie eine Mutter gewesen; aber sie war eine rauhe, karge Natur, und seit er kein Geld mehr brauchte, hatte sie ihm nichts mehr zu geben. Wohl hatte er mancherlei Liebe erfahren, im wilden Drang der Jugend und in der schmerzlichen Sehnsucht seiner reiferen Jahre. Aber er besaß eine grausame Hellsichtigkeit, die ihn immer wieder abhielt, das lose geschlungene Band einer Liebchaft durch die Ehe fester zu knüpfen. Er hatte zu viele böse Meisterinnen kennen gelernt, die wohl auch einmal jung und fröhlich gewesen waren, zu viel eheliche Mühsal und heimliches Elend ersahnt, um sich noch unbesangen dem Traum eines Liebesglückes hingeben zu können. Trotzdem war er kein Kopfhänger geworden, kein nüchterner Krittler. Seine Augen schauten hell

und fröhlich in die Welt, und ihr warmer Glanz schien sich nur zu vertiefen durch Leid und Schuld, wie es ihm das Schicksal aus Sehnsucht und Enttäuschung schuf.

Da geschah es einmal, als er in der Morgenfrühe zum Geschäft eilte, daß ein Lachen ihm ans Ohr klang, wie er's noch nie gehört hatte. Weich und tief und wie verschleiert war die junge Stimme gewesen. Er wandte sich um und sah zwei Mädchen vor einer Ladentür stehen. Sie hatten das niedere Gittertor ausgehängt, das über Nacht den Laden abgeschlossen hatte. Die eine hatte wohl gerade eine lustige Bemerkung gemacht. Sie sah ihm ins Gesicht. Eine schlanke Blonde mit schadhafte Zähnen.

Die war es wohl nicht. Da erhob sich die andere aus ihrer gebückten Stellung, und ein jähes Zucken seines Herzens verriet ihm: diese war's! Das Antlitz war von einer seltenen Lieblichkeit, ohne wirklich hübsch zu sein. Die dunkeln Augen hatten, trotz des Lachens, das noch um ihre Lippen lag, einen ersten, sinnenden Ausdruck; die sanft gebräunten Wangen waren zart und schmal, und ein tiefrotes Band, das sich um ihre Haare schmiegte, ließ das Gesicht fast kindlich erscheinen, trotzdem die Friese der ersten Jugend schon erloschen war.

Als die beiden im Laden verschwunden waren, kehrte er die paar Schritte zurück und musterte die Auslage. Kleine Kunstwerke standen da, seine Lederwaren, lauter Dinge, die er nicht brauchen konnte, noch weniger kaufen. Aber am zweiten Fenster sah er auch Seifen, Zahnbürsten, Schwämme . . . erreichbare Sachen, — da konnte sich wohl Gelegenheit finden, jene Stimme noch einmal zu hören.

Als die Mittagspause anbrach, hatte er's eiliger als sonst. Warum sollte er nicht schon heut sein Glück versuchen? Vielleicht traf er sie noch, ehe auch sie zum Essen nach Hause ging. Etwas befangen betrat er den fremden und vornehmen Laden. Aber er wurde sofort ruhig, denn aus dem dunkeln Hintergrund tauchte das rote Band auf und jene dunkle Stimme fragte ihn nach seinen Wünschen. Er ließ sich Zahnbürsten zeigen und wählte so lange und umständlich, daß ein schelmisches Lächeln über die Züge der Verkäuferin glitt. War er so heikel? Oder kaufte er diesen Gegenstand zum erstenmal? Mit prüfenden Blicken musterte sie ihn. Sein Anzug war aus billigem Stoff und nicht mehr neu, aber sorgfältig instand gehalten. Die Hände waren derb und fest, aber nicht von harter Arbeit verdorben und peinlich sauber. Was mochte er wohl sein? Da traf ihr Blick seine Augen, und ein seltsames Gefühl durchflutete sie. Was hatte der Mensch für merkwürdige Augen? Es war unmöglich, ihre Farbe zu erkennen, solch ein Leuchten ging von ihnen aus. Der hat ja goldene Augen, dachte sie. Und es

m
m
id
ig
de

wurde ihr warm ums Herz, als habe die Sonne hineingeschienen.

Er hatte bezahlt und den Laden verlassen ohne ein überflüssiges Wort. Aber draußen blieb er stehen und überlegte. Ob sie wohl um halb ein Uhr zum Essen ging? So lange wollte er noch warten. Es dauerte auch nicht lange, so trat sie im Hut aus der Ladentür. Mit raschen Schritten ging er auf sie zu.

„Ich hab' auf Sie gewartet,“ sagte er ohne Befangenheit, als ob es sich von selbst verstünde. „Darf ich mitgehen?“

Ihre Augen schauten ein wenig mißtrauisch an ihm empor. Aber sein klarer Blick beruhigte sie.

„Ist's wegen dem Zahnbürstle?“ fragte sie schalkhaft.

„Nein, nicht wegen dem Bürstle,“ lachte er.

„Mir ist so wohl ums Herz, als hätt' ich . . . Darf ich Du sagen?“

„Ja,“ gab sie freimütig zur Antwort. Ihr war, als hätte sie ihn schon lange gekannt. Sie gingen durch einsame Straßen, und er nahm ihre Hand in die seine.

„Hast du keinen Schatz?“

Ueber ihr Gesicht flog ein Schatten, und herb und zögernd kam ihre Antwort: „Nein. — Wir sind fünf Geschwister. Der Vater ist Lokomotivführer. Da ist nicht viel zu holen.“

„Ich will auch nichts holen,“ sagte er und hielt ihre Hand fest, die sich zuckend hatte aus der seinen lösen wollen. „Eine Heimat such' ich. Und mir ist, als hätt' ich sie gefunden in dir. . . Meinst, du könntest es mit mir wagen?“

Wieder hob sie die Augen zu ihm empor mit einem so bangen, forschenden Ausdruck, daß ihm das Herz weh tat. „Ich bin der erste nicht,“ dachte er. „Sie hat schon ihr Teilchen Leid erfahren.“ Aber er fühlte, daß sie rein war und hilflos, und sein Verlangen wuchs, sie zu bergen in seiner warmen, mitleidvollen Liebe.

Im vertrauenweckenden Schein seiner Augen erhellte sich ihr Gesicht.

„Ich hab's ja schon gewagt! Meinst, ich ginge mit jedem, der mich einfach so an der Hand nimmt wie du?“

Ihr schelmisches Lächeln beglückte ihn wie ein Geschenk.

„Nein,“ gab er froh zur Antwort. „Aber ich hab' dir halt in die Augen gestochen! Wenn man so feine Einkäufe macht, gelt? Uebrigens — da hast du das Bürstle! Ich hab's für dich gekauft.“

Sie nahm lachend das kleine Päckchen in Empfang.

„Drum hast du's so klein genommen!“

„Und du hast gedacht: ist das ein dummer Kerl? Ja — du weißt halt noch gar nicht, mit wem du's zu tun hast! Rat einmal, was ich bin!“

Sie überlegte. Ein Schwerarbeiter war er nicht, das zeigten seine Hände. Kaufmännischer Angestellter? Dazu paßte sein Wesen nicht.

„Maler?“ fragte sie, aber er schüttelte den Kopf.

„Postbeamter? Buchbinder? Ja — dann weiß ich nicht . . .“

„Außs Feinste bist halt nicht gekommen! Uhrmacher bin ich in der Schwarzwaldindustrie und heiß' Heinrich Straub. Bin selber auch ein Schwarzwälder; drum geht's bei mir ein bißel gradaus. Umwege kann ich keine machen. Fest und ehrlich los außs Ziel, — so geh' ich gern! Willst du mit mir gehen — Hand in Hand?“

„Ich weiß nicht warum, — aber ich hab' ein Vertrauen zu dir, wie noch nie zu einem Menschen. Ich will mit dir gehen.“

Sie waren in eine breite Straße eingebogen; vor einem großen, ihm prächtig erscheinenden Hause blieb sie stehen.

„Hier wohnen wir, im Hinterhaus — vierter Stock. Anna Lukas heiß' ich. Wann seh' ich dich wieder?“

„Am Sonntag hol' ich dich ab, um drei Uhr. Ist's dir recht? Dann gehen wir zusammen hinaus ins Freie.“

Er drückte noch einmal fest ihre Hand. „Auf Wiedersehen!“

Sie nickte ihm fröhlich zu und verschwand im dunkeln Hausflur. Dann wandte er sich raschen Schrittes seiner Wohnung zu, die in einem entfernten Stadtteil lag, so nah als möglich den heimatlichen Bergen.

Von nun an trafen sie sich jeden Sonntag und wanderten zusammen. Zuweilen blieben sie in der Nähe der Stadt. Oft aber fuhren sie mit der Bahn hinaus und machten weite Wege über die Höhen, die er liebte. Es war Sommer, und sie genossen seine Fülle, wie es beiden noch nie widerfahren war. Sie verstanden sich merkwürdig gut. Nie gab es einen Mißton zwischen ihnen; ihre Seelen klangen mühelos zusammen, wie zwei Instrumente, die auf denselben Ton gestimmt sind. Er erzählte ihr von seiner harten Jugend, den entbehrungsreichen Wanderjahren. Und mit dankbarer Liebe sprach er von seiner Schwester, die ihm treulich beigestanden hatte in jeder Not. Noch einen kleinen Rest war er ihr schuldig von der Summe, die sie ihm vorgestreckt hatte aus ihrem kargen Lohn. Im Frühjahr würde er abbezahlt sein; dann konnte er heiraten und in bescheidenen, aber sicheren Verhältnissen eine Frau ernähren. Auch seine Verirrungen beichtete er, sein Suchen nach einer Heimat, seine Enttäuschungen und Bitternisse. Da fand auch sie den Mut, ihm die traurige Geschichte ihrer Jugend zu erzählen. Ihre Eltern lebten in Unfrieden. Die Mutter verstand nicht zu wirtschaften; der

Vater war hart und jähzornig. Not und Streit hatten ihre Kindheit vergiftet, solange sie denken konnte. Dann war plötzlich etwas Helles in ihr Dasein getreten. Vor etlichen Jahren nämlich hatte ein Student im Hause gewohnt. Der hatte sie liebgewonnen. Er war eines Amtmanns Sohn und sollte auch Jurist werden. Reich war er nicht; aber sein vornehmes Wesen hatte sie bezaubert, und mit der ganzen Leidenschaft ihrer Jugend hing sie sich an ihn. Von Heiraten hatte er nie gesprochen; aber sie konnte sich kein anderes Ziel, keine andere Möglichkeit denken. Als er nach dem letzten Examen in die Ferien ging, schrieb er ihr nicht mehr, und bald darauf hörte sie von seiner Verlobung.

Da war sie fast gestorben vor Weh und Scham. Aber das Schlimmste fast waren die Reden der Mutter gewesen. Kein Mitgefühl hatte sie bei ihr gefunden, die doch um alles gewußt und das Verhältnis mit Abßicht gefördert hatte. Nur Vorwürfe und Scheltworte hatte sie zu hören bekommen. Und selbst heute noch hatte sie keine Ruhe davor.

Sie erzählte schlicht und ohne viel Wesen zu machen von ihrem Leid. Aber Heinrich fühlte: sie war auch heute noch nicht damit fertig. Er empfand es ohne die leiseste Regung der Eifersucht. Wahrscheinlich hätte sie ihm ihr Herz nicht zugewandt, hätte diese Enttäuschung sie nicht gereift. Er besaß ja keine einzige der Eigenschaften, die jener ersten Liebe noch in der Erinnerung Glanz und Weiße gaben. Nichts Vornehmes war an ihm. Sein Aeußeres, wenn er auch immer mit Sorgfalt gekleidet ging, war nichts weniger als bezaubernd, das wußte er. Seine Gestalt war klein und schwächig; kaum überragte er das zierliche Mädchen an seiner Seite. Selbst sein Schnurrbart zeigte nur spärlichen Wuchs. Schön waren nur seine Augen; aber das wußte er nicht. Ihre Farbe war ein ganz liches Braun, und ein Schein ging von ihnen aus, daß Anna nicht unrecht hatte, wenn sie im stillen dachte: er hat goldene Augen. Oft glich ihr Ausdruck dem Blick eines treuen Hundes. Die unergründliche Hingabe der Kreatur lag darin, überjont von der Wärme eines fröhlichen Menschengemüts. Es tat ihm wohl, sie trösteten zu dürfen. Er fühlte, wie ihr Herz sich ihm aufstat, und er sah, wie ihre Augen immer fröhlicher wurden. Sie blühte auf an seiner Seite wie ein verkümmertes Pflänzchen, das in die Sonne kommt. Sein bedingungsloses Vertrauen machte sie stark und froh.

Aber eines quälte sie zuweilen, und das ahnte er nicht. Sie hatte ihn lieb, wie man einen Bruder liebt. Das heiße, berauschende Glück, das Wogen des Blutes, die Unruhe und Seligkeit ihrer ersten Liebe, all das empfand sie nicht. Wenn er sie küßte, schlug ihr Herz nicht schneller. Sie bot ihm ihre Lippen zum Abschied ohne

Scheu und ohne Lust. Und darunter litt sie im geheimen. Sie fühlte es wie eine Schuld. Sie hatte sich wohl ganz dahingegeben in ihrem ersten Liebestraum, hatte sich für einen Unwürdigen vergeudet und ihr Inneres war wie ausgebrannt. Nun hatte sie nichts mehr zu geben, wo sich's um ihr Leben und ihre Zukunft handelte. Diese Stumpfheit erschien ihr als Strafe, und sie rang damit in heimlicher Angst. Als er einmal auf stillem Waldweg den Arm um sie schlang und seine Worte heißer und drängender wurden, als sie's von ihm gewohnt war, da riß sie sich los und schaute ihn so hilflos erschrocken an, daß ihm die Arme sanken. Er deutete sich ihr Erschauern als mädchenhafte Scheu, als ein Aufßackern weher Erinnerung. Das würde beides vergehen. Aber er schonte sie von jener Stunde an und hielt seine Sinne so fest in der Gewalt, daß sie nicht ahnte, wie die heiße Sehnsucht in ihm wuchs, sie ganz und für immer zu besitzen.

So hatte jedes sein Geheimnis vor dem andern, ein Geheimnis, das fast wie eine Lüge war, — und doch glaubten beide, einander in lauterster Wahrhaftigkeit anzugehören.

Nie war sie zu bewegen, einmal sein Stübchen zu betreten, das im Dachstock eines großen Miethauses lag. Sie schien die Meinung der Menschen zu fürchten, und er neckte sie oft mit ihrer Angst vor seiner gutmütigen Hausfrau. Aber er trug ihr diese Scheu nicht nach, so gern er ihr sein kleines Reich mit der Aussicht auf die nahen Berge gezeigt hätte. Veinabe war er ihr dankbar für ihre Sprödigkeit: das hatten ihm so manche früher gar zu leicht gemacht; er wußte sie gern anders als jene Gestalten seiner Vergangenheit.

Wenn er sie abends nach Hause gebracht hatte, so wartete er noch ein Weilchen im dunkeln Hof, bis sich Licht an ihrem Fenster zeigte. Dann pfiß er leise den Anfang eines verträumten Volksliedes als Nachtgruß zu ihr empor. Vielleicht erschien sie einen Augenblick hinter dem Vorhang — die Mutter wußte noch nichts von ihren Beziehungen, und es war Vorsicht geboten —, und jedesmal machte er sich fröhlich auf den Heimweg.

Dann war ein Spätherbsttag gekommen, ein mißgelaunter Tag, mit Sturm und Regen, und hatte die beiden zur Einker in ein einsames Wirtshaus genötigt. Die Stube war von Gäften überfüllt; Rauch und Lärm schlug ihnen daraus entgegen. Sie setzten sich still in eine Ecke und wärmten sich an dem heißen Kaffee, den ihnen die Wirtin herzutrug.

Die Gäfte schienen zum größten Teil Studenten zu sein. Sie hatten wohl den ersten Schnee erproben wollen, der auf den Höhen gefallen war. Aber der Regen hatte ihn schon wieder geschmolzen, und ihre Schneeschuhe stan-

den trübselig an den Wänden umher. Ein übermütiges Treiben herrschte in dem niedern, raucherfüllten Raum. Der Alkohol half die Enttäuschung vergessen. Einer der jungen Leute setzte sich ans Klavier und hieb derb und schwungvoll auf die Tasten ein. Bald war ein lärmender Tanz im Gang. Die feinen Herrchen schoben die Zigaretten in den Mundwinkel und schwenkten schwerfällige Bauerndirnen mutwillig in der engen Stube herum. Der Boden dröhnte, das Getöse und Gelächter übergelte die Anstrengungen des altersschwachen Klaviers.

Heinrich versuchte vergebens, sich in dem Lärm mit seiner Gefährtin zu unterhalten. Sie starrete mit seltsam hungrigen Augen in den Wirbel der Tanzenden. Es war ihr, als klopfte ihr Herz, als tanze ihr Blut in dem Rhythmus des Walzers. Wie oft war sie bei solchen Klängen im Arm ihres Liebsten dahingeflogen! Sie mußte an einen Faschingsball denken, an einen späten Heimweg in sternklarer Winternacht. . . . Sie sah Sekt in feinen Gläsern perlen und fühlte wieder den prickelnden Geschmack auf der Zunge. . . . Und heute saß sie still in einer Ecke und trank unbeachtet ihren schlechten Kaffee! Und alles war so ganz anders als damals! „Möchtest du tanzen?“ hörte sie Heinrich fragen. Er sah ihre Sehnsucht, und sie tat ihm leid. „Weißt, — ich bin ein schlechter Tänzer; mit mir wär's kein Vergnügen für dich. Aber . . .“

Sie unterbrach ihn mit einer Bitterkeit, die er nicht an ihr kannte: „Wer sollt' sonst mit mir tanzen, außer dir?“

Da trat einer der jungen Leute an ihren Tisch. Er mochte etwas älter sein als die übrigen. Sein schönes, scharfgeschnittenes Gesicht war ihr schon ein paarmal aufgefallen. Seine breitschulterige Gestalt hatte oft das Gewühl der Tanzenden überragt.

„Na — Fräuleinchen, wollen wir nicht auch 'mal 'ran?“ Seine Stimme hatte trotz der Freundlichkeit seiner Aneide einen herrischen Klang.

Ein fragender Blick flog aus ihren Augen zu Heinrich hinüber. Der lächelte nur und sagte unbesorgt: „Geh nur, wenn's dir Spaß macht! Ich hol' mir eine Zeitung, mir wird die Zeit nicht lang.“

So nahm der große Fremde sie ohne weiteres in seinen Arm und suchte tanzend mit ihr seinen Weg durch das Gewirr der lachenden Paare. Ihr war's, als schwebte sie in einem Traum dahin. Mit dem feinen Duft seiner Zigarette drang die Erinnerung fast schmerzhaft auf sie ein. Was war dies stille Leben, das sie seither geführt hatte? Nur ein Schlaf . . . ein Nichtwissen, ein halbes Fühlen . . . Wie ein Taumel überkam sie das jähe Wachwerden ihrer Sinne. Sie wußte kaum mehr, wo sie war.

Ihr Tänzer spürte die leidenschaftliche Hingebung, die in dem Feuer ihrer Bewegungen lag. Ihr zarter Körper schmiegte sich in die Wellen der Musik, als dehne er sich wohligh in erquickendem Bad.

„Alle Wetter, — Sie tanzen ja famos!“ hörte sie seine Stimme an ihrem Ohr. „Ich kann das beurteilen; war selbst 'mal der beste Tänzer unserer Verbindung. Und das will was heißen! Wir haben immer die flottesten Kerls!“

Ihr machte das grobe Geschütz seiner Prahlerei besonderen Eindruck, und er fühlte das wohl.

„Ich habe so wenig Übung,“ gab sie schüchtern zur Antwort. „Aber ich tanze fürs Leben gern!“

„Und da sind Sie so still und brav bei dem ehrsamem Philister da drüben sitzengeblieben? Wohl Ihr Schatz — was?“

„Er ist . . . ich weiß nicht . . .“ Sie war verlegen und ihre Stimme klang gepreßt. Auf einmal schien es ihr unmöglich, daß sie jemals Heinrichs Frau werden sollte.

„Na, — da würd' ich mir die Sache aber noch sehr überlegen!“ sagte er. „Ein Mädels



„Na — Fräuleinchen, wollen wir nicht auch 'mal 'ran!“

wie Sie ist zu gut für Gebatter Schneider und Handschuhmacher!“

„D nein!“ Zum erstenmal sah sie zu ihm auf und schaute ihm seltsam ernst in die Augen. „Eher nicht gut genug!“

Sein Blick hielt den ihren fest. Sie fühlte sich in seinem Bann. Ein sieghaftes Lächeln lag auf seinen Zügen. Sie empfand nur das

Strahlende seiner Persönlichkeit, sah nicht den Schatten, den der Efel um seinem Mund gegraben hatte, fühlte den Spott nicht, der aus seinen Augenwinkeln blitzte.

„Fängt Feuer, die Kleine,“ dachte er, und sah prüfend auf sie herab. Sie war fein und zierlich. Das zarte Mund ihres Gesichts, umrahmt von dem leicht gewellten, kastanienbraunen Haar, hatte einen eigenen Reiz. Es war nicht die Durchschnittsgattung eines Ladenmädchels. Vielleicht war etwas mit ihr zu machen. Jedenfalls konnte man 'mal ein bißchen eingehen auf diese mühevolle Eroberung. Nach den nervenzerrüttenden Szenen mit der kleinen Sängerin, die nun endlich eingesehen hatte, daß sein Geldbeutel für sie nicht groß genug war, konnte dies schmiegsame Geschöpf eine angenehme Erholung sein. . . . So begann er das Spiel, dessen Regeln er kannte in all seinen Schattierungen und Wandlungen. . . .

Mit klopfendem Herzen verstand sie sein Verben. Und wie eine Erlösung kam es über sie: da war es wieder, dies selige Bangen vor dem kommenden Glück! Sie war noch nicht stumpf und tot — nur geschlafen hatte ihr Herz. Und mit geschlossenen Augen gab sie sich der Wonne hin, noch einmal der atemberaubenden Seligkeit einer Liebe entgegengehen zu dürfen. Einmal schlug sie gerade die Augen auf, als sie im Tanz an Heinrich vorüberflogen. Ein Lächeln grüßte sie. Nicht ein Hauch von Eifersucht oder Mißtrauen trübte den klaren Schein seines gültigen Blicks. Aber ihr Herz war ihm nicht mehr aufgetan. Im Nebel, der vor ihren Augen schwamm, sah sie nur seine grellgemusterte Halsbinde leuchten. Und sein Lächeln entfüllte ihr nur die vom Rauchen verdorbenen Zähne.

Als es Zeit war, den letzten Zug zu erreichen, stand Heinrich auf und suchte seine Braut. Sie folgte ihm ohne Widerspruch und nahm nur kurzen Abschied von ihrem Tänzer. Aber Heinrichs Augen entging das verheißungsvolle Lächeln nicht, das nur für einen Augenblick über ihr Antlitz huschte.

Und auf dem Heimweg war sie stumm und herb. Er fühlte, daß er sie verloren hatte, und trug seine Qual schweigend neben ihr her. Mußte er sie noch einmal ins Elend rennen lassen? Konnte er sie nicht warnen, sie nicht retten? Nein, — halten konnte er sie nicht. Es war gegen seine Natur, irgend jemandem seinen Willen aufzuzwingen. Und er wußte zu gut: hier konnte keine fremde Einsicht helfen, nur eigene Erkenntnis — und die mußte sie sich selbst erkämpfen.

So schieden sie still und ohne mit einem Wort den Zwischenfall zu berühren, ohne Vorwurf und ohne Bank. Und am folgenden Samstag fand er einen Brief auf seinem Tisch, worin

Anna ihm mitteilte, daß sie am Sonntag nicht mit ihm gehen könne: sie müsse mit den Eltern zu Verwandten aufs Land. . . .

Er wußte genug. Seine Zukunft, sein ganzes Leben war ihm zer schlagen. In ihr glaubte er die Heimat gefunden, die er so lange gesucht hatte. Nun war er wieder heimatlos. Er war kein Verstandesmensch. Die Kraft und der Reichtum seines Wesens lag im Gemüth. Und damit hatte er sich so festgewurzelt in ihr, daß er sich nicht losreißen konnte. Er verstand sie ja auch so gut. In ihr lebte der Drang nach Schönheit und verfeinertem Lebensgenuß. Tag für Tag ging all der kostbare Tand durch ihre Hände, mit dem begüterte Frauen sich das Leben schmücken. Wie sollte sie nicht selber Sehnsucht darnach verspüren? Und er konnte ihr nichts von alledem verschaffen, was ihr begehrenswert erschien. Sie hatte nie davon gesprochen; sie war glücklich gewesen mit ihm, solange sie seiner Liebe zu ihrer Genesung bedurfte. Nun war seine Rolle in ihrem Leben ausgespielt. Als seine Frau wäre sie nicht glücklich geworden. So war's vielleicht besser, daß es nicht zur Heirat gekommen war. . . . Besser? Ihm schnürte das Weh das Herz zusammen. Mußte die arme Motte, die sich die Flügel so grausam verbrannt hatte, abermals in die todbringende Flamme schwirren?

Da und dort vermochte er etwas über den jungen Mann zu erfahren, der ihm das Glück aus der Hand gerissen hatte. Es war nicht viel Gutes, was er so erhörte. Er war Assistenzarzt an einer Klinik; aber sein Eifer war gering, seine Liebchaften um so zahlreicher. Sollte Heinrich noch hoffen, daß der Unbeständige diesmal treu sein würde? Das war wohl ausgeschlossen. Und selbst wenn das Wunder sich ereignen sollte, — ein Glück konnte es für Anna nicht sein. Aber wie sollte er sich dann ihre Zukunft denken? Er sah nur Leid und Elend als das Unabwendbare für sie kommen.

Ende November wurde ihm vertretungsweise eine auswärtige Stelle übertragen, und fast den ganzen Winter mußte er an diesem entfernten Ort zubringen. Er war froh darum. So brauchte er nicht mühevoll einer Begegnung auszuweichen, die für beide nur eine Qual geworden sein mußte.

Der Ort seiner neuen Tätigkeit lag noch näher der alten Heimat. Fast jeden Sonntag besuchte er seine Schwester, und viel früher, als er gerechnet hatte, konnte er seine Schuld an sie abbezahlen. Nun war die Ofenbank in der Gefindestube eines fremden Bauern das letzte Stückchen Heimat, das er hatte. Und das einzige Wesen, das nach ihm fragte, war eine müde, abgerackerte Magd. Er hatte sich nie viel aus Freunden gemacht und kam den Menschen nicht so leicht innerlich nahe. Jetzt wich

er ihnen aus und war auf dem besten Weg, ein Sonderling zu werden.

Es ging dem Frühling zu, als er wieder unten in der Stadt seine Arbeit aufnahm. An einem kalten Märzabend, als er vom Geschäft heimging, stand plötzlich auf seinem Weg die Verlorengegangene — Verlorengegebene: die Anna! Er hatte ihre Gestalt nicht kommen sehen. Erst an der Stimme erkannte er sie.

„Heiner,“ sagte sie leise und hob die Hand ein wenig, wie um ihn festzuhalten, wenn er sie nicht hören würde.

Er griff nach ihrer Hand, die sie wieder sinken ließ, als er stehenblieb.

„Bist du's wirklich? Anne — du? Warum kommst du zu mir?“

„Ich hab' auf dich gewartet, immer gewartet, immer gehofft, daß du nach mir schauen würdest. Aber du bist nicht kommen . . .“

„Auf mich hast du gewartet?“ Er schüttelte ungläubig den Kopf. Er fühlte etwas Fremdes in ihr, eine Unwahrhaftigkeit, die auch ihn unsicher machte. „Das hab' ich halt nicht wissen können.“

Seine Stimme hatte einen seltsam leeren Klang. Ihre Hand entglitt ihm. Langsam ging er weiter, und sie kehrte mit ihm um.

„Hast du mich schon einmal auf dem Heimweg gesucht?“ fragte er nach einer Weile, als sie das Schweigen nicht brach.

„Vielmal,“ gab sie leise zur Antwort.

„Ich bin in Neustadt gewesen,“ sagte er.

„Drei Monate hab' ich dort geschafft.“

„Ja, — ich hab's durch Zufall erfahren. Ich bin krank gewesen.“

Sie gingen gerade an einer Straßenbeleuchtung vorüber und er schaute ihr ins Gesicht. Das war keine Lüge. Sie sah elend aus, fast nicht zum Erkennen. Ihre Wangen waren eingefallen; die Augen glänzten groß und fieberhaft.

„Ja, ich seh's, — blaß bist und schmal. Was hat dir denn gefehlt?“

„Ein Nervenfieber . . . und auf der Lunge hab' ich's wohl auch . . .“

Sie sagte es gleichgültig, als ginge es sie nicht viel an, als spräche sie von einer Fremden.

„Und dein Doktor — hat er dir nicht helfen können?“

„Ach . . .“ Ein krampfhaftes Lächeln ließ ihr Gesicht noch schmerzhafter erscheinen, noch trauriger. „Das war doch nichts Ernstes! Hast du gemeint, den nähm' ich ernst?“

Er gab keine Antwort.

„Er ist wohl fort?“ fragte er nach kurzem Schweigen. „Auf und davon?“

„Schon lange. Ich weiß nicht, wo er ist, frag' auch nicht mehr darnach.“

Sie waren in seine Straße eingebogen und ein scharfer Wind fuhr ihnen aus den Bergen

entgegen. Sie zog sich fröstelnd ihr Tuch fester um den Hals.

„Du solltest nicht ausgehen abends bei solchem Wetter,“ sagte er.

„Daß mich mit dir heimgehen,“ bat sie leise.

„Auf einmal hast du keine Angst mehr? Nein, — meine alte Hausfrau ist gestorben. Die alte Jungfer, bei der ich jetzt bin, hat ein böses Mundwerk.“

„Das ist mir gleich! Ich frage nach niemand mehr. Schick mich nicht heim! Nimm mich zu dir hinauf!“

Ihre Augen hingen angstvoll stehend an seinem Gesicht. Aber er schaute sie nicht an. Er nahm nur leise ihren Arm in den seinen und wandte seine Schritte mit ihr nach der Stadt zurück.

„Heiner,“ flehte sie, „ich habe niemand mehr als dich! Daheim ist die Hölle . . . ich kann's dir nicht sagen, wie's zugeht. Der Vater hat's Trinken angefangen . . . Der Franz, der Älteste, hat seine Stellung verloren . . . Wenn ich nun auch . . .“

Sie sprach nicht zu Ende. Es war, als schnüre ihr eine Angst die Kehle zusammen.

„Weißt du noch,“ begann sie nach einer Weile und versuchte, das Herzklopfen nicht merken zu lassen, das ihr fast den Atem nahm. „Weißt du noch, du hast gesagt, im Frühjahr könntest du heiraten . . . Magst du mich jetzt nicht mehr?“

„Ich — ich hab' nie mehr ans Heiraten gedacht. Schau, — ich muß erst ins reine kommen mit mir. Ich muß erst drüber schlafen. . . . Nein, — du mußt nicht so verzweifelt sein,“ fuhr er wärmer fort. „Ich verlass' dich nicht! Ich find' einen Weg. Aber nach Haus mußt du gehen. Du darfst nicht so im Wind herumstehen. Im Wind und Wetter . . . Sieh, da kommt wie gerufen die Straßenbahn! Hier, nimm meine Karte. Und nun gute Nacht! Ich verlass' dich nicht . . . aber Zeit mußt du mir lassen . . .“

Ehe sie recht zur Besinnung kam, hatte er sie in den Wagen gehoben, der vor ihnen hielt. Er blieb stehen und schaute ihr nach. Aber sie hob den Blick nicht auf und suchte ihn nicht. Als sie seinen Augen entschwunden war, ging er langsam nach Hause. Er machte kein Licht in seinem Zimmer. Ohne den Mantel abzulegen, setzte er sich ans offene Fenster und schaute in die Finsternis der jagenden Wolken hinaus. Was hatte er getan? Sie war zu ihm geflohen in ihrer tiefsten Not — und er hatte sie fortgeschickt! Warum? Liebte er sie nicht mehr? Was hatte sein Herz verhärtet gegen die Verzweiflung ihres Herzens? Weder Eifersucht war's, noch Groll, weil sie ihn verlassen hatte. Nein, — nur das Bewußtsein, daß sie nicht aufrichtig war, hatte sie ihm entfremdet und ihn gelähmt. Sie hatte vielleicht mit

Worten kaum eine Lüge gesagt; aber war nicht ihr ganzes Wesen Verstellung und Lüge gewesen? Er hatte sie durchschaut, als hätte er ihr jeden Gedanken von der Stirne zu lesen vermocht. Schuldig hatte er werden sollen an ihr, damit er die Verantwortung auf sich nehme, der Vater ihres Kindes werde. Wie groß mußte ihre Verzweiflung sein, daß sie auf solch einen Plan verfallen konnte! Durfte er mit ihr ins Gericht gehen? Das wußte er: Leichtsinns war es nicht, wenn sie gefehlt hatte! Mit ihrer ganzen Seele mußte sie den andern geliebt haben. . . . War ein Mann überhaupt imstande, die Tiefe dieser Not zu ermessen? Aus Liebe sich hingeben, bedingungslos, in gläubigem Vertrauen, sich selber einsetzen mit dem Besten, Reinsten, Heiligsten, was man besitzt — und Not und Schande ernten! Ein Mann kann Undank erfahren, kann schuldlos in Not verstrickt werden; er kann seine Liebe an ein schlechtes Weib verschwenden. Aber niemals reicht die Bitternis seines Geschicks an diese Not des verratenen Weibes heran. Nie! nie ist er so preisgegeben, von Gott und der Welt verlassen wie sie . . .

Und sie war krank! Wer weiß, was ihr bevorstand? Sollte er sie dahinstehen lassen, friedlos, gepeinigt von der Empörung ihrer Angehörigen? Sollte sie sterben müssen, ohne ihr Kind in sorgende Hände legen zu dürfen? In seine Hände!

Aber nur die Not hatte sie zu ihm getrieben. Er konnte sie retten; aber sie gehörte nicht ihm! Wenn sie seine Frau wurde und die Jahre gingen dahin — jeder neue Tag konnte neue Veruchung bringen . . .

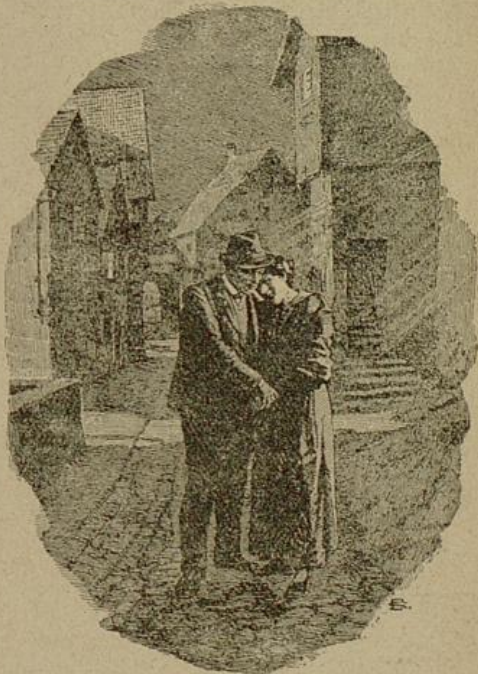
Aber mit einem Ruck raffte sich der Grübler zusammen. Warum gleich an die fernsten Möglichkeiten denken? Er hatte immer nach einer Heimat verlangt. Nun durfte er eine Heimat schenken! Das war mehr! Eine heiße Glückseligkeit durchflutete ihn bei diesem Gedanken. Vielleicht hatte er immer zu viel an sich selber gedacht, sich zu wenig darum gekümmert, was die anderen von ihm erwarten mochten . . . Hier wußte er's! Und plötzlich sah er seinen Weg so klar vor sich, daß er gar nicht begreifen konnte, wie er ihm je hatte zweifelhaft sein können . . .

Er sprang auf, er riß seinen Hut vom Tisch und stürmte die Treppe hinunter. Atemlos rannte er durch die dunkeln Straßen, bis er wieder vor ihrem Hause stand. Der enge Hof war finster und menschenleer. In ihrem Fenster brannte noch Licht. Er mußte sich erst ein Weilchen dieses Anblicks freuen. Ihm war so froh, so leicht, so sicher zumute, als sei die Qual der letzten Wunde aus seiner Erinnerung fortgewischt . . .

Und nun piff er leise den alten Nachtgruß zu ihr empor. Er wagte kaum zu hoffen, daß

sie ihn hören würde. Aber rasch wurde das Fenster aufgerissen; er sah sie einen Augenblick in seine Helle treten und schattengleich verschwinden. Ihr Schritt klang auf der Treppe. Mit weit aufgerissenen Augen stand sie neben ihm, bevor er's für möglich halten konnte.

„Heiner, — du kommst! O, dann ist alles gut!“ Schwer und wie erschöpft hing sie sich



Schwer und wie erschöpft hing sie sich an seinen Arm . . .

an seinen Arm und legte den Kopf an seine Brust.

„Komm!“ sagte er leise und führte sie durch die dunkle Einfahrt auf die Straße hinaus. „Ich hab' nicht bis morgen warten können.“

„Und ich auch nicht,“ sagte sie und suchte seine Augen. Nun lag die alte Wahrhaftigkeit wieder in ihrem Blick, ein stummes Geständnis, ein unergründliches Vertrauen . . .

„Schau!“ begann er wieder und führte sie in eine schmale Nebengasse, wohin der Wind nicht drang. „Ich hab' mir's überlegt: in vierzehn Tagen können wir heiraten, wenn du willst. Ich lass' mir die Stelle in Neustadt dauernd übertragen. Dort bist du in reiner Schwarzwaldluft und wirst wieder ganz gesund.“

„Heiner, Heiner! — wenn das möglich wäre! . . . Aber ich muß dir auch noch etwas sagen . . . Dann gehst du vielleicht und lässest mich stehen, wo ich bin . . .“

„Meinst du, ich bin blind und kenn' dich so wenig, daß du mir noch etwas sagen mußt, was ich nicht weiß? Froh bin ich, daß du's nicht

oersichweigen willst. Aber sagen brauchst du es nicht. Hätt' ich dich lieb, wenn ich dein Kind nicht auch liebhaben könnte, — wenn's auch nicht meines ist? Du mußt nicht weinen! Schau, — es kränkt mich nicht einmal! Hast halt einen Umweg gemacht, bis du dich zu mir gefunden hast. Aber es lernt mancher auf dem Umweg mehr als auf der geraden Straße . . . Jetzt halt' ich dich fest, daß du dich nimmer verirrst!"

Zum erstenmal sah er wieder ein Lächeln auf ihrem Gesicht, aber ein ganz anderes, als er je an ihr gesehen hatte, eines, das ihm Bürgerschaft schien für die künftigen Tage, für die ganze Gemeinlichkeit des Lebensweges.

"O Heiner, — wie dumm bin ich gewesen!" Er lachte, und es war sein altes, frohes, Knabenhaftes Lachen.

"Das ist das Geheiteste, was du hast sagen können! Jetzt weiß ich, daß du fertig bist mit der Vergangenheit — fertig mit jenem andern."

Und als er sie zum Abschied küßte, da wußte er: er hatte nun doch seine Heimat gefunden. Und er fühlte, das Glück liegt nicht im Empfangen. Wo die Selbstsucht nur Opfer sieht und Finsternis und Entsjagung, da tut sich dem Schenkenden erst das Reich der hellsten Glücksmöglichkeiten auf.



's Häufele.

Von
Franz Woas,
Wiesbaden.

Rirchweih war's: Tanzmusik im „Löwen“. In großen Saale da drehten sie sich miteinander. Gar viele

aber waren es nicht mehr — etliche drei oder vier Paare nur. Die Mehrzahl der Bauern war schon heim, und die Maidli, die hatten sie vorsichtshalber schön mitgenommen . . .

Auch von den wenigen Paaren, die noch tanzten, trat eines ums andere ab; zuletzt war es nur noch ein einziges, das sich über die Dielen schwang: der Christel und 's Bärbechen. Nun, halt zum Verwundern war's gerade nicht; sah man die beiden doch schon lange genug immer zusammen.

Das heißt: in letzter Zeit, hm — beinahe sah es aus, als sollte da ander Wetter werden; und der Umschwung war — sonderbar genug — von dem Tage an dagewesen, wo auch sonst

sich etwas von Wichtigkeit ereignete; nicht gerade am nämlichen Tage; immerhin doch zu etwa derselben Zeit.

Das war, als der neue Herr Einnehmer sein Amt antrat.

Von der Zeit an ließ die Einigkeit zwischen dem Christian und der Bärbel offenbar zu wünschen übrig. Es war, als ob sich einer zwischen die beiden geschoben habe; als drückte er das eine rechts weg, das andere links weg, daß sie nur nicht zusammenkämen.

Das Bärbechen freilich — es tat bei alledem nicht anders, als merkte es von solchem Drücken und Drängen auch nicht das Tüpfelchen. Ließ jemand einmal ein Wort darüber fallen — wie dumm tat es da! Als ob's rein gar nichts davon verstünde! Und war doch so gescheit! Ach, wie gescheit! Schön in Gesicht und an Gestalt war's aber außerdem, nett, rüudlich.

Der Christian hinwider machte sehr bald aus seinem Herzen keine Mördergrube. Gescheit war er auch, und gemerkt hat er alles weit eher als irgendeiner.

Eben am nämlichen Kirchweihstage, bald als der Tanz begonnen, hatte ihn einer der Burschen gestellt. Der Wagner-Hannes war das; natürlich! Hatte der doch allemal sein Mundwerk vorneweg, ob er sich's auch schon mehr als einmal dabei arg verbrannt hatte.

„Jager sind halt auch da,“ hat er zum Christian gesagt und ein einfältig Gesicht dazu gemacht. Der Christian hat sich bei dem richtig auch nicht viel gedacht. „So?“ hat er gemeint. „Ich seh' halt nichts von Jagersleut.“

Hat der Hannes ein Wörtel mehr gesagt, ist deutlicher worden: „Nicht gerade richtige Jagersleut,“ ist er fortgefahren; „aber . . . hm“ und hat womöglich noch ein einfältigeres Gesicht geschnitten als vorher.

Der Christian fing jetzt doch an etwas zu merken von der Mzerei. „Na, was dann?“ ist es ihm herausgeföhren, und groß hat der den anderen angeschaut.

„Wilderer . . .“

„Geh, was du schon meinst!“

„Glaubst mir's etwa nicht, Christian? Ei, so schau halt selbst hin. Da sitzt einer.“ Und damit hat der Hannes mit seinem Daumen über die Schulter weg gewiesen.

Fuchsfenerrot ist da im Gesicht der Christian geworden; hat er doch gut gewußt, wer da saß, wo des andern Daumen hinwies . . .

„So sag selber, Christian,“ ist des andern Rede weitergegangen; „ist das nicht einer, der wildern möcht' — und man sollt' halt meinen, 's wär' dein Gän?“

An dem Ecktiisch aber saß der Rotenbucherbauer, saß die Rotenbucherbäuerin, saß 's Bärbeche, und mitten unter denen — der neue Einnehmer . . .

Wild ist darauf der Christian geworden, hat die Augen gerollt, die Fäuste geballt: „Dem will ich 's Wildern schon austreiben,“ hat er dazu geknurrert; ist aber gleich schön und anständig an selbigen Tisch herangetreten und hat sich 's Bärbele geholt, dem Einnehmer zum Trost, ihm von der Seite weg. Und 's Bärbele ist auch gleich schön mitgegangen; gesagt hat's freilich nichts, das kleinste Wörtel nicht. Er ebenso nichts. Getanzt haben sie dann ruhig



An dem Tische aber saß der Notenbuecherbauer.

und still miteinander, kaum daß sie einander 'mal so angeblüht . . .

Dem Christian hat's dennoch arg gefallen so; gerad' so! Ueber alle Maßen hat's ihm gefallen. Zumut ist ihm gewesen, als wär' er in der Kirche oder lustwandelte durch den Wald.

Der Bauer hat dann gewollt, der Christian solle sich zu ihnen in die Eck setzen.

„Christian,“ hat er gerufen. „Da gehst her! Komm, trink mit!“ Gleich hat er nach der Flasche gegriffen und ein Glas vollgeschenkt.

Der Christian hat darauf das Glas genommen.

„Zur Gesundheit!“ hat er gesagt — erst zum Bauer, dann zur Bäuerin und zuletzt zum Bärbel . . .

„Prosit!“ hat ihm auch der Einnehmer zugerufen und sein Glas leicht an des Christians Glas angestoßen.

„Sie gestatten: Lemmermann ist mein Name,“ hat er dabei gesagt. Der Christian hat den Lemmermann groß angeschaut: warum denn nur das? So hat er sich gedenkt; denn daß das

der Lemmermann war — ja, das hat er doch schon lange gewußt . . .

Der aber ist fortgefahren: „Frent mich ungemain, Herr Hüble, Ihre Bekanntschaft zu machen; hab' schon viel von Ihnen gehört . . .“ und noch anderes mehr hat der Menich geschwätzt, daß dem Christian ganz um und dumm im Kopf geworden. Hingesezt hat er 's Gläsel und ist fort. Schön gedankt hat er aber dem Bauer noch, nur halten konnten ihn sechs Pferde nicht; ist aus dem Saal hinausgegangen.

Ganz wirr war ihm im Kopfe. Weg trieb's ihn vom „Löwen“. Konnte all das Fuchzen und Fiedeln nimmer hören.

Den Weg stieg er auf, wo es im Rücken des Wirtshauses zum Steinköpfe steil in die Höh' geht. Stieg und stieg; wußte kaum, daß er's tat; sann und sann . . . Ungezählt fuhren ihm die Gedanken wild durch den Kopf; einer davon aber war seßhaft und blieb allen anderen zum Trutz; und der war: »'s Bärbele wird doch mein.«

Nun war das ein nagelneuer Gedanke gerade auch nicht. Nein, stand das doch seit ewigen Zeiten fest. Warum sollte das auch auf einmal anders werden? Doch nicht etwa dem hergelangenen Menschen, dem Einnehmer zuliebe? Dem spindeldürren! — Freilich, vernarrt waren alle Maidli in ihn. Aber 's Bärbele doch nicht! Nein, das konnte nicht sein. Aus dem Grund nicht und jenem nicht . . .

Freilich, ein Haken war doch daran: das Bärbele — selber geseit, wie es war — hatte viel übrig für die Gescheiten. Wie hatte sie einmal gesagt? Nicht daß er's selber von ihr vernommen; aber jemand Sicheres hatte es ihm hinterbracht, um ihn zu ärgern.

„Wenn ich einen nehm', dann muß es ein »Gestudierter« sein.“

Wörtlich hatte sie das gesagt, — er hatte es nicht vergessen. Freilich war das schon lange, lange her, und — wohlgemerkt! — es war das zu einer Zeit gewesen, wo sie beide noch lange nicht so weit miteinander waren . . .

Zimmerhin, — gesagt ist gesagt.

Das Wort hatte dem Christian dazumal einen ganz gehörigen Ruck 'geben, und ob's nicht vornehmlich mit dem Wort da zusammenhängt, was der Christian alsbald tat? — Den Althüblerhof und die gesamte Bauernschaft hat er an den Nagel gehängt.

„Was dir nur einfallt,“ hat der Vater gemurrt. „Biel zu alt bist du dazu . . .“ Hat ihm aber nichts genutzt. Trotzig ist der Christian dabei verblieben: er wollt' Zimmermann werden; der Alte hat in den sauren Apfel beißen, das Lehrgeld hergeben müssen, und der Junge ist richtig in die Stadt hinein.

Schließlich, — so unrecht hatte er nicht gehabt, der Christian!

Da er den Althüblerhof doch nicht bekommen konnte, weil sein Bruder — Gott sei Dank — gesund und munter wie nur einer war, blieb ihm ja auch nur die Wahl für zweierlei: entweder Knecht sein und bleiben sein Leben lang — sei es eben beim Bruder, sei es bei sonst einem von den Bauern — oder in die Stadt gehen, ein Handwerk zu erlernen. Freilich, ein Drittes gab es noch: Einheiraten in einen Hof; sich gut setzen da, wo kein Sohn war, nur eine Tochter. Wie viele taten das! — Aber nein, das tat er eben nicht; tat's unter keinen Umständen; zugeschworen hatte er sich's selbst.

Auf dem Wege war er Handwerksmann geworden — Zimmermann; auch beinahe so gut wie ein „Gestudierter“; denn was einer auf Fachschulen lernt, das ist viel schlechter gerade nicht, als was sonst so drin in der Stadt von den Herren Studenten gelernt wird, — wenn sie lernen . . .

So sollte man wenigstens meinen, — ganz zu geschweigen von so einem Herrn Einnehmer! Wird grad' viel sein, was einer zu lernen hat, daß er's dann versteht, den Bauern ihr Geld abzunehmen. Kunststück! —

Jedenfalls, was das Studiertsein betrifft, so getraute sich's der Christian zu, es alle Tage mit einem Herrn Lemmermann aufzunehmen. Und in den übrigen Stücken? — Nun, weiß Gott, da erst recht. Warum also sich weiter Sorgen machen? Hollerih! Umgedreht wird und von frischem in den Saal hinein zum Löwenwirt! —

Wichtig, da saßen sie immer noch wie vorher: der Bauer — schon ganz rot den Kopf —, die Bäuerin, 's Bärbele und ebenso immer noch — ei, so hol ihn doch der und jener! —

Noch einmal holt er sich sein Maidli mitten heraus, und gleich folgt es ihm wieder. —

Das war eben alles gerade zu der Zeit, wo es schon leer geworden im Saale, zu der Zeit, als nur noch drei, vier Paare tanzten, bis auch von denen eines ums andere abtrat und nur noch der Christian und 's Bärbele über die Dielen walzten.

Wieder ward ihm so wundersam zumute. Es war ihm jetzt, als sei auf der ganzen Welt niemand mehr als sie zweie. Jetzt hatte er sich aber ausgegrübelt. Haargenau wußte er jetzt, was er wollte. Wunder wie froh und mutig war er, die Wangen brannten ihm, die Augen leuchteten ihm, und fest und groß sah er sie an, die ihm in aller Lieblichkeit, das Köpfchen gar behutjam wider seine Schulter gelehnt, an der breiten Brust ruhte.

Wie schön war sie! Wie lieb und gut! Die Augen wie zum Halbschlummer zugetan! —

Da fiel ihm just so ein Liedel ein, das er über dem Rhein drüben mehr als einmal hatte singen hören. Fest nahm er sie in die Arme,

und während sie sich weiter drehten, sang er ihr im selben Takte, wie sie eben tanzten, gar frohgemut ins liebe Antlitz hinein:

„Liesel, Liesel,
Nimm dir der Zimmermann!
Baut dir ein Hiesel —
Mit einem Garten dran . . .“

Nicht etwa, daß sie jetzt die Augen weit auf-tat — beileibe nicht; nein, nur ein fein Schlitzen machte sie davon auf. Aber das Gesicht strahlte ihr, die Wangen glühten. Ihr Mund rundete sich zum leisen Lachen; die Lippen öffneten sich, die Zahnreihen schimmerten durch.

„Hast mich verstanden?“ fragte er.

Sie nickte bloß.

„Was sagst dazu?“ drang er im Tanzen weiter in sie.

Lachend sah sie ihn darauf an: „Ich heiß' doch nicht Lisel,“ erwiderte sie ihm — der Schalk!

„Gemeint bist aber,“ gab er ihr zurück.

„Sprich's noch einmal,“ sagte sie und bligte ihn für einen Augenblick an.

So sang er ihr's noch einmal recht deutlich vor, und da wurde sie wunder wie ernst; groß schlug sie jetzt die Augen zu ihm auf: Tränen meinte er darin zu sehen.

Ganz betroffen davon war er; hielt im Tanz inne; führte sie auf ihren Platz zurück . . .

*

Seitdem war wieder gut Wetter zwischen den beiden, so gutes wie nimmer vorher. Der Herr Einnehmer — so schien es — hatte jetzt ausgespielt.

Böse Mäuler freilich gab es, die sich das anders auslegten. Guck, so konnte man von denen hören, der Herr Einnehmer! Das ist nun ein ganz Gescheiter! Erst, als er frisch daherkam, hatt' er wunder was vom Rotenbucherhose gemeint; als wär' der Bauer einer von den Reichen; das war so sein Gedanke. Flugs hat er sich ans Bärbehen gemacht. Na, und das Bärbehe, wie halt so die Maidli sind; es hielt's für eine b'sondere Ehre — das. Dann aber hat 's Blättchen sich gewendet, als der Herr Einnehmer erst etwas genauer in die Steuerlisten hineingeschaut. So arg viel konnte es danach auch nicht gerade sein, was der Bauer hatte. Wird auch einen Blick ins Grundbuch getan haben . . . Und dann, eine Hoferin war 's Bärbele eben nicht. Saß so mitten unter den andern Geschwißten drin. In so und so viele Teile ging alles einmal — kurz, eine „allererste Partie“, wie der Einnehmer sie wohl im Kopfe hatte, war 's Bärbele 'mal nicht.

Also ist der Herr fein abgeschnappt. Jetzt hat er's auf die Regula abgesehen. Da steht's doch besser, ist auch 's einzige Kind. Freilich, ob die ihren alten Schatz vergessen mag? Es hieß doch: nein; ins Kloster ginge sie wegen

ihm . . . Da klopfte er am Ende vergeblich an, . . . was ihm schon zu gönnen wär' nach alledem . . .

Wie halt die Leut' so daherreden! —

Jedenfalls war jetzt keiner mehr da, der sich zwischen den Christian und 's Bärbele hinein-drängte, und somit konnte es unmöglich lange mehr währen und 's Bärbele zog mit dem Christian in die Stadt hinein.

Ja, in die Stadt. Das war nun einmal nicht anders. Ein Bauer war eben der Christian nicht; er war gelernter Zimmermann, und daß so einer in der Stadt seinem Brote nachgeht, ist doch zu erklären. Armes Bärbchen! Ach ja; es war ihr in der Beziehung doch etwas bang ums Herz. Freilich hatte sie sich von je einen „Gestudierten“ in den Kopf gesetzt, und das sind doch Leute, die in der Stadt wohnen; jetzt aber merkte sie, daß sie im Grunde doch nichts lieber gewesen wäre, als eine — Bäuerin.

Da griff das Schicksal gar wunderbarlich in ihr Leben ein.

Erst starb der Vater. Heute noch gesund und munter, war er in noch nicht acht Tagen tot. Schlagfluß, hitziges Lungenfieber, oder wie es sich sonst die Doktors auslegten. In Wahrheit — wer dem Bauer die letzten Jahre so zugehen; wer ihn beim Löwenthirt, in der „Linde“ und im „Hirschen“ und sonstwo sitzen gesehen, mit rotem Kopfe, ein Schöppl ums andere nehmend — der konnte sich dergleichen längst von ihm erwarten.

Nun, es war eben nicht anders, und so übernahm der Sohn den Hof, der einzige, der im Land war. Der andere — ja, wo mochte der stecken?

Ein unruhiger Kopf war's gewesen von Jugend auf; hielt auf dem Hofe nicht; ging erst ins Sägewerk schaffen; nicht sowohl des schönen Lohnes wegen, den er freilich gern da bekam, als weil er so sein eigener Herr war; brauchte dem Vater nicht untätigster Diener zu sein. Vom Sägewerk aus war er dann eines Tages mit den Flößern nach Mannheim gegangen; und von da aus brauchte er nur immer den Rhein hinunter weiterzugehen, um nach Rotterdam zu kommen, bis er zuletzt gar noch weiter — übers Wasser machte, nach Brasilien, wie es hieß, oder sonstwohin — am Ende zu den Feuerländern . . . niemals hat einer mehr etwas von ihm gehört.

Der neue junge Herr aber schaltete und waltete knapp ein halb Jahr auf dem Hofe, da traf ihn ein böses Geschick: in einer nebligen Nacht kam er mit Pferd und Wagen vom Wege ab, geriet in den hochgehenden Bach und ertrank. —

Der Bäuerin hatte all das Unglück so hart zugefügt, daß sie nicht mehr gehen noch stehen konnte; ihr Geist war zudem unklar und wirr geworden.

Jetzt war das Bärbele so gut wie allein auf dem Hof; denn die Bäuerin zählte nicht mehr, und die Kathrin, was der Bärbele Schwester war, zählte noch nicht, denn sie war knapp vier Jahre alt.

So war das Bärbele jetzt Bäuerin, die Bäuerin vom Rotenbucherhof.

Aber wie konnte denn das stimmen? Das Bärbele wollte doch in die Stadt hinein, wollte doch den Christian heiraten?

Nein, das war eben nicht mehr so: aus und alle schien es damit, wo sie doch einmal so herzlich miteinander gewesen . . .

Am Christian hatte das gelegen.

Hatte der sich schon seltener gemacht, als Bärbeles Vater mit Tod abging, so ließ er sich nach dem Unglück mit Bärbeles Bruder erst recht nicht mehr sehen auf dem Hofe. Ja, er kam überhaupt nicht mehr heim, und die Leute wußten von ihm nur, daß er ganz weit ab im Württembergischen saß. Postkarten mit Ansicht gab es dazumal noch nicht, und Briefe liefen von ihm nicht ein.

Das Bärbele war erst recht unglücklich geworden von all dem Schwere, das sie bei jungen Jahren hatte durchmachen müssen. Daß aber der Christian rein gar nichts mehr von sich hören ließ — es drückte ihr schier das Herz ab . . .

Eines Tages aber fand der junge Bursch doch wieder seinen Weg ins Dorf — und auch den Weg zu ihr hinauf in den Hof.

Ein Sonntag war's, und dazu ein wunderheller Sommertag, daß er des Nachmittags zu schicklicher Zeit da hinauf den Weg nahm.

Das Herz klopfte ihm gewaltig . . . es war halt ein steiler Weg da hinauf . . . und wenn man 's Bergsteigen nicht mehr recht gewohnt ist — oder woran lag das sonst?

Endlich war er oben.

Auf dem Vorplatz, just wo die Sonne recht prall und warm wider den Holzstoß schien, saß die alte Bäuerin — oder vielmehr sie lag da, lag in einem breiten Rohrseffel, den Kopf weit zurückgelehnt.

Als der Christian herankam, hielt sie die Hand vor die Augen, um ihn sich anzusehen.

Der Christian wünschte ihr einen guten Tag und fragte, wie es ihr gehe.

Sie gab ihm keinen Bescheid, schaute ihn nur immer an; es war, als wollte sie sich durchaus darauf besinnen, wer er eigentlich wäre.

Ob 's Bärbchen daheim wär', fragte er, und zeigte nach dem Hause hin.

Das schien sie zu begreifen. Sie nickte mit dem Kopfe und erwiderte in stiller Freundlichkeit: „Sie sind alle miteinander drin: der Bauer, der Konrad und 's Bärbchen; nur der Sepp nicht, der ist ins Wasser gefallen.“ . . .

Aufs tiefste erschüttert von den irren Worten,

wandte Christian sich ab. Es stieg ihm 'was die Brust herauf: Neue, daß er bei all dem Unglück sich um die Leute hier nicht mehr kümmern hatte . . .

Am Fuße der Haustreppe sah er das kleine Kathrinchen sitzen, die jüngste Schwester Bärbeles. Ihr wandte er sich jetzt zu. Aber das Kind bemerkte ihn gar nicht, so eifrig war es im Spiel mit einer Puppe begriffen, einer neuen, schönen Puppe.

„Ist 's Bärbele daheim?“ fragte er.

Erst bekam er keinen Bescheid, so vertieft war das Kind in sein Spiel.

„Ob 's Bärbele daheim ist?“ fragte er noch einmal.

Da nickte die Kleine: „Ja, ja,“ sagte sie und hielt ihm die Puppe hin; „Besuch ist da.“

So, so, gelegen war das gerade nicht. Immerhin, da er nun einmal da war . . . So geht er die Treppe hinauf, klopft an die Tür der Wohnstube.

„Herein!“ Ach, was kennt er die schöne, helle Stimme so gut! Bärbeles Stimme! —

Rasch tut er die Tür auf, — aber da war alle Freude mit einem Schlage vorbei! Denn wer war der Besuch? — Der Einnehmer! . . .

Daß dich doch gleich 's Donnerwetter der-schlag, — sagen tat's der Christian nicht; aber sein Gedanke war's.

Die beiden saßen in aller Gemüthlichkeit am Tisch in der Ecke einander gegenüber; auf dem Tische lagen etliche Papiere ausgebreitet.

Unwirsch und etwas verlegen schaute sich der Einnehmer nach dem Eintretenden um. Das Bärbele aber war gleich aufgestanden, und rasch kam sie ihm entgegen: „Schau, der Christian!“ sagte sie, reichte ihm die Hand hin und fuhr lebhaft und freudig fort: „Das ist aber schön, daß du dich einmal sehen läßt. Man hätt' ja meinen können, tät'st unsereinen ganz vergessen drin in der Stadt.“

Auch der Herr Einnehmer war aufgestanden — nur mit etwas mehr Bedacht — und nichts weniger als freudig brachte er heraus: „Ah, der Herr Hüble, wenn ich nicht irre . . .“

Der Christian war von Bärbeles warmer Ansprache so gerührt, er achtete auf das Geschwätz des anderen weiter nicht; stand und stand und schaute nur in einem Stück 's Bärbele an, wie wunderschön es halt doch zu all seiner Freundlichkeit noch war . . . bis ihm doch der Gedanke kam: Ja, alles gut und recht, aber wie reimt es sich mit solcher Freundlichkeit zusammen, daß akkurat der Einnehmer da bei ihr hockte! Und nun gar am Sonntagnachmittag? Dabei meinte er doch von früher her noch zu wissen, daß der Einnehmer scharf hinter der Regula her war. Ei, so soll er sich doch gefälligst zu der, auf den Albinghof, scheren! — Ha, der gute Christian wußte eben nicht,

daß die besagte Regula derweilen in aller Form den Schleier genommen; wußte auch nicht, was der Einnehmer jetzt genau wußte — nämlich aus der Erbauseinandersetzung! — daß nämlich der Hof sehr, sehr hoch angerechnet war. Jetzt stand ihm das Bärbel wunder wie hoch! Dem Einnehmer nämlich, dem schlauen Fuchs! —

Das Bärbele, geschick wie es war, las dem Christian all die unwirschen Gedanken leicht vom Gesichte ab, und gleich erklärte sie, der Herr Einnehmer sei in Geschäften da; und daß er am Sonntag kam? — Nun, da hätte er eben am besten Zeit gehabt zu einer Aussprache, einer Aussprache in Geschäften . . . so etwas laste jetzt eben auf ihr . . .

„Es handelt sich nämlich,“ erläuterte dann auch noch der Einnehmer selbst, „um einen recht komplizierten Fall: des Fräuleins Bruder, Joseph — Sie werden ihn wohl noch selbst gekannt haben —, der seinerzeit ausgewandert ist, muß für tot erklärt werden, und das will das Fräulein nicht.“

Mit ernstem Gesicht saß das Bärbele jetzt da. „Nein,“ sagte sie, „es ist mir so, als würde er damit erst wirklich tot.“ Die Augen waren ihr feucht geworden . . .

„Ha,“ machte der Einnehmer leichtthin. „Da können Sie sich völlig beruhigen. Der ist längst tot — auch ohne Sie . . .“

„Ich tu' es aber einmal nicht,“ beharrte Bärbele nun erst recht.

Darauf raffte der Einnehmer seine Papiere hastig zusammen und begann, sie einzupacken. Ein gar grimmißiges Gesicht machte er dabei — ob allein wegen dem toten Brasilianer? Ob nicht viel mehr noch wegen dem Manne, der da lebendig vor ihm saß, dem Christian? — Daß der so unversehens hereingeplatzt war, das schien ihn doch sehr zu verdrießen; mochte sich wohl Verlauf und Ausgang der Sonntagnachmittag-Aussprache mit der schönen jungen Hofbäuerin ein wenig anders gedacht haben . . .

Umsonst war also die teure Puppe mitgebracht. —

„Jetzt will ich aber die Herrschaften nicht länger stören,“ damit erhob er sich, um zu gehen. An der Tür wandte er sich noch einmal um: „Fräulein Allmender,“ sagte er, „eines möchte ich nur noch betonen: ich wünschte nur, daß Sie niemals bereuen . . .“

Dabei schnitt er ein Gesicht, als meinte er gerade das Gegenteil, — als wünschte er genau umgekehrt, das Fräulein sollte es einmal bereuen . . .

Aber was nur sollte sie bereuen? Was meinte er denn damit? Hatte er immer noch den toten Brasilianer im Kopfe oder — meinte er am Ende den Christian? Stieg ihm eine Ahnung auf? Der war's nämlich, den er bei seinen Worten ansah, besonders böß sogar ansah.

Was sollte und wollte das also heißen?

„Ach was! Kaum daß der widerwärtige Mensch glücklich zur Türe hinaus war, da wandte sich 's Bärbele stracks an den Christian: „So,“ fing sie an, „und jetzt sprich' ich erst einmal ein ernst Wort mit dir. Ja, mach nur die Augen auf, du! Schickt sich das, sein Maidli allein zu lassen so lange — und dazu in so bitterböser, schwerer Zeit? Nicht sehen hast du dich lassen . . .“

„Aber, Bärbele,“ fiel er verwirrt ein; „ich war zweimal doch da — jedesmal, bei keiner Leich', daß ich gefehlt hätt'.“

„Da hab' ich keinen Menschen nicht gekannt,“ brachte sie mit ersticker Stimme vor. „Aber nachher — nachher . . .“

„Da kommt' ich nicht kommen, kommt' ich doch nicht . . .“

Fragend sah sie ihn an.

„Weil ich um kein Geld heirat'!“ fuhr er fort.

„Ja! Den Schwur hab' ich getan: du heiratestest



An der Tür wandte sich der Einnelmer noch einmal um.

niemals in einen Hof ein. Glaubst, ich wollt' mich darum hängeln lassen von den andern, mein Leben lang? Wozu bin ich denn sonst unter die Zimmerer gegangen? Bärbele, das mußt du doch wissen.“

„Gar nichts weiß ich,“ erwiderte sie. „Aber jetzt werd' ich dir auch einmal 'was sagen, was du nicht weißt . . .“

Gespannt horchte er auf.

Ernsthaft setzte sie an: „Ich hab' halt auch einen Schwur getan . . .“

Lauree Hinkender Bote für 1918.

„Wie?“ machte er. „Willst auch du zu den Karmeliterinnen, wie die Regula?“

Sie schüttelte entschieden den Kopf; und dann kam es in aller Schalkheit bei ihr heraus: „Aber — daß ich nur einen Gestudierten nehmen will . . .“

„Den Schwur mußt schon halten, Bärbele,“ erwiderte er ihr in vollem Ernste, blinzelte sie aber dabei lustig an. „Ruht dir nichts. Schwur ist halt Schwur.“

„Ach was,“ lachte sie jetzt hellauf. „Ich mein', die Sach' gleicht sich aus — hüben wie drüben.“

„Wenn du halt so meinst, Bärbele . . .“

Kurz und gut: sie verglichen sich miteinander . . . und das war nun ihre Sonntagnachmittag-Aussprache gewesen. —

So wurde aus den beiden, als erst die Trauerzeiten ganz um waren, ein glückliches Paar.

Der Christian war damit wieder zum Bauer geworden, hatte seinen Stadttrock in den Schrank und sein Handwerk an den Nagel gehängt. So ganz leicht war ihm das gerade nicht geworden; denn er hatte Spaß daran gefunden. Die Arbeit ging ihm wunderleicht von der Hand; und nicht bloß, daß er gern grobe Zimmerarbeit tat. Oho, nein! Ganze Häuser zu bauen, das wär' seine Sache gewesen. Schreinerarbeit verstand er aber auch; allerhand feinere Arbeit sogar, hobeln und fehlen; und was er mit dem Meißel so austach, war schon richtige Kunstarbeit.

Ein Schreiner war an ihm verlorengegangen, und doch auch wieder nicht! Was die anderen Bauern das Jahr über zum Schreiner, zum Zimmerer, zum Dachdecker, zum Stellmacher trugen, — all das konnte er fein beisammenhalten.

Fürs Bärbchen war es gut so, daß sie nicht in die Stadt zu wohnen kamen. War es auch von Haus aus gesund, so war es doch auch wieder nicht übermäßig stark. Sie war fein und zart gebaut. Ihr konnte, weiß Gott, die Stadtluft nicht bekommen. Die Art, dort zu wohnen! In einer Straße wie ein Schornstein, wo die Sonne nur zuzeiten hineinschaut. Womöglich drei Treppen in der Höhe!

Nein, mein Bärbele, das war nichts für dich! Hast dein Lebtag draußen in Gottes schöner, freier Welt geweilt, hast auf Vaters und Großvaters eigenem Grund und Boden geessen und sollst dann dein weiteres Leben bis ans Ende zur Miete wohnen bei fremden Leuten?

Wie wär's denn geworden drin in der Stadt?

Wenn du da zum Fenster hinausguckst, was hättest du da zu Gesicht bekommen? Lauter fremde Menschen, von denen auch nicht einer dich was anging. Im Hause selbst — neben dir, unter dir, über dir immer nur wildfremde Menschen, die du bei Namen nicht einmal kenntest, geschweige, was sie sind oder treiben.

Zekund aber — wie steht's da? Jetzt sei so gut und steck als Jungbäuerin das Köpfle durch die Fensterscheiben im Herrgottswinkel! Sag, was ersiehst du da? Zunächst einmal den Garten mit all seinem Gesträuch und Geblüm, mit den schönen Rosen, den weißen, roten und gelben, die du mit so großer Sorgfalt zu ziehen weißt. Weiter die Wiese, wo mittendurch das lebendige Wässerlein nur so rauscht. Dann die Aecker gar mit der reifenden Frucht, oder auch frisch bestellt; zuletzt, rechts und links von dir, das grüne Buschwerk mit kerzengeraden Tannen. Und über all dem der blaue Himmel wie ein unendlich weites Dach fein über dich gespannt, damit dir dein menschlich Teil an Sonnen-, Mond- und Sternenlicht jahraus, jahrein auch wirklich und wahrhaftig wird.

Darum bist du hier aber von der Menschheit und der Welt etwa abgeschlossen auch nicht.

Schau! Durch die Wiese hin, am Bach entlang, schlängelt sich die Straße. Da steigen die Menschen hin und her, auf und ab, und jeden davon kennst du bei Namen. Kannst leichtlich zu ihnen hinüberryufen, um mit dem und jenem ein Viertelstündchen zu verplauschen.

Am Sonntag gar, wenn du so willst, kannst sie all miteinander haben; des Vormittags mit ihnen vor der Kirchthür stehen und am Nachmittag, wenn dir darnach der Sinn steht, beim Löwenwirt im Gärtel sitzen, wenn sie da in allen Ehren ihr Schöpflein trinken und sich erzählen, wie es weitergeht in der Welt, sei es Krieg, sei es Frieden. . . bist dann so gut wie selbst mit draußen in der weiten Welt.

Kommst du dann aber wieder heim, dann bist du auf dem Stück von der Welt, was dein eigen ist, was dir zugeschnitten ist davon vom lieben Herrgott, und was dein gehört, nicht anders als dein Kopf und dein Herz, deine Brust und alle deine Glieder. Kurz — sitzest da auf eigenem Grund und Boden; das Dach, das über dir aufsteht — es ist dein mit jedem Strohhalme daran. In dem Haus, wo du wohnst, gibt's nicht, wie drin in der Stadt, an die zehn Parteien. Nein, 's Bärbele wohnt darin, und wer sonst da noch weiter haust, der gehört zu dir.

Nun muß freilich gesagt sein: an einer Treppe aus Marmor fehlt's hier, und Balkone mit goldenen Geländern gibt's nicht, und wollte sich einer davorstellen und sprechen: „Was für 'n schön' groß' Haus!“ — ha, was tät'ft den auslachen. . . Aber ist es auch nur so ein Häufele, wie ihrer viele da herumstehen, so ist es halt dein. Ist dein Häufele und bleibt's bis zum seligen Ende. . . nach Menschengedenken. —

*

Die Jahre gingen dahin, Christian und seine Barbara lebten als Bauer und Bäuerin auf dem Rotenbucherhofe schlecht und recht dahin.

Die Altbäuerin hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet, die kleine Schwester Kathrin war groß geworden, und nun tanzte sie anstatt des Bärchens, wenn sich's schickte, in des Löwenwirts Saale. Es waren ihrer genug da, die nach ihr anschaute, denn das wußte jeder von ihr: sie brachte ein schön Stück Geld mit, wenn's soweit war mit ihr.

Am der nämlichen Treppe, wo das Kathrinchen einst geessen und mit des Einnehmers nagelneuer Puppe gespielt — eine Sache, die Christian niemals vergessen zu können meinte, — spielten bald andere: ein Bub und zwei kleine Mädchen. Aber auch das wurde wieder anders. Eines der Mädchen starb zeitig dahin, den Bub' aber litt es bald nicht daheim; er hatte den Drang in sich, draußen etwas zu lernen, draußen etwas zu werden — wie ihn der Vater gehabt.

Ja, aber hier — da war doch der Hof da. Was wurde aus dem? — Ach, darauf legte der junge Mensch den Wert nicht. Der Hof würde schon seinen Herrn finden, auch ohne ihn. Man konnte ihn ja gut verkaufen, Liebhaber waren alle Tage da; und dann — die Sophie! Sie konnte sich ja einen Bauer nehmen; das war schon das einfachste; so kam alles in die Reihe.

Kam aber wieder ganz anders.

Eines Sonntagnachmittags war eben die Sophie zusammen mit der Kathrin durch die Dorfstraße gewandelt, als sie zwei jungen Herren begegneten, die offenbar aus der Stadt heraufgekommen waren, um die Landluft zu genießen.

„Alle Achtung!“ sagte gleich der eine von den beiden; „zwei nette Käfer!“ blieb stehen und wollte in solcher Art weiter verhandeln.

Die beiden Mädchen wollten rasch ihres Weges gehen, und das litten wieder die beiden jungen Männer nicht, bis sich schließlich die Sophie alles Weitere ernsthaft verbat, indem sie jagte: „Käfer sind wir nicht, — aber Krallen haben wir,“ und damit zeigte sie mit der rechten Hand die fünf ausgespreizten Finger.

Auf der Stelle wurden die beiden jungen Männer manierlicher, sprachen von der schönen Gegend, fragten nach dem Berge dort, wie er hieße, und nach jenem, ob man da wohl hinaufsteigen könne, und die beiden Mädchen gaben nun auch Bescheid. Großen Spaß machte es gar, als es gleich herauskam, daß die eine die Tante, die andere die Nichte sei, wo doch beide anscheinend gleich alt wären — „und beide gleich schön,“ setzte der eine von den jungen Männern, der Schwerenöter, noch zu. . . kurz, die Bekanntschaft war gemacht auf die angenehmste Weise.

Als die beiden Ausflügler am Abend wieder nach der Stadt hineinfuhren, waren sie ganz voll Bewunderung der Mädchen. Das wäre doch das einzig Wahre, diese Urwürdigkeit, diese

Natürlichkeit und Unverfälschtheit. Die Stadtmädel seien Zierpuppen, Grasaffen; und was den reellen Hintergrund betreffe, so stünde es damit zumeist so. Beim Bauer muß man heutzutage Geld suchen, wenn man welches braucht; der hat's scheffelweise; nur daß er damit nichts Rechtes anzufangen weiß. Zu Städters Händen — ha, da rollt's . . .

Am Montag morgen setzten die beiden, wenn nun auch voneinander getrennt, diese Gedankenreihe bis ins Uferlose fort: der eine, während er in seinem Geschäfte Spickaal, geräucherten Schinken oder Aehnliches verkaufte; der andere, wenn er dem Kunden die neueste und beste Marke Zigarren anstatt zu 8 Pfennigen das Stück zu 10 Pfennig andrehete. Das war ja ein Sklavenleben! Nein, selbständig werden! Ein schönes Mädel heiraten mit Geld — nichts geht darüber . . .

Beide betrieben ihre Sache mit Dampf. Die Erkundigungen, die sie anstellten, fielen günstig aus. Im Umsehen war die Einigkeit da: es gab ein Doppelpaar, eine Doppelhochzeit.

Das war nun alles schön und recht. Bei Hochzeit und Ausstattung ließ sich der Vater Christian wahrhaftig nicht lumpen, und eine Weile lang war auch alles ein Herz und eine Seligkeit; aber das Ende vom Liede kam sehr bald nach.

Nicht lange, und die beiden Hochzeiter verlangten Geld. Sie brauchten es, und Vater Christian mußte das schon begreifen; für Kaufleute sei bar Geld genau daselbe, was Kraftfutter für die Kühe . . .

Beide hatten wohl auch ein gewisses Recht darauf, zumal der Mann von Vater Christians Schwägerin, der Kathrin; aber der war gar nicht einmal der Schlimme. Freilich nahm er, was zu haben war; wollte vorläufig aber nicht drängen.

Dagegen Christians eigener Schwiegerjohn! Alle Wetter, war der borstig! Der mußte unbedingt Geld haben, sonst gab's ein Unglück! — Zudem hezte er auch noch an dem anderen. Kurz, dem Vater Christian wurde hart zugefetzt, und wild wurde er, wenn wieder einmal so ein Brandbrief einlief.

Mit der Faust schlug er auf den Tisch und knurrte: „Dummerkeil nicht noch einmal. Ihr kommt auch in den Hundestall nach Brote!“

Da war es die Frau, die ihm gut zuredete und sorgte, daß er doch immer wieder gab — des lieben Friedens wegen.

Er war schlimm dran. Gar groß war der Hof nicht; viel Wald dabei, der wenig brachte, weil die Holzabfuhr sehr umständlich war — die Bahn ging dazumal noch nicht. Zudem lag der Acker, meist Mittelboden, zum Teil nach Osten und Norden.

Dann war die letzten Jahre ein Mißwachs

nach dem anderen gewesen. Kein Naturdünger, kein Kali und Phosphor wollten helfen. Es war, als wollte der Boden nicht mehr. Der Bauer, in seiner Verzweiflung, änderte die Fruchtfolge, warf sie ganz um — mußte auch nichts. Nur daß die andern Bauern sich über ihn lustig machten, „den Schreiner, der's eben nicht verstünde . . .“

Auch das Bärbele ging herum mit betrüb-samem Gesichte; sie merkte wohl: es fehle am Nötigsten . . .

Wem's aber wirklich so ist — ja, braucht sich der viele Sorgen zu machen?

Wozu gibt's denn Banken in der Welt?

Es braucht ja einer nur in eine größere Stadt hineinzugehen, und wandelt er dann mit wehleidigem Gesichte so dahin — an den Vorgängen — kannst es mir aufs Wort glauben —, da, wo groß und breit auf mächtigen Schildern zu lesen steht:

„Aurora, Bank für Bodenkredit“,
da warten sie schon auf dich.

„Bitte, gefälligst näherzutreten, mein Herr. Den Herrn Direktor will der Herr sprechen? Ist im Augenblick befehzt. Aber nur ein Momang, und er steht zu Diensten.“

Der „Momang“ wird etwas länglich; aber wie du so sitzt und wartest — schau nur, was die Leute da mit dem Geld umspringen! Hinter den Gittern und den Theken laufen sie hin und her, immer Geld in den Händen. Mit den Geldscheinen gehen sie um, als ob's Rübenblätter wären, und von weiter hinten her, aus den Gewölben, klirrt's in einem fort vom emsigen Talerzählen.

Man sollte gar nicht meinen, daß es eine so schwere Menge Geld gibt in der Welt; liegt da und muß keinen rechten Herrn haben.

Als unser Christian in seiner Not so da hineingeraten war, atmete er ordentlich auf. Jetzt war ihm geholfen. Als er dann aber zum Herrn Direktor ins Zimmer hineingerufen wurde, — ach, was wurde ihm da wieder bange zumute!

Was war das auch für ein Zimmer! Der Herr Reichskanzler in Berlin sitzt gewiß nicht viel prächtiger. Spiegel an den Wänden, große Gemälde in Goldrahmen; von der Decke hängt ein glitzernder Kronleuchter herunter; an den Fenstern schwere Vorhänge, die bis zum Boden reichen; auf dem Boden aber lag ein Teppich langhin, — dem Christian war's, als ginge er in seinem Wald daheim übers Moos . . .

Dabei war aber — das muß man schon sagen, — der da saß, die Freundlichkeit selbst, lachte nur immerzu.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen,“ sagte er und drückte den Christian in einen Sessel, worin er einsank wie in ein Bett.

Gleich war der Herr dann beim Geschäft.

Der Christian hatte seine Papiere herausgezogen. Sorgsam las der Direktor alles, von Anfang bis zu Ende, Zeile für Zeile, ohne ein Wort zu sagen.

„Hu,“ machte er schließlich, „hier ist von einer Barbara Anna Rosina Allmender die Rede. Ihr gehört der Hof, und Sie sind der Mann? Was?“

„Ja.“

„Die Frau Gemahlin wird doch wohl mit allem einverstanden sein?“ fragte der Direktor aufs freundlichste den Bauer.

„Ich meine schon so,“ war die Antwort.

„So ist's recht! Immer den Mann gezeigt! — Das ist ja auch gar keine Belastung bis jetzt. Nicht der Rede wert! Fünftausendneuhundert Mark und so ein Besitztum, geschätzt auf . . .“ Der Direktor blätterte eifrig in den Papieren nach, prüfte genau die Zahl, nannte sie aber nicht, — war auch nicht nötig, Christian kannte sie. „Natürlich muß das weg . . .“

Christian machte erstaunte Augen; er wurde besorgt.

„Selbstverständlich!“ fuhr der Direktor fort. „Denn wir geben Geld nur auf erste Stelle. Grundsätzlich nur erste Stelle. Aber — nichts einfacher als dieses . . .“

Er blies die Backen voll auf und pustete die Luft dann weg, — ganz, als ob er eine Kerze ausblasen wollte. „Kündigen wir, zahlen wir aus. Dafür erhalten Sie einen neuen Betrag.“

Christian atmete wieder auf.

„Je größer, — desto besser natürlich. Was?“ lachte ihn der Direktor an und zeigte seine langen gelben Zähne. Der Christian meinte für einen Augenblick, er sähe dem Nero, dem bösen Hunde vom Steinsterzerhof, ins Maul hinein . . . mußte sich ordentlich wohl befinden . . .

„Ja, ja,“ machte er dann; „könnt's gebrauchen.“

„Recht so!“ erwiderte der Direktor. „Stecken Sie 'was hinein in den Hof. Heutzutage kommt es auf eines an: der Landwirt muß ein gut Teil Kaufmann sein. Gott, was waren die Leute früher so schrecklich dumm in der Beziehung!“

Das ärgerte den Christian denn doch. „Mein Vater selig,“ wandte er ein, „war nicht Kaufmann, und es ging doch.“

„So?“ Scharf schaute der Direktor jetzt über die goldene Brille weg den Christian an.

„Und mein Großvater,“ fuhr der Christian fort, „nun, was den betrifft, der wußte von bar Geld überhaupt nichts; ich vermeine, er hätte sein Lebenlang keinen Hundertguldenschein in der Hand gehabt . . .“

„Schau, schau!“ warf der Direktor dazwischen.

„Das ist ja hochinteressant . . .“

„Ja, und gerade das war die beste Zeit für

den Althüblerhof,“ fuhr Christian sehr bestimmt fort.

„So, so. Na ja, mein lieber Mann . . . ich wollte sagen: Herr . . . Herr Allmender . . .“

„Nein, Hübler heiß' ich.“

„Also Herr Hübler, was ich sagen wollt': heut sind eben andere Zeiten. Heut regiert Geld die Welt. Ja, und wissen Sie, was noch? Geld alleine tut's nicht, man muß auch welches haben. Hahaha!“

Laut lachte der Direktor über seinen Wit;



„Recht so,“ erwiderte der Direktor. „Stecken Sie 'was hinein in den Hof.“

aber gleich wurde er wieder ernst: „Dieses soll heißen: der Bauer muß mit der Zeit fortschreiten. Nur um des Himmels willen kein Kapital liegen lassen! Das muß arbeiten, als ob's ein Mensch wäre. Geld herein! Geld heraus! Umschlagen! So viel als nur möglich ist. Guck! So schreitet ein Bauer fort.“

Auf einmal kam es da dem Christian zum Bewußtsein: Herr des Himmels! In was für Hände lieferst du dich! Und in Unmut und Aerger brach er aus: „Stimmt schon, Herr Direktor. Von seinem Hofe schreitet der Bauer da mitunter fort!“

Der Direktor hob auf diese Worte geschwind seinen Kopf, ein Gesicht machte er jetzt — erstaunt und borstig zugleich, als wollte er mit ganz 'was Bitterbösem erwidern; aber nein! Gleich darauf drehte er sich auf dem Sessel munter hin und her und lachte belustigt auf: „Hahaha! Was so ein Mann für Witze machen

kann! Den Witz merke ich mir, wirklich ein ganz famozer Witz.“

Dem Christian war es bei alledem nichts weniger als zum Lachen. Es wirbelte ihm im Kopfe. Allerhand Ahnungen stiegen in ihm auf. Aber was half das alles? Wußte denn jemand einen andern Rat? — Wunder wie froh mußte er sein, daß die Bank ihm half. Sie gab reichlich, hätte leichtlich noch viel mehr gegeben; aber gottlob! es langte auch so. Er konnte die alten Dränger, die lieben Verwandten, abfinden. Weit über Billigkeit und Recht gab er. Konnte sogar noch etliche Stück Vieh dazu kaufen, auch sein Ackergerät aufbessern.

Der Himmel tat sich wieder auf.

*
Zwei, drei Jahre vergingen — alles gute Jahre! War auch an Zins viel zu zahlen, so langte es doch.

An einem Sonntage des Nachmittags strich Christian durch die Felder. Allein ging er; ganz für sich wollte er die Pracht um sich einmal schauen in aller Ruhe, so recht als Feiertagsstunde.

Die Frau saß derweilen daheim in der schönen großen Stube am Tisch in der Ecke. Das war so des Bärbeles Art, den Sonntagnachmittag zuzubringen; es war ihre Feiertunde. Die Zeitung nahm sie dann zur Hand oder holte eines ihrer Bücher vom Brette herunter. Freilich, die Augen! Sie wollten nicht mehr so recht. War die Frau auch noch lange nicht in den Jahren — so hatten ihr die Augen doch zu versagen begonnen; sie bedurfte einer Brille, um gut lesen zu können.

Ja, die schönen, braunen Augen, so hell und klar sie immer noch waren — jetzt mußten sie durch Gläser schauen!

„Steht dir aber nicht schlecht,“ so meinte der Mann wohl, wenn er sie so sitzen sah, das feine silberne Drahtgestell auf der schlanken Nase. „Schaust um ein Haar genau selbst wie ein Gestudierter aus,“ — worauf die Frau wohl lachte, um aber doch im stillen Ernste zurückzudenken an all das, was zwischen der Jetztzeit lag und der damaligen . . . allerhand Vornahmen! Jugendträume! — Ach, wie wird das Leben doch so ganz anders, als man sich's gedacht! —

Auch Briefe holte sie dann wohl aus der Schublade hervor; Briefe aller Art, Karten und vor allem — Bilder.

Scharf guckte die stille Frau durch die Gläser auf die Blätter, wie sie vor ihr lagen. Der gute Vater — allezeit fröhlich, und dann so im Umsehen dahin! Die arme Mutter — so lange noch gelebt und doch vom Leben nichts gewußt! Die Brüder! Der eine längst verschollen, tot; der andere jäh verunglückt. Vor allem dann aber die Kinder! Das liebeherzige Amrei das

so Blütenjung dahingehen mußte. Die Kathrin, lieb und gut, solange sie den Mann nicht gehabt, der ihr selbst und allen das Leben so schwer machte; jetzt allezeit bitterböse. Endlich der Sohn! — In tiefem Schmerze hob sich ihre Brust. Das war so ein „Gestudierter“ worden . . . Ach, wenn sie alle so waren, dann war's schon besser, es gäb' ihrer gar nicht auf der Welt. Noch immer war er nicht fertig. Was für Geld hatte er verbraucht — mütterliches und väterliches, über alle Gebühr! Aber Dank dafür? Das gab es nicht. Ließ kaum mehr etwas von sich hören — außer, wenn er etwas haben wollte . . .

Nicht zu vergessen die Schwester! Was sie einem zusetzte! Nimmer konnte sie genug bekommen, und tat dabei doch immer, als sei sie betrogen worden . . . Besser war es schon, man dachte an all das nicht lange. Zu hart war es, gar so hart!

Währenddem also stieg der Christian durch die Felder hin; schließlich nahm er die Richtung nach dem Dorfe zu.

Aus der Entfernung sah er da einen Mann den Weg heraufkommen. Langsam stieg der bergan, blieb hier einmal stehen und dort einmal; legte die Hand flach vor die Augen und schaute sich um. Ein Städter offenbar, der einen Ausflug gemacht, „um die schöne Gegend zu genießen.“ —

Im Näherkommen sah Christian gleich, wie seltsam der Mann angezogen war. Mußte die neueste Mode sein. Eine kurze, hellblaue Jacke hatte er an, weiter hellgelbe gewürfelte Hosen, ein Hemd mit breitem Umlegtragen, darunter ein grasgrünes Halstuch, worin eine gewaltig große Busennadel glänzte. Das Seltsamste an dem Anzuge des Mannes aber war der Gurt, den er anstatt der Weste trug; ein knallroter Ledergurt von doppelter Handbreite . . . der Christian schaute und schaute, wo denn nun eigentlich die Pistolen steckten, die notwendig zu dem Gurt gehörten . . .

Wild genug, richtig wie ein Räuber, schaute der Mann auch im Gesichte aus. Gelbbraun wie ein Zigeuner war er; ein Paar buschiger Augenbrauen lagen ihm über den Augen, und unter der kurzen, stumpfen Nase wirbelte sich ein dicker Schnurrbart auf, — wie von einem Ungarn.

Als die beiden aneinander waren, blieb der Fremde stehen, nahm leicht das Strohhütlein mit dem hellroten Bande vom Kopfe, und indem er mit dem dünnen gelben Spazierstöckchen, das er trug, hinauf ins Tal wies, fragte er in aller Freundlichkeit den Christian etwas.

Nur schade, der Christian verstand auch nicht ein Wort davon.

„Wie meinen S'?“ fragte Christian den Fremden. Noch einmal setzte der andere an und

zeigte wieder mit dem Stücklein ins Tal hinauf und — geradenwegs nach dem Rotenbucherhofe hin.

Zugleich glaubte Christian jetzt auch ziemlich deutlich das eine Wort: Rotenbucher zu verstehen.

„Ach so,“ erwiderte er deshalb; „ob das der Rotenbucherhof sei — meinen S'?“

Lebhaft nickte der Fremde dazu.

„Zawohl, das ist der Rotenbucherhof.“

Der Fremde lachte freudig auf, zog wiederum das Hütlein mit dem hellroten Bande und ging seines Weges weiter, vergnügt sein Stöckchen schwingend.

Auch der Christian setzte seinen Weg fort. Weiter verwundert über des Fremden Anrede war er nicht; kam es doch oft genug vor, daß Fremde den Hof suchten, der als besonders schön gelegen in den Fremdenführern gar verzeichnet stand. Als er sich nun aber doch gelegentlich umwandelte, sah er, wie der Fremde



Lebhaft nickte der Fremde dazu.

gerade oben von der Straße abbog, um den Weg nach dem Hofe einzuschlagen.

Alle Wetter, was sollte das? Was wollte der fremde Mensch da auf dem Hofe? Auf Christians Hofe?

Aufmerksam blieb er zunächst stehen. Wichtig, der Fremde ging in den Hof. Vor der Treppe machte er wohl ein wenig halt, sah sich erst noch einmal um, stieg dann aber ungeschert die Stufen hinauf, um alsbald im Hause selbst zu verschwinden . . .

Nun aber wird's Zeit — sagte sich der Christian. Hurtig dem Manne nachgesetzt! Im Nu war er selbst am Hofe, die Treppe hinauf und — hast du, was kamst du — in die Stube hinein!

Da stand nun die Bäuerin, hatte den Fremden vor sich und wußte nicht ein noch aus mit ihm.

„Gottlob, daß du kommst, Christian,“ rief sie ihn an; „weiß der Kuckuck, was der Mensch da will . . .“

Der sprach nun, suchte mit den Händen hin und her, war dabei aber die Freundlichkeit selbst — nur, daß nicht aus ihm geschiet zu werden war. Er sprach in einer Sprache, die keiner verstand. Nur ab und zu fiel doch ein deutsches Wort dazwischen; „Vater“, „Mutter“ — das meinten Mann und Frau deutlich zu verstehen.

Endlich tat der Mann einen Griff in die Brusttasche seines hellblauen Fäcchens und zog eine feine braunlederne Brieftasche hervor, welcher er eine kleine weiße Karte entnahm. Er reichte sie hin; Mann und Frau schauten darauf und lasen:

Don José Allmendero.

Ja, so stand auf der Karte deutlich zu lesen.

„Das versteh' einer!“ machte der Christian.

Die Bäuerin aber war auf einmal gar still und bedenklich geworden. Sie schaute auf die Karte, schaute auf den Mann: „Du, Christian,“ brachte sie endlich heraus; „wenn der da nicht am Ende mit unserm Sepp zusammenhängt!“

Dies Wort „Sepp“ hören und freudig in die Hände schlagen — das war eines bei dem Fremden.

„Sepp, Sepp,“ rief er dazu; „mio padre! mio padre!“

Was ist noch weiter zu sagen: es war halt so, der da vor den beiden jetzt stand, war des Sepps leibhaftiger Sohn! Nach vielem Randerwelschen hin und her kam alles zutag: Sepp war nach Brasilien gelangt, hatte dort bald danach eine Portugiesin geheiratet, war aber schon nach einigen Jahren drüben verstorben. Von dieser Portugiesin stammte der Sohn, der von Vaters vielen Reden her ganz gut wußte, woher dieser stammte.

Schon längst hatte der Sohn die deutsche Heimat einmal sehen wollen; endlich hatte er's möglich gemacht — und da war er nun . . .

Die Freude war bei den Bauersleuten groß; namentlich die Bäuerin hieß des toten Bruders Sohn von ganzem Herzen willkommen. Irrend ein Zweifel tauchte bei keinem auf, wies er sich doch auch durch Papiere aus, und vor allem — die Bäuerin merkte alsbald an so allerhand Kleinigkeiten, daß der Mann da — so sonderbar er auch ausschaute und sich gebärdete — doch zur Hälfte wenigstens einer von ihrem Blute war.

Der junge Mensch verblieb nun eine ganze Zeit lang auf dem Hofe, wohnte und aß da. Aber er half auch dafür dem Bauer bei der Arbeit. Er tat dann seine schönen Stadtkleider aus, zog alte Kleider vom Bauer an, zog mit ihm auf den Acker hinaus und half als wie ein Knecht. Von Haus aus, meinte er wohl dazu, sei er dergleichen gerade nicht gewohnt; aber drüben müßte einer eben alles können und alles treiben, wie es halt so käme.

Es war überhaupt ein ganz gewitzter Herr. Sprechen konnte er — wie ein Mühlrad ging's! und mitunter standen gerade davon der Bäuerin die Tränen in den Augen; denn das gute Sprechen, das war ja eines, was der Bruder Sepp besonders gut losgehabt.

Im Umsehen hatte er es auch fertiggebracht, sich auf gut Deutsch auszudrücken. Seine Muttersprache war freilich das Portugiesische; aber vom Vater her hatte er doch auch etwas Deutsch gelernt, und das frischte er jetzt auf.

Des Sonntags tat er seine schönen Stadtkleider an, und dann ging es mit dem Bauer zusammen hinunter ins Dorf.

Was guckten die Dörfler und vor allem die Maidli! Rein vernarrt waren sie in ihn; jetzt — was galten da noch die anderen Burschen? Nichts. Der „Portugaller“ — wie sie ihn nannten — der war Hahn im Korbe. Was verdroß das die jungen Burschen! Ein Booßen und Reiden, Hänfeln und Recken ging hin und her.

„Der holt sich eine mit,“ hieß es, „wenn er wieder 'nüberdampft nach Portugallien.“

„Meinst im Ernste?“ fragte da wohl diese und jene eifrig dawider — und der Toni war dann bei der Hand: „Aber freilich, Theres. Nur ein Umstand ist dabei: Sei nur erst drüben mit ihm, und was zeigt sich da? Er hat da schon eine . . .“

„Eine Schwarze am Ende gar?“ fragt sie erschreckt.

„Aber Theres!“ machte da der Toni. „Geh geschwind zum Herrn Aberle und laß dir von ihm 's Schulgeld wiedergeben.“

„Wieso, du? Dummer!“

„Na aber nun: das muß einer doch wissen: braun sind sie drüben in Portugallien und nicht schwarz.“

„Wie denn? Braun? Meinst im Ernst?“

„Wenn ich dir sag'. Braun, wie 'n Kupferkessel ist. Ja, und so eine hat er schon, wenn du dann mit ihm 'rüberkommst. Na, da wirst du halt die zweite . . .“

„Ni jegerl“. . . dem Maidli kamen da doch die Bedenken, und der Toni hatte wieder Oberwasser . . .

Als so vier oder fünf Wochen um waren, erklärte der „Portugaller,“ nun müßte er wieder heim. Gerade jetzt ginge ein günstiges Schiff.

Niemals hatte er Geld verlangt, nicht die

kleinste Münze. Im Gegenteil! Wenn im Löwen oder sonstwo der Bauer das Schöpplein zahlen wollte, das sie mitkommen getrunken, zog der „Portugaller“ rasch seine Geldtasche, zahlte die Zeche und schob der Kathi noch oben ein ein gut' Trinkgeld hin.

Auch nicht etwa einen Zuschuß zur Heimreise erbat er sich. Nein, wie er gekommen, so ging er wieder. Doch ein durchaus nobler Herr! —

Die gute Bäuerin war ganz hin, als der Abschied kam, und auch dem Bauer ging es nahe; war der da doch von allen lieben Verwandten der einzige, der kein Geld von ihm verlangt hatte.

„Schreib nur bald einmal,“ das war die letzte Mahnung, die sie ihm noch in den Zug hinein nachriefen.

„Ihr werdet bald von mir hören,“ das waren seine letzten Worte, und aus dem Wagenfenster heraus winkte er noch lange und eifrig mit dem Taschentuche, bis der Zug in einer Biegung verschwand. — —

Vier Wochen darauf lief für den Christian ein Brief aus einer benachbarten Stadt ein.

Da schrieb ihm ein Justizrat Dr. Maxheimer: „er möge sich doch einmal behufs einer wichtigen Besprechung zu ihm nach der Stadt bemühen. Sprechstunde nachmittags von 3—7 Uhr, außer Sonntags und Samstags.“ —

Hm, was konnte das sein? — Vor Gerichten und Advokaten hatte der Christian eine heilige Scheu. Immerhin . . . Nun, es konnte die Welt nicht kosten. Also auf nach der Stadt!

„Da hat mich,“ begann der Justizrat, „ein gewisser Don José Allmendero, recte Josep Allmender, mit einer Sache beauftragt: Sie können sich denken, worum es sich handelt?“

„Nein,“ war die Antwort; „ich kann es mir nicht denken.“

„So?“ Mißmutig schaute der Justizrat über die Brille weg den Christian an. „Das liegt aber doch recht nahe. Der Mann ist der Neffe Ihrer Frau? Oder bestreiten Sie das?“

„Warum denn? Ja, freilich ist er das.“

„Also. Er ist bei der Erbteilung des Rotenbuckerhofes übergangen worden, und nun verlangt er seinen Teil.“

„Aber Herr Justizrat!“ brach da Christian aus. „Als wir teilten, galt der Sepp als tot.“

„Ganz richtig — was Sie sagen; ich betone meinerseits: galt — galt als tot. Nun hören Sie: erstens war er damals noch nicht tot in Wirklichkeit; und zweitens ist ein Sohn da. Sie haben ihn lebendig vor sich gehabt: eben mein Auftraggeber.“

„Der Portugaller!“

„Wenn Sie ihn so nennen wollen — ja. Aber seine Papiere sind alle richtig da. Hier die Heiratsurkunde mit der Portugiesin so und so; dann der Tauschein des Sohnes — daran ist nicht zu tippen.“

Dem Christian wirbelte der Kopf. Ganz verdutzt saß er da und schaute den Anwalt nur in einem an. Was sollte das nun wieder werden!

Der Justizrat war so freundlich und ließ ihn von seiner teuren Zeit die Besinnungspause. Dann hob er wieder an: „Die Sache ist nun aber bei weitem nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick wohl aussieht.“

Christian begann wieder etwas ruhiger zu werden. Wenn ein Justizrat einem so etwas sagt! —

„Im Vertrauen gesagt,“ fuhr der Anwalt fort, „auf mich hat der Herr Kesse einen ungemein günstigen Eindruck gemacht. Das ist nichts weniger als ein Knicker. Mit dem läßt sich leben.“

Wird ihm wohl gleich einen Bagen dahingezahlt haben — so dachte sich der Christian.

„Was verlangt er denn?“ fragte er.

„Zu verlangen hat er,“ setzte der Anwalt an, „siebentaufend vier . . .“

Christian hielt sich die Ohren zu.

„. . . vierhundertsechsdreißig Mark und sechsundsiebzig Pfennige,“ fuhr aber unbeirrt und in aller Kühle der andere fort. „Ohne meine Kosten wohlgemerkt, und dann laufen die Zinsen weiter auf mit jedem Tage Verzögerung in der Bezahlung . . .“

Verstört saß der Christian — ganz verstört. So unmenschlich viel Geld! Es war ja nicht auszudenken!

Eine Weile ließ ihn der Anwalt wieder sitzen.

Dann hub er an: „Wie gesagt: 's ist einer, mit dem sich reden läßt. Offenbar deshalb wünschte er auch: erst sollte ich in allem guten mit Ihnen verhandeln. Deshalb schrieb ich Ihnen auch direkt — was sonst gegen alle Regel ist. Ja, ja, glauben Sie mir nur; wissen Sie, was ich an seiner Stelle getan hätte?“

Der Christian wußte es nicht; etwas Gutes gewiß nicht . . .

„Nun, ich an seiner Stelle hätte Ihnen gleich die Klage fix und fertig ins Haus geschickt — ja.“

Den Christian durchfuhr es, eine Gänsehaut überließ ihn. Der Gerichtsvollzieher bei ihm — auf dem Notebucherhose!

„Zawohl,“ fuhr der Anwalt in aller Gemütsruhe fort, lachte gar dazu; „das hätt' ich getan, und was, frage ich Sie, hätten Sie dagegen tun können? Nichts, rein gar nichts — wo die Sache so sonnenklar liegt, so kinder-einfach . . .“

„So klar liegt alles? Wirklich? Wahrhaftig?“

„Aber natürlich, Mann! Klipp und klar. Ich werde Ihnen jetzt einmal in allem Vertrauen etwas sagen: warum nur haben Sie dazumal den Menschen — ich meine jetzt Ihren Schwager — nicht für tot erklären lassen? Das verstehe ich an der ganzen Sache nicht. War doch das Einfachste von der Welt! Da lag

der Haß im Pfeffer. Alles war dann weit günstiger für Sie. Jetzt aber wäscht das kein Regen ab . . .“ Damit schlug er fest auf die Papiere.

Der Christian wußte wohl die Antwort darauf. Deutlich entsann er sich jener Sonntag-nachmittags-Aussprache mit dem Einnehmer auf dem Notebucherhose; noch jedes Wort war ihm die vielen, vielen Jahre über im Gedächtnis geblieben.

„Weil das Bärbele es nicht hat übers Herz bringen können“ — so hätte er erwidern gekonnt; aber nein, er behielt's besser für sich, ließ den andern weiter reden: „Wie gesagt: gleich klagen wollte Herr Allmendero nicht, sich lieber verständigen; ist eben ein nobler Charakter, hat so etwas Altspanisches an sich . . .“

„Und ist doch dem Sepp sein Sohn,“ fügte Christian in Gedanken dazwischen . . .

„Ueberhaupt — unter Verwandten! Da soll man sich hübsch vertragen. Meinen Sie nicht auch, Herr Hüble? — Also, machen wir den Vergleich: Sie zahlen mir fünftausend Mark hin, und die dumme Geschichte ist erledigt für Sie. Sie können wieder ruhig schlafen.“ —

„Fünftausend Mark! Wo sollen wir die hernehmen? Ach Gott, ach Gott! Meine arme Frau!“ So jammerte der Christian jetzt.

Ganz außer sich, kehrte er heim; sagte der Frau vor der Hand nichts; nein, er wagte es nicht; dafür setzte er sich in aller Heimlichkeit hin, schrieb in seiner Verzweiflung an den Sohn. Jetzt war's so weit. Der mußte und würde ihm helfen. Ganz ausführlich und genau schrieb er ihm, wie das alles gekommen, wie es stand und lag. „Lieber Sohn, hilf mir, rate mir!“

Es vergingen acht Tage, keine Antwort. Beinahe wieder eine Woche herum, und noch immer keine Antwort . . .

Am Ende kommt er selber — fuhr es dem Christian heiß durch den Kopf. Ja, er will herbei, um dir zu helfen! —

Hat sich was! Nein, eine schriftliche Antwort kam jetzt. Freilich nur eine recht kurze — eine offene Postkarte:

„L. B. Du bist im Irrtum befangen. Jurist bin ich nicht. Philologe. Wendet Euch an einen Anwalt. Einen geriebenen natürlich.“ —

Zufällig bekam die Frau die Karte zuerst in die Hand.

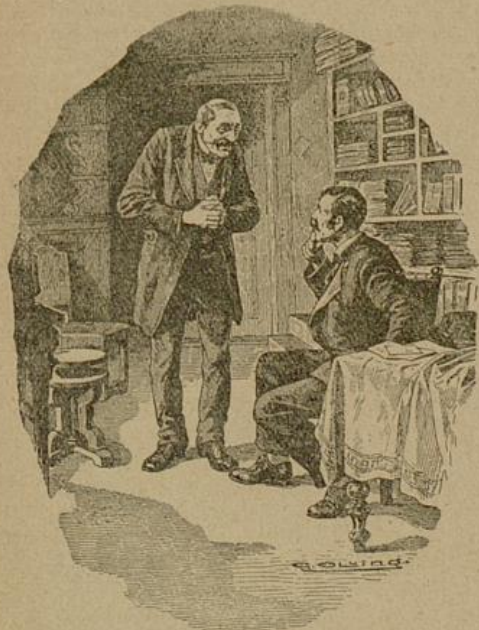
„Was soll denn das heißen?“ fragte sie verwundert. Da mußte der Christian nun alles bekennen . . .

Außerlich trug sie es mit Ruhe; aber in Wirklichkeit war es ein furchtbarer Schlag für sie — diese neue Täuschung im Leben, an den nächsten Verwandten! Mit aller Gewalt packte sie sich, um nicht zusammenzubrechen unter der Wucht dieser Erfahrung.

„Tu, wozu er rät,“ sagte sie zum Manne.

„Wenn du meinst . . .“
Also noch einmal nach der Stadt hinein! Wieder zum Advokaten, nur einem anderen; dem geriebeneren.

Gar aufmerksam hörte der den Christian von allem Anfang bis zum Ende an. Erst machte er dazwischendurch nur ab und zu einmal „hm“, weiterhin schon „ha“, dann langte es zu einem „alle Wetter“ — worauf er sich zuletzt seelenvergnügt die dünnen gelben Hände rieb und in die



. . . worauf er sich zuletzt seelenvergnügt die dünnen Hände rieb.

Worte ausbrach: „Schau, schau! Ein fein' Prozeßle gibt das.“

Der Christian erschrickt nicht wenig: „Einen langen Prozeß?“

„Aber natürlich, Mann!“ erwiderte der Anwalt und rieb sich weiter die Hände. „Bedenken Sie doch! Das muß immer alles 'nüber und 'rüber. Ueber den Atlantischen Ozean! Der Fall läßt sich getrost zwei und drei Jahre hinschieben — schätze ich.“

„So lange hinschieben?“ machte der Christian. „Ja, warum denn?“

„Nun, ich nahm an . . .“ erwiderte der Anwalt, „das würde Ihnen so passen . . .“

„Ach was,“ war des Christians Antwort, fest und entschieden; beinahe grob kam es bei ihm heraus; „das paßt mir gar nicht. Meinen Sie denn, ich könnte drei Jahre über säen und ernten und wüßte nicht, wofür und für wen? Die Saat und die Frucht müßten mir ja in der Faust verdorren . . .“

Erstaunt sah der andere auf: „Nur nicht gleich so heftig, lieber Freund! Warum denn

nur? Ich denke, ich soll Ihnen helfen . . .“ machte er.

„Alles schön und gut,“ fuhr der Christian, immer noch stark erregt, fort. „Aber wir meinen so: Wir wollen wissen, hat der Mensch da, der Portugaller, recht oder nicht? Hat er wirklich recht, dann . . .“

„Ich bitte Sie,“ warf der Anwalt dazwischen; „was heißt: recht? Alles Recht ist subjektiv.“

„Und was heißt: subjektiv?“ fragte der Christian dawider.

Der Anwalt sann ein Weilchen darüber nach, und dann setzte er zu einer Erklärung an; aber der Christian wartete das Ende gar nicht ab, stand auf, sagte nur noch: „Nichts für ungut“ und war zur Tür hinaus — wollte sich jetzt allein helfen.

Blieb ihm aber auch sonst nichts übrig; denn alle anderen versagten; keiner wollte jetzt etwas zurückzahlen — nicht einer. Mit Händen und Füßen wehrte sich jeder, und hatten sie alle doch weit über Gebühr, mit vollen Händen bekommen!

Wozu sind eben die Banken da? — Auf zu dem freundlichen Herrn Direktor!

„Den Herrn Direktor wollen der Herr sprechen? — Hm, hm. Wollen sehen. Es ist eben Sitzung vom Aufsichtsrat.“

Während der Christian wieder so dajaß vor den Gitterwänden und den Theken der Bank, fiel ihm doch ein Unterschied gegen das vorige Mal auf: es sprang da nicht mehr ein Dutzend junger Leute hin und her — beileibe nicht! Und wo war nur das viele Geld hin? Das Gold, das Silber, die Pakete von Banknoten? Auch von einem Talerzählen war nichts zu vernehmen. —

Jetzt tat sich die Tür vom Direktor auf, und heraus schritten fünf bis sechs Herren mit gesenkten Köpfen und mit Gesichtern — als gingen sie hinter einer Leich'.

Gleich darauf hieß es: „Der Herr Direktor läßt bitten,“ und Christian trat bei ihm ein.

Aber wie wurde ihm? Das war ja jetzt ein anderer! Ein ganz anderer sogar; anstatt dem freundlichen Herrn von damals ein widerwärtiger Grimmbar. Hieß auch gar nicht erst noch lange sich setzen; nein, im Stehen fertigte er den Christian ab.

„Noch mehr Geld auf den Hof wünschen Sie? Ganz ausgeschlossen. Im Gegenteil! Eben haben wir beschlossen: gekündigt wird unser Geld nach der Möglichkeit. Machen Sie sich also nur gleich gefaßt darauf. Unser Geld brauchen wir jetzt selbst. Gott, was für Zeiten! Miserabel steht alles.“

„Aber . . . aber . . . der andere Herr,“ stotterte Christian und zeigte auf den Sessel, wo der Freundliche vom vorigen Mal gesessen, „der meinte damals doch . . .“

„Mein Herr Vorgänger? Der Doktor Weichenstein? Ha, was der sich so dachte! Die Seele von Mensch! — Ja, das war er wirklich. Aber sagen Sie selbst: Was tun wir mit 'ner Seele im Geschäft? — Gott sei Dank, jetzt haben wir andere Prinzipien. Also, für Geld gesorgt, Mann! Hören Sie? Sonst! — Empfehle mich.“

Keine zwei Minuten — und Christian stand wieder draußen.

Was nun tun? Anwalt und Gericht drohten, Pfändung und Versteigerung waren im Anzuge! Wenn nun der „Portugaller“ aber doch einmal in seinem Rechte war — dann schon alles freiwillig hingegeben, als sich gar das Dach, über den Kopf weg, herunterholen lassen.

Ein Käufer für den Hof fand sich rascher als gedacht, und so hieß es nun: den Hof geräumt! Haus und Heimat verlassen! — auch rascher als jemals gedacht! — Du armes Bärbele! —

Was für ein Abschied von daheim! Von dem Orte fort, wo beiden Vater und Mutter begraben lagen, Brüder und Schwestern — nicht zu vergessen der kleinen Anrei, die ja auch seit so langen Jahren schon hier auf dem Friedhof ruhte! — Und ein Abschied für immer . . . niemals — das wußten sie — würden sie den Ort wiedersehen! Wo sie als reiche Bauersleute geessen, da wollten sie nimmer weilen als arme Dörfler. Zu pachten gab es hier ohnedem nichts am Orte, alle Höfe waren in festen, sicheren Siguers Händen. So mußten sie einmal fort, ob sie nun wollten oder nicht. Ganz wo anders mußten sie sich eine neue Heimstätte suchen.

Wohl hatte Christian auch daran gedacht: Sollst am Ende dein gut alt Handwerk wieder aufnehmen! — Aber nein; alles hat seine Zeit. Dazu war es zu spät. Er war der regelrechten Arbeit als Zimmerer nicht mehr gewohnt; er wäre damit nicht fortgekommen, so sehr er im Grunde auch daran noch immer hing, und so gern er ihr in den Feierstunden immer noch nachging. — Und dann! Bärbele, die ja allezeit eine Bäuerin hatte sein wollen — sie hatte zuletzt einen wahren Widermut gegen alles bekommen, was Stadt war. Woher sonst war auch der Hauptteil ihres Unglücks und Kummers gekommen? — Nein, niemals in die Stadt hinein! Lieber in aller Einsamkeit und Stille irgendwo als Pächtersfrau sitzen — so lange es eben noch sein sollte . . .

Ueber dem Rhein drüben hatte Christian ein klein Anwesen auszukundschaften gewünscht. Es etwa zu kaufen — daran war, wie jetzt alles lag, nicht zu denken — vielleicht später einmal! Jetzt wurde es gepachtet.

So zogen sie ganz in der Stille von dannen. Nachtsüber hatten sie gepackt und geladen. Um fünf Uhr in der Frühe setzte sich der Wagen

hochbeladen den Berg hinunter in Bewegung. Dick lag der Nebel im ganzen Tal, gleich einem Trauerschleier. Christian hatte ein Pferd aus dem Sägewerk gemietet; ein Paar Ochsen, zwei Kühe und etliches Kleinvieh wurden nachgetrieben — es war der Stamm der neuen Wirtschaft. So ganz arm war man eben doch nicht. Was dem Christian von Person aus gehörte, das hätte ihm so wie so kein Anwalt und kein Gericht nehmen können. Auch der Hausrat der Frau war da, zusammengebracht von Urväters Zeiten her. War manch schönes altes Stück dabei, das den Weg mitmachte.

So kam es, daß der Wagen alles in allem doch recht hoch aufgepackt war. Zu unterst aber stand ein besonders schweres Stück: des Christians Hobelbank. Auch sie nahm den Weg in die neue Heimat . . .

Knapp ein Viertelstündchen nach Aufbruch führte der Weg sie am „Löwen“ vorbei. Eben lugte über den Talrand die aufgehende Sonne, und die ersten Strahlen fielen auf den „Löwen“, spiegelten sich in dessen Fenster. Wie zwei große helle Augen schauten die beiden hohen und breiten Fenster vom Tansaal herüber, als der Wagen langsam vorbeivollte. Mann und Frau sahen einander an. Keines sprach ein Wort.

Aber in beiden stiegen die gleichen Gedanken auf: der Kirchweihstag von dazumal stand ihnen vor der Seele; das war der Tag gewesen, wo sie einander gefunden hatten . . .

Was hatten sie seitdem erlebt, was alles durchgemacht! Viele Mühe und Arbeit, unendlich viel Kummer und Sorge; nur ganz wenige wirklich glückliche Tage. Und dennoch! Kämm' heut einer und fragte: möchtest du nach alledem wieder tun, was du damals getan? — Beide, alle beide würden freudig „ja“ sagen.

Leise klang in beider Seele das Verslein wieder, das er damals hell im Uebermut ihr ins Ohr gesungen und das sie verbunden hatte auf immer:

„Liesele, Liesele,
Nimm dir der Zimmermann!
Baut dir ein Liesele
Mit einem Garten dran . . .“

Beide horchten plötzlich auf; vermeinten sie doch deutlich ein Singen und Klingeln zu vernehmen — ganz wie dazumal . . .

Aber nein, ein anderes war es diesmal: die Morgenglocke war es, die von der Dorfkirche herkam, die schon weit, weit hinter ihnen lag. Sie gab ihnen das Geleit in die Fremde . . .

Wieder gingen etliche Jahre dahin, von Tag zu Tag träger, weil eine rechte Freude an keinem davon war; und doch, hinterher überschaut — als ob sie nur so dahingeflogen wären.

Ganz für sich, in aller Stille und Einsamkeit lebten die beiden auf ihrer kleinen Wachtung

dahin. Wer so um sie sonst noch herum saß an Bauern und Pächtern — was ging es sie an? Sie kannten niemand davon; und wieder, die sie kannten — ach, wie weit fort waren sie! Und kimmerten sich nicht mehr um die beiden Menschen; hatten diese nun doch nichts mehr zu geben . . .

Seit dem Erlebnis mit dem „Portugaller“ war das Bärbchen sichtlich gealtert. Die Stärkste war sie ihr Lebtag nicht gewesen; nein, immer ein zartes empfindliches Persönchen, weil ihr Mergel und Verdruß, aber auch Liebes und Gutes gleich nah ans Herz griff.

Schön war sie aber immer noch; die Stirne glatt, der Mund voll, rund und rot; die Wangen ohne Falten und immer noch rosig überhaucht. Dabei das schöne, große, braune, ruhig, gut und freundlich blickende Auge. Auch von Gestalt war sie trotz alledem ungebeugt geblieben; sie war nicht dick, nicht altersträge geworden.

Nur im Lebensmut war sie gebrochen; sie konnte sich einmal nicht finden in das, was sie



Die Morgenglocke gab ihnen das Geleit in die Fremde.

hatte erleben müssen; und das Härteste, das Allerhärteste, das es auf der Welt für sie gäbe — so meinte sie — das mußte sie gerade jetzt, zu allerletzt noch durchmachen. Sprach sie auch niemals ein Wort darüber, so wußte darum der Christian doch ganz gut: sie meinte, es nicht ertragen zu können, daß sie jetzt auf immer

und ewig, bis ans Lebensende zur Pacht, in Miete — in der Fremdheit wohnen müßte! —

Ihr Lebtag hatte sie es eben anders gehabt; sie wußte nie anders, als daß sie auf eigenem Grund und Boden saß, zwischen vier Wänden wohnte und thronte, die ihr auch zu eigen waren. Jetzt ärgerte und kränkte sie jedes Fenster, jede Stubentür, jede Treppenstufe, wenn sie nicht waren, wie sie sollten. Es fehlte ihr die Gewalt darüber; übers ganze Haus fehlte ihr die Gewalt, und so fehlte ihr auch die Freude daran, und damit die Freude am Leben selbst.

Ganz gewiß; niemals sprach sie darüber, nicht ein Wort! Der Christian aber kannte sie; trotz allem wußte er, was in ihr vorging.

Einmal aber verriet sie sich auch — wider Willen . . .

Nächtens ward er einmal wach von einem leichten Gestöhne, einer leisen Wehklage. Gleich beugte er sich zu ihr hin, faßte sie bei der Hand und fragte: „Was hast denn, Bärbele?“

Sie antwortete nicht, war auch nicht ganz wach, stöhnte aber leise weiter. Er strich ihr leise und zart, wie das nur die rauhe Bauershand litt, über die Stirn und die Schläfe hin.

Es war draußen gerade ein leichter Mondschein, und somit konnte er's bei dem Halbllicht deutlich erkennen, wie sie sich zu ihm hinwandte und die Augen aufschlug. Groß sah sie ihn an; aber es war doch wieder kein rechtes Ansehen wie bei lichtem Tage; an ihm vorbei sah sie, als ob sie noch halb träumte, und dabei kam es so leise hin über ihre Lippen: „'s Häußele — geh, hast mir's doch versprochen . . .“

Gleich wandte sie sich dann auf die andere Seite, machte noch einen Griff nach dem Herzen, tat einen schweren Seufzer und war wieder eingeschlafen . . .

Viel gab dies Erlebnis dem Christian zu denken; er konnte die Erinnerung daran nicht loswerden, wollte das auch gar nicht, hatte es auch gar nicht vonnöten; hatte er doch an das, was die Frau gemeint, längst gedacht; dachte er stetig. Er wußte, was sie drückte, und tat schon sein Teil.

Wieder etwas Eigenes zu erwerben — darauf war er aus; schaute sich allerwegen dieserhalb um und hatte auch heimlich ein erklecklich! Sümmechen dazu aufgesammelt — abgespart an sich selbst.

Noch langte es aber bei weitem nicht, und den Buckel voller Schulden — nein, so wollte er nicht neu anfangen; dazu hatte er viel zu schlimme Erfahrungen gemacht — wenn alles jetzt auch leichter war als je zuvor.

Wie hatte doch dazumal der glatte Mensch, der Bankdirektor, dahingeschwätzt? „Die Zeit schreitet fort.“ Recht hatte er damit schon gehabt; sogar über den Doktor Weilchenstein ist die Welt derweile fortgeschritten, und jetzt ist

sie soweit schon, daß der Bauer sich allein hilft ohne ihn — oder wenigstens die Bauern in der Gemeinsamkeit.

Geld alleine tut's nicht — man muß auch welches haben . . . ja, das war der Wit, den damals der Mensch gemacht hat. Jetzt war das Wahrheit geworden — blanke Wahrheit. Jetzt haben die Bauern auch Geld ohne solche Art „Geber,“ weil sie getreu zusammenstehen. Denn von wem im Grunde kommt denn her, was man Geld heißt?

Doch nicht etwa von so Herren, die in langen schwarzen Rücken und weißen Stehkragen hinter ihren Schreibtiſchen hocken? Nein, weiß Gott, nicht! Die schieben das Silber, das Gold und die Scheine doch nur immer so hin und her und sorgen redlich dafür, daß ihnen dabei ein erklecklich' Teil in die weiten

Hosentaschen rutscht. In Wahrheit kommt alles Geld von der harten Arbeit her, die neben allen anderen auch der Bauer tut im Schweiße seines Angesichts . . .

Das waren so die Gedanken, mit denen Christian jetzt hinter dem Pfluge ging. Nur getroßt also, Bärbel, die Zeit kommt! — Noch

fühlte er sich nicht alt. Mitte fünfzig — das ist noch kein Alter! . . .

Etliche Jahre waren so wieder dahingegangen. Einmal schon hatte er die Nacht verlängern lassen; jetzt stand er wieder vor einem Termin. Aber zu einem eigenen Gewese langte es halt noch immer nicht recht. Schwer waren die Zeiten, Krieg im Anzuge, Mißwachs mehr als zuviel . . . Wird es da jemals werden, was der Christian doch so ernsthaft bei sich im Kopfe trug? Und 's Bärbele so still im Herzen? Ach, das Herz! Dieses Herz, das in der Stille so viel gelitten und ertragen — es schlug ihr in der Letztzeit mitunter so ohne allen Grund, und der Druck auf der Brust, worüber sie wohl hier und da schon geklagt, wollte jetzt niemals wieder so recht weichen. Zu Schweres war es, was sie hatte durchmachen müssen, und so rechte Freund' am Leben hatte sie nimmer. Die fremden Menschen um sie herum! Der fremde Hof, wo alles

so ganz anders war, als sie's gewohnt; und der ihnen zudem nicht gehörte. Jeder Nagel war dem Eigner.

Einmal aber war es in diesen Jahren doch noch über sie gekommen wie ein heller Strahl wärmster Lebenssonne. Das war, als sie ihr das Enkelkind ins Haus brachten — das einzige, das sie hatte.

Was war das auch für ein lieb' gut' Kind! Und ein ausnahmsweise schönes Kind, mit einem Kopf ganz hellblonder Haare, mit großen grellen Augen. Weiter auch — wie aufgeweckt! Wie munter und lebendig war dieses Liselottchen — wie das Bärbele nicht eines bis jetzt gesehen. Was konnte es so geſcheit sprechen, sich ausdrücken — wie ein Altes; blieb aber doch ein

herzig' Ding, das lachen und weinen tat wie ein rechtes Kind.

„So muß ich auch wohl einmal gewesen sein,“ das waren so die Gedanken der alten Frau, als sie mit dem Kinde sprach und spielte.

Dann sah sie im Geiste die Kleine an sich selbst wachsen, groß werden und das nämliche wieder durchmachen, das sie durchgemacht. Wie war es doch so schwer, zu leben, und wo-

zu nur wuchs immer ein Geschlecht ums andere heran, um doch immer dasselbe an Elend und Unglück einzusammeln? —

Nicht gar lang vor den Weihnachtstagen war der Christian auf seinem Felde draußen, als er den breiten Fahrweg herauf eilends die Magd kommen sah.

Von allerhand Ahnungen befallen, hielt er in der Arbeit inne . . .

Die Nacht war für die Frau schlecht gewesen. Wieder einmal hatte sie den Druck auf der Brust gespürt; erst gegen Morgen war sie zu Schlaf gekommen. Sie war dann im Bett geblieben . . .

Jetzt brachte die Magd böse Nachricht: es stünde schlimm um die Frau; sie läge da und sähe aus, als wüßte sie von gar nichts mehr.

Eilig stellte der Christian seinen Pflug ab, ließ die Magd beim Geschirr und lief, was er



Jetzt standen alle bei der Toten und klagten laut.

konnte, durch den Wald, über den steilen Bergweg, heim.

Da lag nun die Frau, und es war wirklich so, wie die Magd gesagt: ohne Teilnahme lag sie da, den Kopf zur Seite gewendet, als ginge nichts mehr auf dieser Welt sie an. Als aber der Christian zu ihr ans Bett trat, da wandte sie sich zu ihm um, hob den Kopf ein wenig auf und sagte: „Da bist du ja, Christel.“

Ein Schimmer, wie ein ganz leises verjüngtes Lächeln, ging dabei über ihr Gesicht.

Als dann der Christian fragte: „Aber mein liebes Bärbele, sag, was hast du denn?“ da erwiderte sie mit deutlicher Stimme: „Ich weiß gar nicht, wie mir eigentlich ist.“

Dabei sah sie weiter nicht verändert aus. Die Wangen waren voller Farbe, die Augen groß und grell; tat dann aber doch die Augen zu und lag eine Weile lang still für sich, ruhig atmend, nur daß sie die eine Hand auf das Herz gelegt hielt — wie von immerem Schmerze.

Christian stand und stand. Voller Sorge und Angst war er; wollte Hilfe holen, wagte sich aber doch auch wieder nicht fort — hielt sie ihn doch auch leicht an der Hand fest.

Eine Weile verging so. Da schlug sie wieder die Augen weit auf, und nun sprach sie so klar und deutlich als nur je in den gesunden Tagen — nur die Augensterne starrten so eigen, als seien sie nicht mehr von dieser Welt — sagte: „'s Häufele, weißt . . .“

„Ja, ja,“ fiel der Christian ein, und die heißen Tränen stürzten ihm in die Augen.

Drauf war ihre Stimme schon schwächer: „Mußt mir's bauen . . .“

Dem Christian war jeder Laut erstickt vor Schmerz und Weh.

Zuletzt kam es kaum vernehmbar, wie wenn ein Blatt so dahinweht, über ihre Lippen: „Bist ja der Zimmermann . . .“

Damit legte sie sich leicht nach der Wandseite um, tat noch einen Seufzer und war tot. —

Jetzt kamen sie alle zugereist, von da her und dort her, standen bei der Toten, klagten laut, weinten herzbrechend . . .

Fehlte nur der „Portugaller“. —

Auch der Sohn, der jahrelang nicht daheim gewesen; der vor seinen gelehrten Büchern nicht mehr gewußt, daß er auch Vater und Mutter hatte — oder nur dann, wenn er die Eltern gebraucht hat — er war da.

In einem feinen Pelz, mit feinem hohen schwarzen Hute stand er da. Es ist wahr: er paßte nicht in die Bauernstube.

Jetzt auf einmal wußte aber auch er, was er für eine gute Mutter gehabt . . .

Wo's zu spät war . . .

Ernst und still hieß Christian sie alle willkommen; kümmerte sich dann aber nicht grad

viel um sie. Er konnte es ihnen nicht vergessen, was sie der Toten die langen Jahre über alles angetan.

Die Tage, bis man sie zu Grabe trug, hatte er sich weiter nicht sehen lassen. Irgendwo hinten im Hofe hielt er sich auf — bis es sich zeigte, was er eigentlich da trieb. In seiner Werkstatt hatte er die ganze Zeit gesteckt, geschafft und geschafft; gesägt und gehobelt, gefügt und geleimt, gebeizt und gestrichen — alles aus bestem, allerbestem Eichenholze.

Nicht Gräfin noch Fürstin konnte besser gebettet sein zur ewigen Ruh', als es das Bärbele ward in dem eigen' Häufele, das ihr der Christian nun doch noch hergerichtet — wie er ihr's einmal zu bauen versprochen . . .

Und dann — auch einen Garten dran: Einen Rosenbusch und eine Schwarzwaldtanne . . .

Der Herenmeister von Pavia.

Von L. vom Vogelsberg.

„Vivat Karl Quint! Franziskus ist unser!“ Also schrien die kaiserlichen Heerhaufen.

Goldenes Licht lag auf den Türmen des getreuen Pavia. Franz von Frankreich aber gab seinen Degen an Lannoy.

Der Hauptmann kaiserlicher Arkeley, Hans Notenhan, tat vor Vergnügen einen gewaltigen Luftsprung und ließ den Büchsenmeister noch einen Schuß tun in den rennenden Franzosenhaufen, schränkte die Arme über der Brust und sah lachend hinunter, wie die Spanier des Antonio Leyba und Baptistas von Lodron im Verein mit frummen deutschen Landsknechten auf mürrische Franzosenschädel schlugen. Sah kaiserlicher Majestät Kommandanten aus der Stadt hervorbrechen und seine hellen Haufen hineinstäupen mit Petrarckas und Mary Sittichens Knechten unter die Welschen, daß sie liefen wie die Hasen über das Feld.

Und noch einmal ließ Hans Notenhan den „Roten Hund“ laden und einen tauben Schuß hineintun in das Getümmel, daß es klang wie ein brummender Jubel. Und aus der befreiten Stadt herauf begannen die Glocken zu dröhnen in die Siegesherrlichkeit Karl Quints. „Vivat Gloria — Viktoria! . . .“

Noch stand er am Stück und spannte die Finger voll Liebe um das Rohr. Da ritt der Jörg Frundsberg vorbei.

„Seid Ihr der Notenhan?“

Der lachte ihm ins Gesicht. „Ihr wäht's nach meinem Orgeln in der Früh', Feldhauptmann?“

Der Frundsberg schmunzelte in seinen struppigen Bart und warf einen straffen Bentel herüber. „Den hab' ich für Euch aufgehoben — wollt Ihr noch mehr?“

„Einen Urlaub bis zum Wiederkommen,“ brummte eine Stimme hinter dem Stück.

„Habt ihn!“ sagte der Frundsberg, nickte fröhlich und ritt davon. Hans Rotenhan aber riß das Eisen heraus und suchte nach dem, der ihm fürwizig über den Schnabel gefahren war.

Der stand seltsam schwarz hinter ihm und hatte die Radachse zwischen den Beinen.

„Alle guten Geister . . .“ rief der Rotenhan und ließ das Eisen sinken.

„. . . loben ihren Herrn und Meister.“ setzte der Schwarze hinzu und verzog den Mund zu einem schiefen Lachen. „Seht also, wohlledler Hauptmann, daß ich von Fleisch und Wein bin.“

Darnach schlug Hans Rotenhan das Kreuz. „Wer seid Ihr?“ fragte er scheu und tat einen tiefen Schnauf.

Der Schwarze, dem eine lange Gockelfeder bis in den Nacken hing, hob die Schultern. „Wollt Ihr's wissen, so werdet Ihr noch selbst draufkommen. Und nun kommt und nützt Euren Urlaub.“

Der Hauptmann aber stampfte unwillig mit dem Fuß. „Hab' von Euch keinen Urlaub zu empfangen.“

Der schwarze Gockel aber verzog wieder den Mund. „Ei, ei, seid Ihr fürwizig mit Eurer Rede. Will Euch indes nicht nötigen und nur der Jungfer Neße sagen von Eurem Bescheid.“

Da tat der Hauptmann einen lauten Schrei und hopfte so hoch wie sein Geschütz und wurde wie der Tod. Alsdann aber saßte er in den Degenkorb und drang in närrischem Grimm auf den Schwarzen ein.

„Halunk und Leutverderber! Zehn Zoll kalt Eisen renn' ich durch deinen Bauch, verderbter Herrenmeister . . .“

Des Schwarzen Augen aber, die vorher so boshaft listig gesunkelt, wurden gar ernst und traurig. „Recht so, ich sagt's Euch ja, Ihr würdet noch auf meinen Namen kommen. Und nun frag' ich Euch zum zweitenmal, ob Ihr mit mir kommen wollt nach Pavia.“

Wieder schlug Hans Rotenhan das Kreuz: „Gelobt sei Jesus Christ . . .“

„. . . in Ewigkeit. Amen. Habt Ihr nun genug gepriift? Dann sagt mir, ob Ihr die Tochter des ehrenwerten Meisters Cleverstolz in Köln am Rhein kennt.“

Der Hauptmann tat ein paar Lufthiebe und sagte wie von Sinnen: „Die tu' ich kennen, die tu' ich kennen. Die Neße ist meine Herzliebste und wohnt zu Sankt Aposteln im heiligen Köln.“

„Die Neße war Eure Herzliebste und wohnt dormalen zu Pavia,“ flüsterte der schwarze Gockel, „und wenn Ihr nicht kommt, sie zu lösen, dann werdet Ihr sie nimmer gewinnen.“

Der Hauptmann tat den Mund auf und klappte ihn wieder zu. Dann sagte er zer-

schlagen: „Ihr seid der Versucher. Wie soll ich in Pavia lösen, was in Köln am Rhein ist?“

Der Schwarze hob die mageren Schultern. „Ihr traut mir nicht, Hans Rotenhan, und vergeßt über der Frag' nach meinem Wesen, daß Euch eine Seele dort unten verloren geht. Hab' ich Euch gefragt, ob Ihr gut oder schlecht seid? Da kommt Kaiserlicher Majestät oberster Feldhauptmann, Herr Jörg von Frundsberg. Den fragt wegen meiner.“

Der Gockel hatte sich auf das Stück gesetzt und ließ die Hahnenfeder wippen. Und wie des alten Jörg Frundsberg wehen-



Dann aber saßte er in den Degenkorb und drang auf den Schwarzen ein.

der Bart aufkam, da riß Hans Rotenhan den Schwarzen vom Stück und riß ihn mit sich über das Feld der Schlacht und schrie: „Führt mich, führt mich, und wehe Euch, wenn Ihr lügt!“

Und selbender durchschritten sie die gebrochenen Mauern des Parks von Certosa, der Rotenhan mit eiligen Sprüngen, der Schwarze wie ein stehender Storch, als sei er von kurzem Atem. Trabten durch die Tore der befreiten Stadt Pavia, wo der Jubel aus allen Ecken scholl und die Sieger um die Habe der Besiegten würfeln. Aber als sie die Backsteintürme ein paar Schritte hinter sich hatten, da hielt der Schwarze den Schritt an und sagte: „Laßt uns verschnafen, Hauptmann, sehen ja schier aus, als wären wir Verfolgte des heiligen Gerichts.“ Stapfte mit ihm durch ein paar enge Gäßlein und verhielt vor Santa Maria del Carmine.

„Nehmt den letzten Beweis, daß ich kein Uebler, wenn auch sonst ein Hexenmeister bin, — wollen da hineingehen und unsere Sache bereden.“

Also saß der schwarze Gockel mit dem Hauptmann kaiserlicher Arkeley im Gestühl von Santa Maria und sprach: „Wie ich gesagt, ist die Nese Cleverstolz in dieser Stadt. Das Warum sag' ich Euch ein andermal. Kommt ruhig die Hand nach ihr ausstrecken, bleibt kein Sudel daran hängen. Und an Euch liegt's, wollt Ihr sie an diesem Abend wieder haben oder nicht.“

„Ich will,“ rief Hans Rotenhan und griff in einer seltsamen Art nach dem Schwarzen.

Der wich aus und legte den Oberleib zurück.

„Laßt die Fagen, wir sind hier heiligen Orts. Also sag' ich Euch: ich führ' Euch an einen Platz und hinter einen Vorhang. Dort wartet, bis Ihr das Wort Santa Colonia hört. Dann schlagt das Tuch auseinander, geht vor, und Ihr werdet finden, was Euch behagt. Handelt als ein Mann von Vernunft und nicht als ein Narr, verweilt auch nicht dort, sondern gehet mitkommen zur Klosterkirche zum San Pietro in cielo d'oro. In ihrem Schatten sehet Ihr ein kleines Haus mit blauer Tür; klopfet, und der Alten, die Euch öffnet, nennt das Wort Hispania. Uebergebt ihr das Mädchen in Treue und seid unbesorgt. Ihr aber betretet das Haus nicht, bis ich Euch Weisung gebe.“

Der Hauptmann nickte nur und machte ein verkommen Gesicht, als habe nicht der schwarze Gockel, sondern einer von den gemalten Heiligen zu ihm geredet.

Alsdann wandten sie sich durch das brausende Siegestreiben kaiserlicher Armees, bis der Abend hereinbrach und der Schwarze vor einem schönen großen Hause hielt. Auf einen Schlag und auf ein fremdes Wort tat es sich auf. Drinnen lag ein tiefes Dämmern, und der Hauptmann sah, daß er allein stand. Aber als er geradeaus griff, faßte er weichen Samt und gedachte, daß dies der Vorhang sein müsse. Also stand er fiebrig und heiß und wartete, hörte murmeln und des Schwarzen Stimme und hörte eine weiche und süße dazwischen, daß ihm das Blut vom Kopf bis zur großen Zehe schoß und wieder zurück, und wollte vorwärtstürzen. Da klang wie ein Silberglöcklein das Santa Colonia.

„Nese, liebe Nese . . .“ Und es war kein hunder Zauber und kein Teufelswerk; der Hauptmann kaiserlicher Arkeley Hans Rotenhan hielt die Nese Cleverstolz im Arm und sie weinte und küßte ihn und tat wie närrisch. Der Hauptmann aber vermeinte, er sei noch in der Kirche Santa Maria del Carmine, tat gar fürsichtig und geleitete seine Nese die Treppe hinunter. Draußen auf der Gasse stand ein krummer Geselle, der ging vor ihnen her bis zum Schatten

von San Pietro. Auf das Wort Hispania tat sich die blaue Tür auf und die schöne Agnes Cleverstolz ging ein mit einem Lächeln. Der Hauptmann Hans Rotenhan aber ging traurigen Herzens von dannen und suchte den Hexenmeister. Der aber war nirgends zu finden.

An jedem Morgen kam der kaiserliche Hauptmann in die Stadt und strich um San Pietro. Denn das hatte ihm der schwarze Gockel nicht verboten. Und als ihm einer verdeutschte hatte, das Kirchlein hieße auf welsch „Sanct Peter im goldenen Himmel“, da hatte er den sündhaften Gedanken, es sei besser, das Haus mit der blauen Tür hieße Sanct Johannes im goldenen Himmel, insoweit er gegenwärtig selbst darin sei. Aber der Nese Gesicht sah er dennoch nirgends.

Ueber ihn selbst aber wollte der Geist der Trübsal kommen. Er sah weder des Schwarzen Hahnenfeder wippen, noch der Nese süße Augen. Und ob des einen packte ihn die Wut und ob der andern der Jammer, sintemal er auch den Befehl bekommen hatte, in diesen Tagen mit einem Teil der Arkeley heimwärtszuziehen. Wie ein Toter ging er durch den prangenden welschen Frühling, und schwor sich, nimmer heimzukehren, es sei denn die Nese bei ihm.

Doch wie er am Tage vor dem Ausbruch in tiefem Weh durch die Mandelbüsche der Certosa wieder nach seinen Stücken hinaufstieg, da stand der, der ihn und die Nese dormalen an die blaue Tür gebracht, auf einmal wieder vor ihm, schob ihm ein Zettel ein in die Hand und war wie eine Eidechse wieder in das Grün verschwunden. Der Hauptmann zog das Geschreibe auseinander und las voller Staunen: „Morgen um die neunte Stunde steht ein Wagen bei San Pietro, der Eure Liebste birgt. Was Ihr damit zu tun habt, das wißt Ihr.“

Ein paar der frummen Landsknechte, die vorbeikamen, sahen mit starren Gesichtern den ehrenfesten Hauptmann kaiserlicher Arkeley einen gewaltigen Purzelbaum schlagen.

In der Frühe des anderen Tages aber rollte Stück um Stück vom italienischen Schlachtfeld gen Deutschland. Ein Unterhauptmann befehligte den Troß, bis allgemach ein Wägelein nachgeklappert kam, neben dem der wirkliche Hauptmann ritt wie der wahrhafte Johannes im goldenen Himmel, umgeben von lieben Sonnen. Und alle Augenblicke lufte er das Tuch des Wägeleins und schaute hinein. Und wenn er den Kopf zurücktat, dann waren zu den sieben Sonnen noch weitere sieben dazugekommen.

Da, wo die Berge ihre Füße tief in die Lombardei hineinstreckten, mußte die Nese Cleverstolz aus ihrem Wägelein heraus und in eine Sänfte hineinschlupfen. Und damit ihr ja nichts geschähe, führte man das Schatzkästlein inmitten der Stücke, und der Hauptmann Hans Rotenhan

ritt ganz am hinteren Ende der Arkeley, damit er es ja nicht aus den Augen verlore und sein Gesicht immer von den Sonnen beschienen sei.

Als die Stücke aber den Paß hinaufkarrten, der Deutschland von Welschland trennt, da sah er in der Ferne einen Reiter halten, klein und zierlich wie der heilige Martin hoch oben auf dem Dom zu Mainz. Als er jedoch näherkam, gewahrte er einen himmellangen mageren Kerl in einem feinen, schwarzsamten Gewand und einem schwarzen Federhut, daß er aussah wie der Leibhaftige. Eine große goldene Kette hing ihm auf die Brust, und die Waibel und Chargierten der Arkeley grüßte er mit vielem Anstand. Nun erst sah es der Rotenhan, daß es der schwarze Gockel aus Pavia war.

Der aber ritt auf ihn zu, reichte ihm mit lieben Augen vom Gaul herüber die Hand und sagte: „Glückliche Heimfahrt und tut zu Eurer nicht, als ob Ihr mich kenntet. Seht, ich habe



Der Schwarze aber ritt auf i. n zu.

einmal einen bösen Handel zu Köln gehabt, der vor Gott, aber nicht vor den Menschen bestehen mag. Und als ich im Blute lag, da hat mich Euer Vater aufgenommen wie der barmherzige Samariter und hat mich geheilt und geborgen vor den Häschern. Und als ich ihn eines Tages wegen seines traurigen Wesens gefragt, da sagte er mit Zögern: »Seht, mein Sohn hat eine Jungfer lieb, und die hat ihm die Treue gebrochen. Denn sie geht mit einem von den welschen Landschaden, die zu Kurfürstlicher Gnaden als Gesandte gekommen sind.«

Nun war just genannter Ambassadeur einer von den welschen Schuften, die mir das Loch im Leib verschafften. Also sprach ich Eurem Vater Mut zu und ging davon, als meine Zeit um war. Bin dem Welschen hierher gefolgt und kann vor Gott bezeugen, daß der Jungfer kein Leid an Leib und Seele geschehen. Denn ich verschaffte mir heimlich bald Zutritt zu ihr und sah, daß sie bitter am Heimweh und am Abscheu vor dem welschen Galgenholz krankte. Wußte auch bald, daß der Welsche sein Spiel mit ihr haben und dann davonlaufen wollte. Darum ging ich heimlich hin und redete ihr vom heiligen Köln und von Euch. Nun sie anfing zu weinen und nach Euch zu rufen, war sie mein. Ich tat wie ein Hexenmeister — will doch das Weibsvolk immer Geheimnisvolles haben — und verschwor mich, ich wolle Euch zur Stelle bringen, wenn sie Euch für alle Zeit recht von Herzen liebe. Sie fing ein Lachen und Weinen an, und das übrige wißt Ihr. Haben ein wenig Narrenspiel treiben müssen mit ihr; aber die Weibsleut' wollen's halt nit anders. Redet nicht darüber mit ihr, denn so habt Ihr sie immer sicher am Bündel.“

Zimmer noch hielt der kaiserliche Hauptmann die Hand. Nun fragte er: „Und der Ambassadeur?“

„Hat erfahren, wie man umgeht mit Berätern am Reich.“

„Und Ihr?“

Da drückte der Schwarze noch einmal heiß die Hand des Hauptmanns, seine Lippe verzog sich und er ließ dem Gaul die Zügel locker: „Fragt nicht, das Liebchen, das ich hatte, liegt zu Kostniz am See. Dort tu' ich hinreiten. Habt ein glücklich Leben miteinander.“

Und hinunter setzte der Gaul in die blumigten Wiesen.

Dieweil aber Hans Rotenhan, der kaiserliche Hauptmann, ihm nachsah und sich über die Augen fuhr, verhielt auch der Büchsenmeister den Gaul und sah dem Schwarzen nach: „Ein fein adeliger Herr. Aber er trägt großes Leid, so deucht mir.“

Und Hans Rotenhan wandte langsam den Gaul und ritt dem Troß nach. Und wie er die Säufte sah, da begannen auf seinem nassen Angesicht wieder die vierzehn Sonnen zu blinken.

Eine Mahnung!

Deutscher! Frage zum endgültigen Siege bei durch Unterstützung der allenthalben stattfindenden Sammlung von Gold- und Schmuckstücken! Das Vaterland verlangt dies kleine Opfer von Dir! Entäußere Dich darum aller entbehrlichen Goldzier, wie Deine Vorfahren in den Tagen des großen Befreiungskriegs getan, und wirte und werbe für diese große Sache mit Wort und Beispiel in befreundetem Kreis!



Wackelkopf

groß, fein bemalt, bewegt fortwährend den Kopf, originell. Scherz.

Gegen Einfindung von 80 Pf. frei, Nachnahme 1 Mr. Die wütende Schöne 50 Pf. Hauber-photogr. 10 Stück 20 Pf., Porto extra. Sortiment

neu. Scherze zu 3, 5, 10 M. u. höh. Gr. III. Bitte über Scherz- u. Hauberartikel, Kriegs- u. Geburts- u. Gesellschaftsspiele grat. u. franco.

M. Maas & Co., Berlin 151, MarkgrafstraÙe 84.

Gummi-Sauger echte und Erfolg, alle Artikel zur Krankenpflege, Toilette und Haushalt. III. Bitte grat. u. franco.

M. Maas & Co., Berlin 151, MarkgrafstraÙe 84.

Löte selbst!

Alle Arten Metallwaren, außer Aluminium und Stahl, ohne Lötfolien, Streichholz- oder Gasflamme genügt. Für zierl. 40 120 200 400 Lötungen geg. Einl. v. 1.20 2.70 4.70 7.50 M. franco. Nachn. 20 Pf. mehr. III. Bitte üb. Haushalt- u. Toilette-Artikel gratis u. franco.

M. Maas & Co., Berlin 151, MarkgrafstraÙe 84.



Kauft Musikinstrumente von der Fabrik Hermann Dölling jr. Markneukirchen i. S. No. 110.

Vorzügliche Lauten eigener Anfertigung.

Preisliste portofrei bei Angabe des gewünschten Instruments.

Reparaturen an allen Instrumenten besorge gut und billigst.

Geheimnisse der Freimaurerei.

Gegen Voreinsendung von 50 Pfg. und 5 Pfg. für Porto zu beziehen von der

Verlagsbuchhandlung von **Moritz Schauenburg** in Lahr in Baden.

Fordert

Roeder's

Original Bremer Börsenfeder

Bestes eigenes deutsches Erzeugnis

Belastung.



Schneidermeister Fliß scheidt sich an, ins Theater zu gehen.

Frau: „Was machst du denn da? Wozu steckst du denn die Bügelbolzen in die Hosentaschen?“

Mann: „Ach — wegen der dämlichen Klappstühle!“

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf den „Lahrer sinkenden Boten“ zu beziehen.

+ Damenbart +

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal und für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger Erfolg der Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis Mk. 5. — gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten

Herm. Wagner, Köln 244, Blumenthalstr. 99.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden:

Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten

sind nun in 4 billigen Bändchen zu erhalten.

Inhalt:

I. Bändchen: Die Kriegspfeife. — Des Schlossbauers Befehle. — Tönele mit der gebissenen Wange. — Befehlertes. — Die feindlichen Brüder. ♦ II. Bändchen: Ivo, der Hajele. ♦ III. Bändchen: Florian und Kreszenz. — Der Lauterbacher. — Erdmunte. ♦ IV. Bändchen: Hopfen und Gerste. — Luzifer.

Preis für die 4 Bändchen gebunden 90 Pfg., in Leinwand gebunden Mk. 1.90.

Porto für alle 4 Bändchen zusammen 80 Pfg.

 Wer ein gutes Musikinstrument u. Garantie billig kaufen will, wende sich direkt an die süddeutsche Musik-Instrumentenfabrik von Rob. Barth, Kgl. Hofl., Stuttgart 4. — Eigene Fab. v. Blasinstr., Violinen, Lauten, Gitarren, Zithern usw. — Beste Reparaturwerkstätte. — Preisl. gratis.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden:

Gerstäckers Werke

Haus der Volksbibliothek des Lahrer Hinfenden Boten.

Bis jetzt sind erschienen:
 Herr Hodelmann. Preis geb. nur 10 Sch. (Porto 5 Sch.) — Der Widdich. Die Flucht. Preis geb. nur 20 Sch. (Porto 5 Sch.) — Das sonderbare Duell. Ein berühmter Mann. Die Badwoodsamen Nordamerikas. Preis geb. nur 12 Sch. (Porto 5 Sch.) — Irrfahrten. Preis geb. nur 14 Sch. (Porto 5 Sch.) — Wahlhübers Reifeabenteuer. Preis geb. nur 16 Sch. (Porto 5 Sch.) — Die Moderatoren. Preis geb. nur 10 Sch. (Porto 5 Sch.) — Der tote Zimmermann. So du mir, so ich dir. Preis geb. nur 10 Sch. (Porto 5 Sch.) — Die Regulatoren in Arkansas. Preis geb. nur 60 Sch. (Porto 20 Sch.) — Verhängnisse. Preis geb. nur 18 Sch. (Porto 5 Sch.) — Der Kunstfreier. Preis geb. nur 50 Sch. (Porto 20 Sch.)



Kein Leser versäume,

meine

neue Preisliste zu verlangen!

August Dürschmidt

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen i. Sa. Nr. 82.



Reines Gesicht

rosige Frische verleiht rasch und sicher „Krem Halba“. Unübertroffen geg. Sommer-sprossen, Pickel, Rötte, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 2.50.
H. Wagner, Köln 244, Blumenthalstr. 99.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden):

Hackländers Werke

Haus der Volksbibliothek des „Lahrer Hinfenden Boten“.

Bis jetzt sind erschienen: Europäisches Elfenbeinleben. 5 Bände. Preis geb. nur M. 2.50. (Porto 30 Sch.) — Soldatenleben im Frieden. Preis geb. nur 50 Sch. (Porto 10 Sch.) — Humoristische Erzählungen. Preis geb. nur 50 Sch. (Porto 10 Sch.) — Bilder aus dem Leben. Preis geb. nur 50 Sch. (Porto 10 Sch.) — Der letzte Bombardier. 3 Bände. Preis geb. nur M. 1.50. (Porto 30 Sch.)

Sie sind ein Töpel

wird man von Ihnen sagen, wenn Sie es nicht verstehen, unterhaltend und interessant zu plaudern. Wie beschämend ist es, wenn man in eine Gesellschaft eintritt und nicht weiß, wovon man mit der Dame, welcher man vorgestellt wird, plaudern oder worüber man mit seinem Nachbar sprechen soll. Die Damen wenden sich von einem solchen Menschen ab, denn sie schwärmen nur für einen flotten Gesellschafter, der nett und amüsanter zu plaudern versteht. — Viele reiche Leute verdanken ihre Erfolge nur ihrer Beredsamkeit. Dr. Lambert hat in seinem Buche: **Wie man das Plaudern und die Kunst der Unterhaltung** erlernt einen gänzlich neuartigen Kursus ausgearbeitet, nach dem sich ein jeder zu einem witzigen und geistreichen Plauderer auszubilden vermag. — Einiges aus dem reichen Inhalt: Wie man geschickt Gespräche anknüpft und sich gebildet und gewählt ausdrückt. — Wie man die Schüchternheit und Befangenheit ablegt. — Die Kunst zu widersprechen, ohne Anstoß zu erregen. — Die Kunst, auf feine Art Schmeicheleien zu sagen. — Wie man durch flotte Unterhaltung die Gunst der Damen erlangt. — Nie versagende Gesprächsstoffe bei Besuchen und Vorstellungen, bei Tisch, auf der Straße, bei Konzerten, im Theater, auf Ballen usw. — Preis dieses einzigartigen Werkes 2.80 Mk. portofrei.

Guter Ton und feine Sitten in allen Lebenslagen.

Wie man sich gute Manieren und gewandtes Benehmen aneignet. Ein unentbehrlicher Ratgeber für den gesellschaftlichen Verkehr. Preis 1.75 Mk. portofrei. Die Welt steht dem offen, der sich zu benehmen weiß.

Zusendung der Bücher erfolgt unter Nachnahme portofrei.

Bei Voreinsendung des Betrages sind für jedes Buch 20 Pf. weniger einzusenden.

Reichhaltige Bücherkataloge gratis und portofrei.

Vorstehende, wie auch alle anderen Bücher liefert die **Buchhandlung Utilitas ~ Leipzig 104 ~ Postfach 142.**

Campes moderner Musterbriefsteller für den gesamten schriftlichen Verkehr.

Enthält Muster aus dem privaten und gesellschaftlichen Leben, aus dem Geschäfts- und Berufsleben, im Verkehr mit den Behörden, ferner die Hauptregeln der Rechtschreibung, Titulaturen, Familienanzeigen usw., nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln der Rechtschreibung neu bearbeitet von Sprachlehrer Professor E. Walden. Auf diesem Gebiete glänzendstes Werk. Brosch. 1.90 Mk. portofrei, elegant gebunden 2.40 Mk. portofrei.

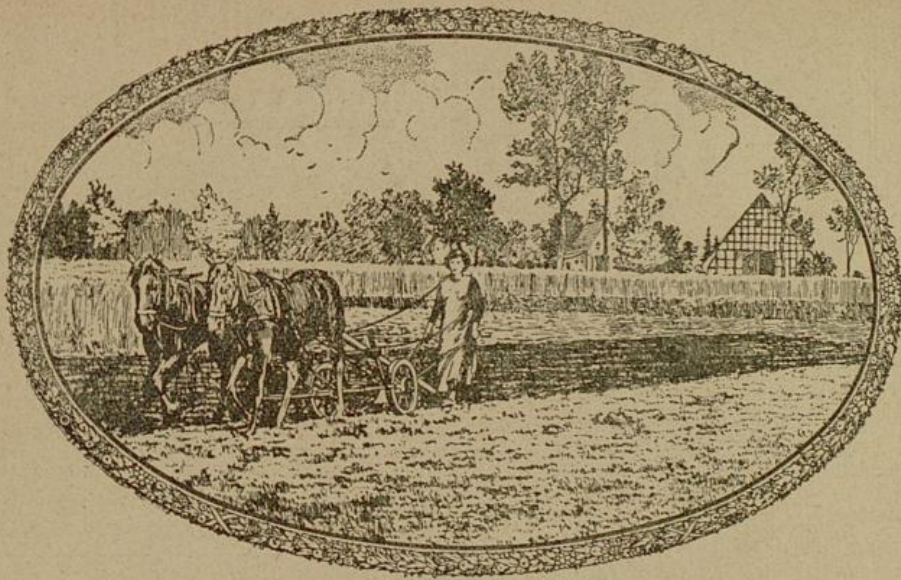
Die Tanzkunst.

Eine leichtfaßliche Darstellung der beliebtesten Rund- und Gruppentänze der Neuzeit zum **Selbstunterricht** nebst einem Kommandobuch für Konter und Quadrille. Preis 1.70 Mk. portofrei. Durch Studieren dieses Buches haben Sie nicht nötig, eine teure Tanzstunde zu besuchen. Sie können zu Hause, von niemand beobachtet, jeden Tanz durchführen und werden sich alsbald zu einem flotten Tänzer ausbilden. — Besonderen Wert hat dieses Buch außerdem durch die in ihm enthaltene Anstandslehre über das richtige Benehmen beim Tanze.

Der immer gern gesehene

Tausendkünstler und Hexenmeister.

Eine Sammlung von spaßhaft-listigen Wetten, Taschenspielerkünsten, Kartenkunststücken, Kunststücken mit Würfeln, Kugeln, Ringen u. anderen Gegenständen v. verblüffender Wirkung. Nebst Gesellschaftsspielen, einem Frage- u. Antwortspiel, einer Punktierkunst, 118 Rätseln usw. usw. Preis Mk. 1.45 portofrei.



In guten Händen

ruht die Wirtschaft. Nicht nur am häuslichen Herd, auch draußen auf dem Felde wirkt die deutsche Frau, um die Schätze des Bodens zu sichern. Sie weiß, daß zur Steigerung der Ernte eine ausgiebige Düngung notwendig ist und wird nicht unterlassen, dem Boden die verfügbaren Nährstoffe zuzuwenden. Die deutschen Kalisalze,

Kainit und hochprozentige Kalidüngesalze,

sind in ausreichenden Mengen vorhanden, sie fördern das Wachstum der Pflanzen, verhüten Spätreife und Lagerfrucht und erhöhen die Ernteerträge.

Kostenlose Auskünfte über richtige Anwendung aller verfügbaren Düngemittel erteilt jederzeit die Landwirtschaftliche Auskunftsstelle des Kalisyndikats G. m. b. H. Stuttgart, Olgastr. 39 a.



Wie wir eigentlich gar nicht anders erwarteten, hat unsere Aufforderung im letzten Jahrgange, fleißig die älteren Jahrgänge des „Lahrer Hinkenden Boten“ zu sammeln und fehlende, aber noch zu erhaltende Jahrgänge sofort zu beschaffen, eine außerordentlich große Beachtung gefunden; wohl auch deshalb, weil viele Sammler die Gelegenheit einer Erwerbung älterer Jahrgänge zu billigem Preise noch wahrnehmen wollten. Von manchen Jahrgängen wurden die Vorräte so stark aufgebraucht, daß diese jetzt nur noch zu folgenden Preisen zu erhalten sind:

„Lahrer Hinkender Bote“:

Jahrgang 1901 M. 2.—, 1902 50 Pf.,
1903–06 je 10 Pf., 1908 M. 1.—, 1909
50 Pf., 1910–15 je 10 Pf., 1916 M. 1.—,
1917 20 Pf.

„Großer Volkskalender“:

Jahrgang 1900 und 1901 je M. 2.—,
1902 M. 1.—, 1903 M. 3.—, 1904–06
je M. 2.—, 1907 M. 5.—, 1908 M. 3.—,
1909 M. 2.—, 1910–15 je 50 Pf., 1916
M. 2.—, 1917 M. 3.—

Mißverstanden wurde unsere Anzeige von mancher Seite insofern, als uns auch Angebote zur Abnahme älterer Jahrgänge zuzingen. Solche Geschäfte vermitteln wir nicht, da dies Sache des Antiquariatsbuchhandels ist. Dagegen würde es sich empfehlen, entbehrliche oder zum Verkauf bestimmte alte Jahrgänge im nächsterfolgenden Jahrgange anzuzeigen. Auf ein solches Angebot werden sich Liebhaber sicher melden.

Von dem Verlag des „Lahrer Hinkenden Boten“, der Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden), können also nur oben aufgeführte Jahrgänge zu den beigegebenen Preisen und zwar nur gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Betrages mit Porto (siehe Kalenderumschlag!) bezogen werden.

Maschinenfabrik Badenia

vorn. Wm. Plak Söhne, A.-G.

Weinheim in Baden

empfehlen ihre rühmlichst bekannten Spezialitäten



Dampf- und Motordreschmaschinen.

Heißdampf- und Satteldampf-Lokomobilen, fahrbar u. ortfest bis 600 PS.

Heißdampf-Selbstfahrender Kaitwagen.

Patent-Plattstrophpressen für Hand- und Selbstbindung. **Motorpressen.**

Hand- und Göpeldreschmaschinen.

Göpelwerke, Futterschneidmaschinen, Rübenscheider, Maisrebbler, Mahl- und Schrotmühlen, Aderwalzen, Weinbereitungsmaschinen, wie Wein- und Obstpressen, Obst- und Traubenmühlen, Traubenabbeer- und Quetschmaschinen und Saftpresen usw.

Kataloge nebst Zeugnissen usw. gerne zu Diensten.

Armeeuhren

in

Stahl und Nickel,
gewöhnliche

und mit

Leuchtzifferblatt

von Mk. 6.— an,

sowie



**sämtliche Erzeugnisse der
Schwarzwälder Uhrenindustrie**

beziehen Sie am vorteilhaftesten

von

Christian Jäckle,

Uhrmachermeister,

Schwenningen a. N.

Katalog auf Verlangen.



Sie können sich tollfachen!

Lesen Sie das köstliche Buch: „**Sprühregen des Humors**“. Das selbe ist eins der besten Witzbücher und bietet wundervolle neue Sachen in lustigen Couplets, und Vorträgen. Lassen Sie sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen. Der „**Sprühregen des Humors**“ schafft Ihnen viele Stunden der Lust u. Laune und beschneidet die größten Sorgen. Sie können damit eine ganze Gesellschaft auf das prächtigste unterhalten. Sie können in jeder Gesellschaft tosende Lachsalven hervorrufen! Dieses Buch enthält auch sehr viele der feinsten Damenwitze. Alle Damen lieben Heiterkeit, Frohsinn, Witz und Humor und schwärmen für lustige Vorträge und Couplets. Preis **RM. 1.60.**

Ich gratuliere.

Eine Auswahl von Gedichten, Briefen und Reden zu Gratulationen bei Geburts- u. Namenstagen, bei Neujahrs-, Verlobungs-, Hochzeits-, Tauf- und Jubiläen sowie bei anderen feierlichen Gelegenheiten, nebst Nachrichten an Dahinscheidende. Zur Erhöhung der Feiertaglichkeit bei Familienfesten. Von D. Feld. Preis **RM. 1.20.**

Gut Deutsch. Eine praktische und leichtverständliche Anweisung für jedermann, durch **Selbstunterricht** gut u. richtig Deutsch zu sprechen und schreiben zu lernen, sowie ein Ratgeber in Fällen schwankender Aussprache. Von Joh. Borchart, Lehrer. **RM. 1.35.**

Lustige Vorträge für Damen.

Sammlung weiterer Declamationen, circa 100 Vorträge für Damen. Die schönsten Schlagzeilen. Preis **RM. 1.20.**

Wie erhöhe ich meine Körpergröße? Kraft und Gesundheit

kann jedermann in wenigen Wochen durch das neue Körperbildungssystem erhalten. Spezialmethode, um den Wuchs kleiner Personen um 10-15 cm zu erhöhen. Preis **RM. 1.70.**

Unser „Liebesbriefsteller“

enthält eine große Auswahl der schönsten und innigsten Liebesbriefe. Was Sie selbst vielleicht nicht in Worten ausdrücken vermögen, finden Sie in dies. für alle Liebenden unerlässlichen Hilfsbüchle, das schon unzähligen jungen Menschenkindern Glück und Segen brachte. Preis **RM. 1.70.**


Postkarten-Reime.

Originaldichtung von C. von Salzburg. Teils sicherhaft gehalten, teils von gemütlicher Innigkeit u. heiterer Lebensweisheit erfüllt, bieten diese Reime für jedermann, in jeder Lage, Stimmung u. Umgeb. den rechten, passenden Ton für die abzufsendende Karte. 6. Auflage. Preis **80 Pfg.**

Köstlich unterhalten Sie

jede Gesellschaft, wenn Sie das hochinteressante Buch gelesen haben: „**Der interessante Plauderer**“. Die Kunst, originell und amüsant zu unterhalten und Schlagfertigkeit in Rede und Antwort sich anzueignen. In einigen Stunden beherrschen Sie jede Unterhaltung und sind um Gesprächsstoff nie verlegen. Spielend leicht lernen Sie die Kunst, mit jungen Damen Gespräche anzuknüpfen, sie auf unterhaltende Weise zu fesseln und **zarte Schmicheleien** zu sagen. Preis **RM. 2.20.**

Wer zwei oder mehr Bücher auf einmal bestellt,

erhält  als Geschenk ein schönes Geschichtenbuch beigelegt.

Hochinteressante u. reich illustrierte Bücher- u. Scherzartikel-Kataloge vollständig gratis.

Man bestelle beim

Kongress-Verlag, Abt. 861, Dresden-A. 1, Marschallstr. 27.

Boskos Zauberkünste.

Eine Auswahl seiner besten Kunststücke.

Ohne Geistes, ohne Hexerei wird hier gezaubert, lediglich die Geschicklichkeit ist es, die verblüfft. Ungeheure Spannung und ebenfolche Heiterkeit können Sie mit den Zaubertunsthücken erregen. Stundenlang können Sie Ihre Gesellschaft unterhalten mit harmlosen, aber verblüffenden Zaubereien. — Taschentunsthücke — Tafelkünste — Kartentunsthücke — Kunststücke mit Hilfe der Chemie, des Magnetismus und der Optik. Rechentunsthücke. Großartig. Wunderbar. Preis **RM. 1.70.**

Moderner Musterbriefsteller für den gesamten schriftlichen Verkehr.

Enthaltend Muster aus dem privaten und gesellschaftlichen Leben, aus dem Geschäfts- und Berufsleben, im Verkehr mit den Behörden, Titulaturen, Familienanzeigen usw. Mehr denn 300 Muster für alle vorkommenden Fälle. 280 Seiten stark. Gebunden **RM. 2.20.**

Traumbuch.

Die hochinteressantesten Enthüllungen bietet d. neue ausführl. große Nach alten arab. Urkunden bearbeitet mit ca. 3000 wunderbaren Traumdeutungen nebst zahlr. Abbild. Inhalt: Auslegung und Deutung der Träume. Kunst des Wahrsagens nach der deutschen Karte. Kunst d. Wahr. aus dem Kaffeesofe. Tabelle über die Bedeutung der Träume nach den himmlischen Zeichen. Träume in Bildern dargestellt. Wahrsagen nach den Geburtsmonaten. Kennzeichen d. inneren Handfläche u. Entwürfen der Zukunft. Preis **RM. 1.60.**

In 5 Min. Wahrsagen lernen! Wahrsagekarten d. berühmten Lenormand, Paris.

Die berühmte Lenormand hat sich durch ihre Kunst des Wahrsagens großen Ruhm erworben. In ihrer Kunst verwendete sie die obigen Karten, mit welchen sie Kaiser Napoleon I. sein Schicksal, der Kaiserin Josephine ihre Verstoßung und dem König Friedrich Wilhelm von Preußen sein Todesjahr voraussagte. Preis **RM. 1.20.**

Jede Schrift wird schön!

Meine Methode zur Erlangung einer flotten lautmännlichen Handschrift. Nebst 15 lithographierten Tafeln zum Selbstunterricht. Von E. Hirtz. Preis **85 Pfg.**

Wer noch nicht tanzen kann

bestelle dich unser „**Tanzlehrbuch zum Selbstunterricht**“. Leichtfaßl. Methode für Damen u. Herren. Sie brauchen keine kostl. Tanzkursus zu nehmen, durch unsl. Buch lernen Sie in wen. Stunden. sämtl. mod. Rund- u. Gröbentänze (Waltzer, Polka, Rheinl., Kontre usw.), so daß Sie sich a. jed. Vergnüg. zwanglos benehmen können. Jeder Tanzschritt ist abgebildet und genau beschrieben! Preis **RM. 1.70.**

Mit vielen Illust. Erfolg garantiert!



Viele Dankschreiben! Herr Karl S... schreibt: Das von Ihnen gekaufte Tanzlehrbuch hat vorzügliche Leistungen gemacht. In zwei Stunden lernte ich völlig tanzen. Meinen herzlichsten Dank!

Anstand und Benehmen

sind nicht jedem Menschen angeboren oder in seiner Jugend gelehrt worden. Ungeübte und unkluge Menschen fühlen sich in besserer Gesellschaft kreuzunglücklich und könnten doch so leicht erlernen, was sie in allen Lebenslagen befähigt, sich ungenutzt und vornehm zu benehmen. „**Die Schule der feinen Umgangsformen**“ von Fr. d. Raben ist ein Buch der feinsten Anstandslehre und denigst d. bewährtesten Anspr. Preis **RM. 1.70 m. Porto.**

Ein Buch, um schnell und sicher ein vermög. Mann z. werden.

Wollen Sie d. in Ihnen schlummernden Talente u. Fähigkeiten ansuchen? Wollen Sie heraus aus d. Mittelmäßig. d. Daseins? Unser **Werk, Goldquellen des eigenen Ichs**, d. h. die mod. Wissenschaften der Vermittlung, d. Faszination, der Schicksalsbeziehung, von Dr. Felsberg hebt die Schätze, welche in Ihnen verborgen schlummern. Das **Geld** liegt auch heute noch auf d. Straße für den mit offenen Augen durchs Leben Schreitenden. Ferner zeigt Ihnen Dr. Felsberg in dem Buche, wie man die Schüchternheit überwindet und energerisch wird, wie man hinreichend reden lernt u. sein Gedächtnis bis zur höchsten Bollendung schult, wie man schlagfertige u. wirksame Antworten gibt usw. Das Buch ist ein großartiger Weiseweiser und Rettungsanker für alle die, welche zu Reichtum, Ehre u. Macht kommen wollen. Preis **RM. 3.20.**



Einen

Sorgenfreien Lebensabend

sichere man sich durch die Benutzung der **Kaiser Wilhelms-Spende**, Allgemeinen Deutschen Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung.

Protector: Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit der Kronprinz. Auskunft und Drucksachen kostenfrei durch die Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende in Berlin SW 68, Zimmerstraße 19 a.

Homöopathie

Die homöopathische Zentralapotheke

Hofrat V. Mayer, Cannstatt

größte und modernst eingerichtete homöopathische Apotheke Süddeutschlands, liefert sämtliche homöopathischen Arzneimittel, homöopathische Hausapotheken und Lehrbücher. Versand erfolgt stets umgehend. Reichillustrierte Preisliste B gratis und franko.



Zantalusqualen. Erster Stromer: „Was der Alte dort für 'n grimmißes Gesicht macht!“ — Zweiter Stromer: „Das ist 'n pensionierter Gendarm! Der gift' sich bloß, daß er uns nicht mitnehmen darf!“



Die nachstehenden bewährten und erprobten hygienischen Schriften von den hervorragenden Autoren, wie Dr. Paczkowski, Dr. Walser usw. sind erschienen bei

Edmund Demme — Hofverlagsbuchhandlung — Leipzig 240.

Bei Bestellung genügt Angabe der Nummer.

- Nr. 1. Reinigung, Auffrischung, Verjüngung des Blutes. Dr. med. Paczkowski. 1.50 Mk.
- Nr. 5. Die chronische Darmschwäche oder Stuhlverstopfung, das Grundübel der Kulturmenschen. Dr. med. Paczkowski. 80 Pf.
- Nr. 7. Wie erlangt man gesunden Schlaf, heitere Stimmung, Arbeitsfreudigkeit? Dr. med. Paczkowski. 80 Pf.
- Nr. 11. Die Hämorrhoiden und ihre Heilung durch ein erprobtes Verfahren. Dr. med. Paczkowski. 80 Pf.
- Nr. 19. Luft, Licht- und Sonnenbad nach dem neuesten Standpunkte. Dr. Kühner. 30 Pf.
- Nr. 34. Das Auge und seine Pflege. Sanitätsrat Dr. Bilfinger. 60 Pf.
- Nr. 36. Nervosität, Ursachen, Heilung durch ein erprobtes Blutreinigungsverfahren. Dr. Walser. 1.50 Mk.
- Nr. 37. Hautkrankheiten und Hautausschläge. Verhütung und Heilung. Dr. Walser. 1.20 Mk.
- Nr. 40. Halskrankheiten, Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Kehlkopf- und Luftröhrenentzündung, Verhütung und Behandlung. Dr. Kollegg. 1 Mk.
- Nr. 41. Gicht, Rheumatismus, Hüftweh (Ischias). Verhütung und Behandlung. Dr. Kollegg. 1 Mk.
- Nr. 42. Fettleibigkeit, Ursachen, Verhütung und Heilung. Dr. Walser. 1.20 Mk.
- Nr. 47. Zuckerkrankheit heilbar. Ein neues Heilverfahren. Dr. Reymann. 1.50 Mk.

- Nr. 49. Die Ohrenerkrankung eine Selbst- oder Bakterienvergiftung. Wie entgiftet oder heilt man dieselbe? Dr. Walser. 60 Pf.
- Nr. 50. Arterienverkalkung des Herzens und des Gehirns mit besonderer Berücksichtigung der Lähmungen und des Schlagflusses. Dr. Walser. 50 Pf.
- Nr. 51. Chronisch kalte Füße, Wesen, Wirkung, Verhütung und Heilung. Dr. Walser. 30 Pf.
- Nr. 55. Das Asthma, Heilung durch rationelle Entgiftung. Dr. Walser. 80 Pf.
- Nr. 57. Gallen-, Nieren- und Blasensteine. Verhütung und Heilung. Dr. Walser. 50 Pf.
- Nr. 58. Die Herzkrankheiten, Ursachen, Erkennen, Behandlung. Dr. Walser. 1.50 Mk.
- Nr. 59. Blinddarmentzündung, Entstehen, frühzeitiges Erkennen, Verhütung, Heilung. Dr. Walser. 1.20 Mk.
- Nr. 66. Magen- und Darmkrankheiten, Verhütung und Heilung. Dr. Walser. 80 Pf.
- Nr. 67. Praktischer Katechismus für Neurastheniker. Nach langjähr. Erfahrg. bearb. von Dr. med. Walser. 80 Pf.
- Nr. 68. Nieren- und Blasenleiden und Behandlung. Dr. Walser. 80 Pf.
- Nr. 75. Haarschwund und Glatze. Was ist dagegen zu tun? Dr. Meyer. 40 Pf.
- Nr. 81. Wie ich mich selbst wieder jung machte. Dr. v. Borosini. 50 Pf.

Umsonst: Dr. Paczkowski, Jeder sein eigener Kräutlerarzt. Unentbehrlich für jede Familie. Herr Hotelbes. Z. in Ch. schreibt: „... Besitze seit Jahren Ihren „Kräutlerarzt“. Das Buch hat meiner Familie und mir in vielen Fällen schon gute Dienste geleistet.“



BLB Karlsruhe



Bäuerin: „Zwanzig Eier wollen Sie diesen Abend mitnehmen? Ich glaube aber kaum, daß die Hühner bis dahin so viel gelegt haben werden!“

Ausflüglerin: „Ach, sehen Sie mal zu, vielleicht ist es doch möglich, wenn auch die Eier nicht gar so groß sind!“

Ueber 500 000 Stück im Gebrauch!



Haarfärbekamm

(gesetzlich geschützte Marke „Hoffers“) färbt graues od. rotes Haar echt blond, braun oder schwarz. Völlig unschädlich! Jahrelang brauchb. Diskrete Zusend. in Brief. Stück Mk. 3.—



Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium, Berlin-Karlshorst 105.



Schönheit des Gesichts!

In 10—14 Tagen blendend reinen, jugendfrischen Teint! Bei Anwendung meines Mittels „Venus“ tritt schon nach dem 1. Tag auffallende Teintverschönerung ein. Stets unmerkliche Erneuerung der Oberhaut u. dadurch gründl. Beseitigung aller Unreinheiten u. Unebenheiten für immer. Die Haut wird samtweich, rosig zart, absolut rein u. weiß. Preis M. 5.—

Damenbart u. jed. unerwünscht. Haarwuchs beseitigt. Sie sofort schmerzlos mit der Wurzel für immer m. meinem unschädl. Enthaarungsmittel „Rapidenth“. Keine Reizung d. Haut. Preis M. 5.50.



Nasenformer

Orthodor (pat.) beseitigt jedwelle Mißbildung der Nasenform. Erfolg garantiert. Preis M. 6.—



Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung. Frau V. K. Schröder-Schenke, Berlin 139, Potsdamerstr. 26 b. 221 A. Schweiz: Zürich 139, Bahnhofstr. 73.

DÜRKOPP NÄHMASCHINEN FAHRRÄDER

liefern saubere Arbeit und sind zum Sticken und Stopfen geeignet.

sind dauerhaft und zuverlässig. Besonders zu empfehlen. Leichte, kettenlose Räder.

Deutsch sei dein Sinn.



Deutsch sei die Ware.

DÜRKOPFWERKE

AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD.

Verlag von Morik Schauburg in Lahr in Baden:

Lichtenstein

Eine romantische Sage von Wilhelm Hauff.

Preis gebunden nur 75 Pf. (Porto 20 Pf.)

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf den „Lahrer Hinkenden Boten“ zu beziehen.



Kronen-Instrumente Gitarren, Lauten, Mandolinen, Violinen Zithern, Harmonikas Trompeten, Pistons Trommeln, Flöten.

Schuster & Co. Markneukirchen Nr. 40 Preisl. buch postfrei.

Lernt stenographieren!

Unterricht brieflich. Prospekt gratis. Nach Beendigung des Unterrichts Preisschreiben mit Preisen im Werte von Mk. 150.—

Stenographisches Institut

Ulm a. D. 50, Bismarckring 37.

❖ Der Krieg ❖

und die damit eng zusammenhängende Volksernährungsfrage haben gar manchen veranlaßt, „sich seinen Kohl selbst zu bauen“ oder doch wenigstens den Versuch dazu zu machen. Nicht wenige werden aber dabei wahrgenommen haben, daß selbst zur Kleingartenarbeit entweder die nötige Erfahrung oder doch wenigstens eine gute Anleitung gehört. — In zahllosen Flugblättern und unentgeltlichen kleinen Schriften sind zwar alle möglichen Winke und Ratschläge gegeben worden. Besser tut aber der angehende Hausgartenbesitzer daran, wenn er seine theoretischen Kenntnisse für den Gartenbau aus einer von fachmännischer Seite verfaßten alterprobten Anleitung schöpft. Mancher Mißerfolg und eine unvermeidbare Enttäuschung bleibt ihm dann erspart. Eine solche „alterprobte Anleitung“ für jedermann ist

Der Hausgarten in Stadt und Land.

Eine leichtfaßliche Anleitung zum
Gartenbau für Besitzer städtischer
:: und ländlicher Hausgärten ::

von Dr. Fr. B. Hoffacker.

Mit 54 Holzschnitten. 3. verbesserte Auflage.

Preis geb. früher Mk. 2.—

Wir besitzen von diesem vortrefflichen Buche noch einen kleinen Rest, den wir den Lesern des „Lahrer Hinkenden Boten“ nun zum Preise von 1 Mark für das Exemplar, so lange der Vorrat reicht, überlassen wollen.

Zusendung erfolgt gegen Voreinsendung des Betrages mit Porto (10 Pf.) durch die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden.

Nachbarliche Muthilfe.



Fremder (der sich beim Dorfbarer rasieren läßt): „Geht werde ich mal drüben ins Wirtshaus gehen und speisen!“

Bader: „Da brauch' ich Ihnen die Serviette ja gar nit erst abzutun . . . die kommt der Wirt sich ja doch immer pumpen, wenn a Städter bei ihm zu Mittag iszt!“

Schickt gute Bücher ins Feld!

Verzeichnisse zur Auswahl sind unentgeltlich zu beziehen vom Verlag des „Lahrer Hinkenden Boten“.

Von einzelnen älteren Jahrgängen dieses bestbekanntesten deutschen Familientalenders sind noch größere Vorräte vorhanden. Da gerade die kurzen Kalendererzählungen als Lesestoff für Schützengräben und Lazarette besonders erwünscht sind, bietet sich den Vereinigungen zur Beschaffung von Lesestoff für solche Zwecke beste Gelegenheit zu einer äußerst billigen Erwerbung.

Anfragen erbittet die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden.

Raubtierfallen
Jagd- und Fischereiartikel.

R. Weber, älteste deutsche
Raubtierfallenfabrik
Haynau i. Schl. Nr. 80.

K. K. Hoflieferant. — Illustrierte Preisliste kostenfrei!



Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden:

Hausfrauen-Kochbuch von Frieda Thoma.

424 Seiten mit 932 Rezepten, Einleitungen, Vorschriften, Küchenzetteln, Register usw.

Preis gebunden Mk. 3.—, mit Schutznägel versehen Mk. 3.20. (Porto 30 Pf.)

Vorrätig in allen Buchhandlungen mit gut gewähltem Lager oder gegen Voreinsendung des Betrages mit Porto von der Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden.

Emmendingen RddSchw 26 Febr., 14 Mai, 29 Okt., 10 Dez., RddSchw 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 2 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., Schw 18 Jan., 15 Febr., 16 März, 19 April, 21 Mai, 19 Juni, 16 Aug., 20 Sept., 18 Okt., 16 Nov., 20 Dez.

Empfingen (Sigm.) RBSchw 21 März, 11 Juli, 19 Sept., 5 Dez.

Endingen R 26 Febr., 27 Aug., 19 Nov. Schw Biegen 21 Jan., 18 März, 15 April, 21 Mai, 17 Juni, 16 Juli, 16 Sept., 21 Okt., 16 Dez.

Engen R 28 Febr., 2 Mai, 8 Juli, 2 Sept., 14 Okt., 18 Nov., 8 Jan., 4, 14, 21 Febr., 25 März, 22 April, 11 Juni, 5 Aug., 21 Okt., 27 Dez., Gaujarren 13 Mai, Fohlen 19 Sept.

Enningen a. d. Ahaln (Württ.) R 26 März, 30 Juli, 12 Nov.

Entenbach R 14 Juli.

Erlenbach R 1 April, 11 Nov.

Erdingen R 11 März, 8 Mai, 26 Aug., 25 Okt.

Erzbach (Hess.) R 2 Jan., 2 Juni, 26 Aug. (Erbacher Volksfest), 21, 22, 23 Juli (Jug. Eulbacher Markt).

Erlenbach R 11 Aug. (2).

Erlingen R 25 Nov.

Erlingen (Württ.) R 1 April, 21 Dez.

Erlingen (Württ.) R 14 März, 25 Juli, 30 Nov. (a. Fildan), Käfer 6 Sept.

Ettelheim RddSchw 6 Febr., 15 Mai, 28 Aug., 13 Nov., RddSchw 16 Jan., 20 März, 17 April, 19 Juni, 17 Juli, 18 Sept., 16 Okt., 18 Dez., Schw 2 Jan., 27 Febr., 6 März, 3 April, 1 Okt., 6 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.

Ettlingen R 26 Febr., 13 Aug., Rhanst 12 Nov., 17 Dez., Rdd 21 Jan., 18 Febr., 18 März, 15, 29 April, 21 Mai, 17 Juni, 15, 29 Juli, 19 Aug., 17, 30 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 16, 30 Dez.

Eubigheim R 4 Febr., 2 April, 26 Aug., Schw 28 Jan., 25 Febr., 25 März, 29 April, 27 Mai, 24 Juni, 29 Juli, 26 Aug., 30 Sept., 28 Okt., 25 Nov., 30 Dez.

Freilinger R 6 Okt. (2).

Feldbrennach (Württ.) R 19 Febr., 21 Mai, 9 Juli, 17 Sept., 8 19 März, 16 April, 11 Juni, 20 Aug., 15 Okt., 19 Nov.

Fildbach R 15 Sept.

Forchheim (Amt Emmendingen) Fett 28 Okt., Frankenthal R 17 März, 20 Juni, 1 Dez. (je 3).

Frankfurt a. M. (Hess.-Nass.) Messe 20 März, 28 Aug. (je 2), Febrermesse 2 April (5), 4 Sept. (6), 6 Febr., 6 März, 8 April (3), 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 14 Okt. (3), Zuchtag (in Braunheim) 31 Juli.

Freiburg Messe 20 April, 19 Okt. (je 10), Rdd 10, 21 Jan., 14, 28 Febr., 14, 27 März, 11, 25 April, 8, 23 Mai, 19, 27 Juni, 11, 26 Juli, 8, 22 Aug., 12, 26 Sept., 10, 24 Okt., 14, 28 Nov., 12 Dez.

Freinsheim R 25 Aug. (3).

Freudenberg R 10 März, 8 Juli, 15 Sept., 18 Nov.

Freudenstadt (Württ.) R 2 Febr., 1 Mai, 26 Juli, 28 Sept.

Friedrichshofen (Württ.) R 3 Mai, 14 Sept., 26 Nov., 9 19 Febr.

Friedrichstal R 7 Mai, 22 Okt. (je 2).

Friedrichshaus (Württ.) R 25 Febr., 20 Mai, Firtwangen R 8 Mai, 4 Sept., 8 19 Juni, 4 Dez.

Gaggenau Rdd 10 Sept.

Gammertingen (Sigm.) RddSchw 20 März (a. V.), 6 Juni, 23 Aug., 28 Okt., Rdd Schw 17 April, 3 Okt.

Gaugrehweiler R 7 Juli (2).

Gebirgsbach (Württ.) R 22 April, 12 Aug., 20 Sept., 8 21 Jan., 18 Febr., 18 März, 15 April, 20 Mai, 17 Juni, 15 Juli, 19 Aug., 18 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 16 Dez.

Gehrweiler R 21 Juli.

Geisheim R 25 Aug. (2).

Geislingen RddSchw 12 März, 14 Mai, 30 Juli, 5 Nov., RddSchw 5 Febr., 30 April, 24 Sept., 10 Dez.

Geislingen Stadt (Württ.) R 25 März, 24 Juni, 28 Okt., 8 19 Febr.

Gemmingen R 9 Juli.

Gengenbach R 17 April, R (mit Hanskraut am 1. I.) 6 Nov. (2).

Gerabronn (Württ.) R 1 April, 29 Juni, 21 Sept., 21 Dez., 8 12 Febr., 9 Sept.

Gerersheim R 20 Mai, 22 Sept. (je 3).

Gernsbach R 18 März, 13 Mai, 19 Aug., 23 Dez.

Gersbach R 5 März, 4 Juni, 3 Sept.

Giengen a. d. Brenz (Württ.) R 25 Febr., 1 Mai, 29 Juni, 28 Okt., 8 2 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 8 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.

Glanmündlicher RddSchw 6 Mai, 11 Nov.

Gmünd (Württ.) R 13 Mai, 21 Okt. (je 3), 8 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 1 April, 14 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 22 Okt., 18 Nov., 2 Dez., 4 15 Mai.

Gochsheim R 18 März, 2 Juli, 26 Nov. (auch Dnt) (je 2).

Göllheim R 5 Mai, 20 Okt. (je 2).

Göppingen (Württ.) RBSchw 1 Mai, 24 Aug., 11 Nov., RSchw 11 Jan., 8 Febr., 8 März, 12 April, 14 Juni, 12 Juli, 13 Sept., 11 Okt., 18 Dez., Schw 26 März, 15 Aug., 25 Sept., 12 Nov., 31 Okt. (3).

Görz R 23 April, 19 Juni, 4 Sept., 13 Nov., 31 März, 13 Mai, 8 Juli, 12 Aug., 22 Okt.

Göppingen R 21 Okt.

Graben R 5 März, 3 Dez. (je 2).

Grenzach R 24 Juni (2).

Griesen R 4 März, 10 Juni, 12 Aug., 28 Okt., 30 Dez., 8 6 Febr., 5 April, 10 Mai, 1 Juli, 5 Sept., 3 Dez.

Großbach R 14 Mai, 21 Okt.

Großschellheim R 11 März, 26 Aug., 2 Dez.

Großschlingen (Württ.) R 16 April, 9 Sept., 1 Okt., 26 Nov., 3 15 Juli.

Großsillingen (Sigm.) RBSchw 8 Juli, 28 Okt.

Großlarbach R 15 Sept.

Großsiedel R 21 Jan., 12 März, 13 Mai, 2 Sept., 28 Okt., Jungschw 9 Jan., 13 Febr., 13 März, 10 April, 8 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sept., 9 Okt., 13 Nov., 11 Dez.

Grünbach R 17 März, 23 Juli, 27 Okt., 8 Dez. (je 2).

Grödel (Sigm.) RBSchw 26 März, 29 Okt.

Gschwend (N. Nass.) R 14 März, 10 Mai, 11 Juli, 12 Sept., R 10 Okt., 12 Dez., R 14 Nov., 8 10 Jan., 7 Febr., 11 April, 13 Juni, 8 Aug.

Güdingen (Württ.) R (mit Nachmarkt) 2 Febr., 19 März, 20 Aug., 17 Dez.

Gundelsheim (Württ.) R 11 März, 23 April, 25 Juli, 30 Sept., 21 Nov.

Habsheim (Hess.) RddSchw 23 Okt.

Hachenbach R 29 Sept.

Haigerloch (Sigm.) RBSchw 18 Febr., 6 Mai, 9 Sept., 9 Dez., Schw 14, 29 Jan., 5 Febr., 11, 26 März, 8, 22 April, 21 Mai, 10, 25 Juni, 8, 23 Juli, 12, 27 Aug., 24 Sept., 14, 29 Okt., 11, 26 Nov., 24 Dez.

Hall (Württ.) R 19 Febr., 25 Juli (je 3), 8 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai (als Zucht), 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez., Schw 14 März, 10 Okt., 8 13 März, Fohlen 26 Aug., 31 11 Nov.

Hardheim R 19 März, 1 Mai, 12 Aug., 21 Okt.

Hasslach (N. Nass.) R 18 Febr., 6 Mai, 1 Juli, 30 Sept., 11 Nov., Rdd 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 8 April, 3 Juni, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.

Hasslach R 5 Mai (2), 27 Okt. (3).

Hausen R 24 März.

Hausach Schw 8 Jan.

Haningen (Württ.) RBSchw 7 März, 18 Apr., 16 Mai, 20 Juni, 25 Juli, 19 Sept., 14 Nov., 12 Dez.

Haningen (Sigm.) RBSchw 22 April, 22 Juli, 23 Sept., 23 Dez., RSchw 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 8 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.

Heidelberg Messe 19 Mai, 20 Okt. (je 10).

Heidelberg R 1 April, 21 Okt.

Heidenheim (Württ.) R 25 März, 25 Juli, 21 Sept., 30 Nov., 31 Okt., Schw 29 Juli, 24 Aug., 20 Sept., 31 Okt.

Heilbronn (Württ.) R 19 Febr. (a. Farren), 20 März (a. V. u. Pfahl), 22 Mai, 28 Aug. (a. Farren-Biegen-Pfahl), 1 Okt., 3 Dez., RBSchw 15 Jan., 16 Juli, Schw 15 März, 13 Aug., 24 Sept., 22 Okt., 19 Nov., 17 Dez., Wägen-Sattlerw 25 Febr. (2).

Heilbronn RddSchw 14 Mai, 12 Nov.

Heilbrunn R 11 März, 27 Mai, 16 Sept., 25 Nov.

Heimbach RddSchw 21 Okt.

Heinigen (N. Nass.) (Württ.) R 25 März.

Heitersheim RddSchw Pfolgersch 26 Aug., RddSchw Pfolgersch 26 Aug., Rdd Schw 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 2 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 7 Okt., 4 Nov.

Heimbach R 21 Aug., 21 Okt.

Heimbach (Hess.) R 11 März, 5 Aug., 18 Nov.

Heimbach (Württ.) R 7 Febr., 4 April, 6 Juni, 1 Aug., 3 Okt., 5 Dez., 8 Jan., 7 März, 2 Mai, 4 Juli, 6 Sept., 7 Nov.

Heimbach (Emmendingen) R Schwfrucht 19 März, 21 Mai, 28 Okt., Schw 4 Jan., 1 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 2 Nov., 6 Dez.

Herrenbach (Württ.) R 1 Mai, 21 Sept., 8 21 Dez.

Herrenberg (Württ.) R 12 Febr., 14 Mai, 24 Sept., 3 Dez., 3 26 März, 15 Juli, 30 Okt.

Herrschried RddSchw 20 März, 10 Juni, 8 Aug., 9 Okt.

Herrheim R 12 Mai (2), 20 Okt. (3).

Hettingen (Sigm.) RddSchw 21 März, 15 Okt.

Heubach (Württ.) R 5 März, 15 Mai, 2 Sept.

Hilbach R 1 April, 29 Juni, 9 Sept.

Hiltingen RddSchw 21 Mai, 21 Okt., 25 Nov.

Hiltsch R 4 Jan., 1 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 8 Nov., 6 Dez.

Hinterarten Forren 21 Mai, 24 Sept.

Hochheim (Hess.-Nass.) R Zucht 4 Nov. (2).

Hochheimer R 11 Aug.

Hochheim R 4 April, 19 Nov.

Hof (Oberfranken) R 23 Jan., 29 Juli (je 6), 28 Sept., RddSchw 24 Aug., 27 Sept., Rdd 2, 14, 24 Febr., 14, 23 März, 11, 25 April, 8, 23 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1, 15, 29 Aug., 12 Sept.

Hofheim (N. Nass.) R 21 Okt., RddSchw 22 Okt.

Homburg R 8 Sept. (2).

Homburg v. d. H. (Hess.-Nass.) R 1 Mai, 30 Sept., 19 Dez. (je 2).

Horb (Württ.) R 27 Febr., 21 Mai, 15 Okt., 11 Nov., 16 Dez., 8 2 April, 4 Juni, 3 Sept., Schw 2 Jan., 5 Febr., 7 Mai, 2 Juli.

Höden Rdd 2 April, 18 Juni, 30 Sept.

Hörningen R 18 Aug.

Hornberg (Triebberg) R 21 März, 16 Mai, 29 Aug., 21 Nov. (auch Reichen), Reichen 2 Dez., Schw 5 Jan., 2 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.

Hünningen R 26 Sept. 3 Dez.

Hundheim R 2 Juni, R 5 Nov.

Hünningen R 22 April.

Hünningen R 20 Okt.

Hünningen R 20 Okt.

Hünningen R (m. Schw a. 1. I.) 24 April, 8 Okt. (je 2).

Hünningen R 18 Aug.

Hünningen R 15 Sept. (2).

Hünningen R 1 Mai, 28 Okt.

Hünningen R 25 Aug.

Hünningen (Sigm.) RddSchw 3 Mai, 29 Juli, 22 Okt., 21 Nov.

Hünningen (Sigm.) R 25 April, 3 Okt. (2), 14 Nov., R 25 Juli, 8 10 Jan., 14 Febr., 14 März (a. V.), 11 April, 8 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 12 Dez.

Hünningen RddSchw 14 März, 11 Juli, 31 Okt.

Hünningen R 12 Mai, 17 Nov. (je 3), P Kaiserlautern R 12 Mai, 17 Nov. (je 3), F Fohlen 12 Febr., 19 März, 15 Okt., 5 Nov.

Kandel R 10 März, 26 Mai, 27 Okt. (je 2).

Kandel R Schwfrucht 12 März, 26 Nov. (je 2).

Kandel R 14 Jan., 11 Febr., 11 März, 8 April, 13 Mai, 10 Juni, 8 Juli, 12 Aug., 9 Sept., 14 Okt., 11 Nov., 9 Dez.

Rapprodt R 10 Juli, 9 Okt., 13 Nov.

Rapprodt R 2 Juni, 3 Nov. (je 3).

Rapprodt R 8 Sept.

Rapprodt R 23 Juli.

Rapprodt (Stadt) R 1 April, 20 Mai, R Schw 1 Okt., 19 Nov., R 17 Schlacht-Zucht 17 Jan., 21 Febr., 21 März, 18 April, 16 Mai, 20 Juni, 17 Juli, 14 Aug., 19 Sept., 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez., Schw 3, 17 Jan., 7, 21 Febr., 7, 21 März, 2, 4, 18 April, 2, 16, 21 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1, 15 Aug., 5, 19 Sept., 3, 17 Okt., 7, 21 Nov., 5, 19 Dez.

Reinigen R 23 April, 13 Aug., 5 Dez.

Reinigen R 8 Jan., 12 Febr., 12 März, 9 April (Baden).

14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 10 Sept., 8 Okt.,
12 Nov., 10 Dez.
Rippenheim & 25 Febr., 21 Okt.
Riedheim a. E. & 7 Juli.
Riedheim a. N. (Württ.) & 1 April.
Riedheim u. L. (Württ.) & 4 März, 6 Mai,
3 Juni, 4 Nov., 7 Jan., 4 Febr., 1 April,
1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 2 Dez.,
Frederim 1 April, 1 Juli, 4 Nov., Biegen
6 Mai, 2 Sept., Wolf 17 Juni (6).
Riedheimholzen & 12 Mai, 11 Aug., 18 Okt.
(je 2.)
Rillegg (Württemberg) & 12 März, 15 Juli, 7 Okt.,
19 Nov., 8 14 Jan., 11 Febr., 11 März,
8 April, 13 Mai, 10 Juni, 8 Juli, 12 Aug.,
9 Sept., 14 Okt., 11 Nov., 9 Dez.
Rietlaufenburg & 11 März, 5 Aug., 18 Nov.
Rlingenmünster & 1 April, 25 Aug. (2).
Rittlingen (Württemberg) & 19 März, 21 Mai,
20 Aug., 22 Okt., 17 Dez., 8 22 Jan., 19
Febr., 16 April, 18 Juni, 16 Juli, 17 Sept.,
19 Nov.
Rohrdorf (Württemberg) & 29 Jan., 8 24 Juni,
(je 2.)
Röllweiler & 1 Sept.
Rödingbach & 13 Mai, 21 Okt.
Rödingen & 22 Sept. (8), Schw 14 März, 11
Apr., 8 Mai, 18 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept.
Roufen & 23 Juni, R. R. Schw 13 Nov.,
Schw 19 Nov.
Rouffans Messe am 1. Wertag in Verb. m. B
Schw 14 April (a. gr. Schum), 15 Sept.
(a. Holzgesch. Holz gr. Schw u. Wollw), 1
Dez. (a. gr. Schw- und Wollw) (je 5), Schw
20 Dez.
Rort & 23 Okt. (2).
Rottweiler & 15 Sept.
Rrauchenwies (Eigm.) & R. Schw 18 März, 18
Mai, 28 Okt.
Rraunheim & 11 Febr., 22 Juli, 2 Dez., R. Schw 7
Febr., 2 Mai, 4 Juli, 5 Sept., 7 Nov.
Rrozingen & Schw 4 Febr., 21 Okt.
Rrüßheim & 8 Sept., R. Schw 6 März, 2
April, 15 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 7 Aug.,
4 Sept., 2 Okt., R. Schw 6 Febr., 20 März,
17 April, 13 Nov.
Ruppenheim & 14 Okt.
Rürnbach & 7 Mai, 28 Okt. (je 2).
Rüsel & 12 Febr., & 13 Aug. (agl. Breisk für
junge Buchfrucht u. Feulen), Preisuchtu
17 Sept., Weinachstum 10 Dez.
Rühr & Schwfrucht 19 März, 20 Aug., 5 Nov.,
17 Dez., 8 (Suchtu m. Präm., a. Suchteber-
u. Bodmarkt) 27 Aug.
Rückingen (Württemberg) & R. Schw 1 April, 20
Mai, 22 Okt., 30 Nov., R. Schw 14 Jan., 25
Febr., 15 Juli, 24 Aug., 1 Sept.
Rundau & 5 Mai, 8 Sept. (je 3).
Rundstuhl & 5 Mai, 4 Aug., 24 Nov.
Rungenbrüden & 6 Okt. (2).
Rungensteinbach & R. Schw 21 März, 14 Mai, 18
Juli, 22 Okt.
Rungell Suchtu 5 Sept.
Runda & 7 März, 1 Mai, 2 Juli, 30 Dez.,
Schw 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 2 April,
6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept.,
7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
Rautereden & 22 April, 11 Aug. (2), 28 Okt.,
9 Dez., 8 25 Jan., 25 Febr., 11, 25 März,
8, 22 April, 27 Mai, 24 Juni, 22 Juli,
12 Aug., 9, 28 Sept., 14, 28 Okt., 11, 25
Nov., 9 Dez.
Reinpfetten (Württemberg) & 20 Mai.
Reipzig (Sachsen) Messe 3 Jan. (14), 7 April,
25 Aug. (je 22).
Reinrich & 18 Febr., 25 Juni, 1 Okt.
Reonberg (Württemberg) & 30 Jan., 7 Mai, 2 Okt.,
6 Nov., 12 Febr., R. Schw 25 März, 24
Juni, 25 Juli.
Reutlich (Württemberg) & R. Schw 4 März, 13 Mai,
21 Okt., 2 Dez., R. Schw 7, 28 Jan., 4,
25 Febr., 25 März, 2, 29 April, 6, 27 Mai,
3, 24 Juni, 1, 29 Juli, 5, 26 Aug., 2, 30
Sept., 7, 28 Okt., 4, 25 Nov., 30 Dez.
Reichenau & 2 Mai, 26 Sept., 28 Nov.
Reinbach & 14 März, 15 Juli, 21 Okt.
Rein (Schwaben) & 20 April, 2 Nov. (je 6).
Reinlingen & R. Schw 11 März, 6 Juni, 12
Sept., 7 Nov.
Reinlingen & 1 Mai, 7 Okt., 30 Dez., 8 14
Jan., 11 Febr., 11 März, 8 April, 10 Juni,
8 Juli, 12 Aug., 9 Sept., 11 Nov.

Rorch (Württemberg) & 14 Jan., 11 März, 18 Mai,
8 Juli, 9 Sept., 11 Nov. (a. Flachs).
Rörach & 20 Febr., 25 Sept. (je 2), R. Schw
17 Jan., 21 Febr., 21 März, 18 April, 16
Mai, 20 Juni, 18 Juli, 22 Aug., 26 Sept.,
17 Okt., 21 Nov., 19 Dez., Schw 3 Jan.,
7 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni,
4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov.,
5 Dez., Fohlenn 5 Aug.
Rudwigsburg (Württemberg) & 14 Febr., 10 Mai, 14
Nov. (je 2), 8 10 Jan., 14 Febr., 14 März,
11 April, 10 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug.,
12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez., Holz
14 Febr., 21 März, 16 Mai, 18 Juli, 7 Nov.
Rudwigsbolen a. Rh. & 28 April, 29 Sept.
(je 2).
Rullammer & 21 Juli (2), in Aherweiler
14 April (2).
Rullberg (Effen) Messe 4 März, 12 Aug. (je 14).
Rullberg & Schw 11 März, 5 Sept., 25 Nov.
Rullsch (A. Ettlingen) & (mit R. Rh. a. 1. Tag)
12 März, 28 Okt. (je 2).
Rullsch (A. Wiesloch) & 9 Juni (2).
Rullterdingen & 5 Aug., 26 Nov.
Rullnheim Messe 5 Mai, 6 Okt. (je 10),
Christm 11 Dez. (14), Haupt-R. Schw 6 Mai (3),
17, 21 Jan., 4, 18 Febr., 4, 18 März, 2,
15 April, 21 Mai, 3, 17 Juni, 1, 15 Juli,
5, 19 Aug., 2, 17 Sept., 7, 21 Okt., 4, 18
Nov., 2, 16 Dez., R. Schw 10, 24 Jan., 14, 28
Febr., 14, 27 März, 11, 25 April, 10, 23 Mai,
13, 27 Juni, 11, 25 Juli, 8, 22 Aug., 12, 26
Sept., 10, 24 Okt., 14, 28 Nov., 12,
27 Dez.
Rullweiler & 20 Mai (2).
Rullbach, Stadt (Württemberg) & 1 Mai (2), 18
Juli, 21 Nov., 8 17 Jan., 5 März, 2 April,
13 Juni, 27 Aug., Holz 4 März, 30 April,
17 Juli, 20 Nov.
Rulldorf & 21 Jan., 11 März, 27 Mai, 23
Sept., 25 Nov.
Rullgröningen (Württemberg) & 26 Febr., 1 April,
21 Dez. (je 2), & 24 Aug.
Rullzell (Gem. Schielberg) & 21 Mai.
Rullshelm & 1 April, 28 Okt.
Rullshelm & 21 Juli.
Rullsburg & 11 Nov., 5 Dez.
Rullshingen (Eigm.) & R. Schw 7 Febr., 16
Mai, 25 Juli, 26 Sept., 7 Nov., 19 Dez.
Rullshingen (Schwaben) & 15 Okt. (4), 1
12 März, 10 Sept., Schw 6 März, 4 Sept.,
2 Okt., 6 Nov.
Rullshingen (Württemberg) & R. Schw 18 Febr., 10 April,
12 Juni, 11 Sept., 12 Nov., R. Schw 9
Jan., 13 März, 8 Mai, 10 Juli, 14 Aug.,
9 Okt., 11 Dez., Suchtu 9 Sept.
Rullshingen & 20 Mai, 16 Sept. (je 2).
Rullshingen & 21 Mai (2), Schw 14 Jan.,
11 Febr., 11 März, 8 April, 13 Mai, 10
Juni, 8 Juli, 12 Aug., 9 Sept., 14 Okt.,
11 Nov., 9 Dez.
Rullshingen (Württemberg) & (am 2. Tage agl.
R. Schw) 18 Febr., 2 April, 21 Mai, 8 Juli,
18 Nov., 9 Dez. (je 2), R. Schw 13 Juni, 8
Aug., 12 Sept., 10 Okt., 15 März, Schw
9, 17 Jan., 7, 21 Febr., 7, 21 März, 4 April,
2, 16 Mai, 6, 20 Juni, 4, 18 Juli, 1, 15
Aug., 5, 19 Sept., 3, 17 Okt., 7 Nov., 5 Dez.,
Schw 21 Aug., 19 Sept., 17 Okt., 20 Nov.,
19 Dez.
Rullshingen (O. A. Leonberg) & 1 April, 9 Sept.,
R. Schw 18 März, 16 Mai, 25 Juli, 24
Okt., 12 Dez. (auch Geld), 8 7, 21 Jan.,
4, 18 Febr., 4, 18 März, 15 April, 6, 18
Mai, 3, 17 Juni, 1, 15 Juli, 5, 19 Aug., 2,
16 Sept., 7, 21 Okt., 4, 18 Nov., 2, 16 Dez.,
Suchtu 1 Mai, 18 Sept.
Rullshingen (Württemberg) & R. Schw 5 Febr., 7 Mai,
17 Sept., R. Schw 26 Nov., 15 5 März, 9 Juli,
Niesenbach & 26 Aug.
Rullshingen & Hanf 12 Mai (2).
Rullshingen & 10 März, 20 Mai, 28 Juli,
16 Sept.
Rullshingen & 18 März & 8 (unbefondere
Sch) 6 Mai, 17 Juni, 22 Juli, 28 Aug.,
30 Sept., 21 Okt., 19 Nov.
Rullshweiler & 4 März, 28 Mai, 22 Juli,
3 Okt.
Rullshweiler & 2 April, 4 Nov. (2), Suchtu
Rullshweiler 12 Sept., Schw 5, 22 Jan., 12, 26
Febr., 12, 26 März, 8, 23 April, 14, 28
Mai, 11, 25 Juni, 9, 23 Juli, 18, 27 Aug.

10, 24 Sept., 8, 22 Okt., 12, 26 Nov., 10,
24 Dez.
Rullshweiler & 19 März, 29 Juli, 30 Sept., 18 Nov.
Rullshweiler & Schw. Holzgesch. Witt 7 Nov. (2),
R. Schw 21 Jan., 18 Febr., 18 März, 15 April,
21 Mai, 17 Juni, 16 Juli, 19 Aug., 17 Sept.,
21 Okt., 18 Nov., 16 Dez., Wein 22 Febr.
Rullshweiler (Württemberg) & R. Schw 21 Jan.,
25 Febr., 28 März, 25 April, 21 Mai, 27
Juni, 25 Juli, 22 Aug., 26 Sept., 24 Okt.,
23 Nov., 24 Dez., Schw 10 Jan., 14 Febr.,
14 März, 11 April, 8 Mai, 13 Juni, 11
Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov.,
12 Dez.
Rullshweiler & 6 Mai, 28 Okt. (je 2).
Rullshweiler & 1 April (2), 25 Aug. (3).
Rullshweiler & 1 April, 16 Sept., Schw
7, 21 Jan., 4, 18 Febr., 4, 18 März, 2, 15
April, 6, 21 Mai, 3, 17 Juni, 1, 15 Juli,
5, 19 Aug., 2, 16 Sept., 7, 21 Okt., 4, 18
Nov., 2, 16 Dez.
Rullshweiler & 20 Mai, 19 Aug.
Rullshweiler & Hanf 25 Nov. (2).
Rullshweiler & 30 April, 21 Okt.
Rullshweiler, Stadt (Württemberg) & 1 April, 20 Mai,
Reinweiler & 18 Aug.
Rullshweiler (Württemberg) & Schw 28 Febr., 16 Mai,
5 Sept., 5 Dez., R. Schw 20 Febr., 17 April,
21 Aug., 20 Nov.
Rullshweiler & R. Schw (Württemberg) & 23 April, 10
Dez., 8 26 Febr., 28 Mai, 5 Nov., R. Schw
20 Aug.
Rullshweiler (Württemberg) & 1 Mai, 21 Sept., 8
5 Febr., 2 Mai, 26 Nov.
Rullshweiler (Eigm.) & R. Schw 20 Juli, 8 Okt.
Rullshweiler & 20 Mai, 7 Nov.
Rullshweiler a. d. R. (Württemberg) & 1 Mai, 8
Juli, 28 Okt.
Rullshweiler & 28 Juli.
Rullshweiler & 21 Jan., 11 März, 13 Mai, 23
Juli, 28 Okt.
Rullshweiler a. d. R. & 1 Sept., 15 Dez. (je 3).
Rullshweiler Reichels 7 Juli (3).
Rullshweiler (Kaiserslautern) & Schw 23 Sept.
Rullshweiler (Württemberg) & 2 Febr., 1 Mai, 8 Juli,
11 Nov., 12 Jan., 8 7 Jan., 4 Febr., 4
März, 2 April, 2 Mai, 3 Juni, 9 Juli, 6
Aug., 2 Sept., 7 Okt., 18 Nov., 9 Dez.
Rullshweiler R. Schw 14 März, 2 Mai, 11 Juli, 12
Sept., 14 Nov.
Rullshweiler (Schwaben) & 1 Juni (10), 14
Juni (2), 12 Jan., 5 März, 3 Sept.
Rullshweiler (Württemberg) & R. Schw 10 Juli, 10
21 Febr., 21 März (agl. Farren), 20 Juni,
15 Aug., 17 Okt. (agl. Farren), 21 Dez., 8
Schw 17 Jan., 18 April, 16 Mai (agl.
Biegen), 18 Juli, 19 Sept. (agl. Biegen),
21 Nov., Schw 15 Nov.
Rullshweiler & 18 Aug.
Rullshweiler & 21 Mai, 2 Dez.
Rullshweiler & 1 Sept., 20 Okt.
Rullshweiler (Württemberg) & 2 April, 2 Juli,
1 Okt.
Rullshweiler & 25 April, 8 Aug., 5 Dez.
Rullshweiler (Württemberg) & 21 Mai, 29 Okt.
Rullshweiler & 5 Mai, 14 Juli, 8 Sept. (2),
20 Okt.
Rullshweiler (Wals) & 15 Sept. (2).
Rullshweiler, Stadt (Württemberg) & 4 Febr., 12
März, 1 Mai, 12 Juni, 22 Juli, 26 Aug.,
30 Sept., 11 Nov., 9 13 Dez.
Rullshweiler (Württemberg) & 25 Febr., 9 Sept.
Rullshweiler & 10 Juli, 4 Nov.
Rullshweiler im Tal & 15 Sept.
Rullshweiler Schw 21 Jan., 18 Febr., 18
März, 15 April, 21 Mai, 17 Juni, 15 Juli,
19 Aug., 16 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 16 Dez.
Rullshweiler & 15 Juli, 11 Nov.
Rullshweiler (Württemberg) & 4 Febr., 29 April,
30 Sept., 18 Okt. (2).
Rullshweiler (Wals) & 22 Sept. (2).
Rullshweiler & 22 Sept.
Rullshweiler & Schw. Holzgesch. (m. Schw. Frucht a.
1. T.) 6 Mai, 16 Sept. (je 2), R. Schw 5 Febr.,
5 März, 2 April (a. B.), 7 Mai (mit Kottete
u. B mit Kottete) 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug.,
3 Sept., 1 Okt., 5 Nov. (auch Farren mit
Präm.) 3 Dez., Zentralsuchtu 14 Mai (2),
Wein 12 März.
Rullshweiler & Schw 2 April, 14 Sept.
Rullshweiler & 1 Sept.

(Babex.)

Olnhausen (Württ.) 23 Jan., 29 Apr., 27 Aug.
Oppenheim (Hessen) 26 Aug., 18 Nov. (je 2).
Ottendörfen 8 Juli, 16 Okt., 9 Dez.
Otnach (Sigm.) 28 Schw 21 Febr., 18 April,
18 Juli, 17 Okt., 28 Schw 17 Jan., 21
März, 16 Mai, 20 Juni, 14 Aug., 19 Sept.,
21 Nov., 19 Dez.
Hrtingen 7 Juli (2).
Otisheim (Württemberg) 23 5 März, 2 Juli, 8 Okt.
Otterbach 22 Sept.
Otterberg 5 Mai, 1 Sept., 27 Okt.
Pfalsgrabenweiler (Württemberg) 28 Febr.,
11 Juni, 3 Okt., 24 Jan., 14 Mai, 29
Aug., 5 Dez.
Pfeilsbach (Württemberg) 29 Juni, 30 Nov. (a. H.),
8 14 Jan., 4 März, 10 Juni.
Pflüt (Elsass) 28 Schw 8 Jan., 5 Febr., 4
6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Pforzheim 1000 Glas-Holzw. (u. Schw. a. 1. L.)
12 März, 26 Nov. (je 2), 28 Schw 7 Jan., 4 Febr.,
4 März, 2 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli,
5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
Pfullendorf 28 Schw 25 Febr., 6 Mai, 26
Aug., 21 Okt., 9 Dez., 28 Schw 15 Jan.,
12 Febr., 16 April, 11 Juni, 16 Juli, 24
Sept., 19 Nov.
Pfullingen (Württemberg) 28 28 Febr., 11 April,
13 Juni, 28 Sept., 21 Nov.
Philippstung 28 April, 27 Okt. (je 2).
Pirmasens 7 Mai, 3 Sept. (je 2).
Plochingen (Württemberg) 28 Schw 26 Febr., 15 April
(vgl. Faren), 25 Nov., 2 Jan., 3 Juni, 2 Okt.
Plochingen (Württemberg) 28 19 Febr., 21 Nov.,
23 Mai, 28 8 April, 9 Sept.
Pörschach 28 Kreisgerichts 20 Aug., 20 Febr.,
20 März, 20 Nov.
Radolfzell 28 Schw 6 März, 15 Mai, 21
Aug. (a. Biegenbach u. Zuchtberm.), 6 Nov.,
28 Schw 2, 16 Jan., 6, 20 Febr., 20 März,
3, 17 April, 1 Mai, 5, 19 Juni, 3, 17 Juli,
7 Aug., 4, 25 Sept., 2, 16 Okt., 20 Nov.,
4, 18 Dez., Bezirksgerichts b. oberhalb Zucht-
bermosenhöfen 16 Sept. (2), 2 Mai, 28
Aug., Kiel 20, 27 Febr., 6 März, Rabism
Häusern 16, 23 Okt., Holzgäule 4, 18
Sept.
Rammstein 15 Sept.
Rangendingen (Sigm.) 28 Schw 13 Mai, 14
Okt., 28 Schw 13 Febr., 18 Juli.
Rastatt 28 28 (mit Schw. Fruchtm. a. 1. L. u.
m. Hdb. a. 2. L.) 29 April, 23 Sept. (a. 2.
L. und Fohlen m. Ver.) (je 2), Hdb 10 Jan.,
14 Febr., 14 März, 8 Mai, 13 Juni, 11 Juli,
8 Aug., 10 Okt., 25 Nov., 12 Dez.
Rathsweiler 5 Mai.
Ravensburg (Württemberg) 28 Schw 22 Juni (auch
Korn), 15 Nov. (2), 2 2 März, 26 Okt.,
Fohlen 6 Juli, Schw 13 Juni, 17 Okt.
Rehweiler 5 Mai.
Reichenbach (D. A. Freudenstadt-Klosterreichen-
bach, Württ.) 28 Schw 20 Mai, 4 Nov.
Reinheim 28 April.
Reipoltskirchen 4 Aug.
Remetschwil (Waldbaus) Schw 17 Jan., 16
Mai, 8 Aug., 21 Nov.
Reuchen Schw 11 März, 21 Okt.
Reutlingen (Württemberg) 28 (je tags nachher Schw)
26 Febr., 10 Sept., 29 Okt., 10 Dez., 3 2
Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 7, 21 Mai,
4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt.,
5 Nov., 3 Dez.
Reinbischhofshelm 11 Febr.
Reinzbabern 25 Aug. (2).
Reich 17 Nov.
Reichen 4 Febr., 2 Dez.
Reidlingen (Württemberg) 28 23 Jan., 18 Febr.,
8 April, 27 Mai, 29 Juli, 2 Sept., 14 Okt.,
16 Dez.
Reinert 28 Schw 5 Febr., 2 Juli, 22 Okt.
Reinlichheim Döhm 9 Okt.
Reinshausen 5 Mai, 6 Okt.
Reinthal 9 Sept.
Reinbach Fohlen 3 Juli.
Reinbach (Schwyz) 28 16 Mai, 7 Nov.
Reinberg 29 Jan., 20 Aug.
Reinfeld (Württemberg) 28 28 Febr., 25 April, 4
Juli, 29 Aug., 31 Okt., 12 Dez., 2 17 Jan.,
28 März, 29 Mai, 26 Juli, 26 Sept.
Reinfels 28 21 Mai.
Reinfelsberg 28 23 Juni.

Rottenburg (Württemberg) 28 4 März, 27 Mai,
4 Nov. (a. H.), 21 Jan., 15 Febr., 16
April, 8 Juli, 28 Aug., 24 Sept.
Rottweil (Württemberg) 28 7 Febr., 23 April, 18
Juni, 12 Sept., 21 Okt., 26 Nov., 8 15 Jan.,
21 März, 21 Mai, 17 Juli, 19 Aug., 18 Dez.
Ruff 18 März, 21 Okt., 19 Dez.
Rüdingen 6 März, 21 Okt., Schw 8 Jan.,
5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2
Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Salem 28 Schw 2 April, 2 Nov., 28 Schw
3 Jan., 7 Febr., 7 März, 2 Mai, 6 Juni,
4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 5 Dez.
St. Blasien 28 Schw 4 Juni, 17 Sept.
St. Georgen (A. Billingen) 28 28 Febr., 19 März,
7 Mai, 25 Juni, 22 Aug., 21 Okt.
St. Ingbert 28 4 Febr., 25 März, 17 Juni, 11 Nov.
St. Leon 28 3 Nov. (2).
St. Wendel (A. Rier) 28 7 Febr., 21 März,
23 Mai, 26 Juli, 22 Okt., 5 Dez., 8 5 Sept.
(a. Präm.), 7 Nov., Fohlen 8 Aug.
Salsbach (Achern) 28 25 Nov.
Saulgau (Württemberg) 28 11 Febr., 25 April,
23 Mai, 30 Sept., 30 Nov., 28 Aug.
Schaffhausen (Schwyz) 28 Schw (a. je 2), 19
Febr., 21 Mai, 27 Aug., 12 Nov., 28 Schw 15
Jan., 5 Febr., 5, 19 März, 2, 16 April, 7 Mai,
4, 18 Juni, 2, 16 Juli, 6, 20 Aug., 3, 17
Sept., 1, 15 Okt., 5, 19 Nov., 3, 17 Dez.
Schellenberg (G. Großherrschwand) 28 Okt.
Schellenzell 1 Mai, 24 Aug., 28 Okt.
Schiltach 29 Juni.
Schlengen 28 Schw 28 Jan., 25 Febr., 25
März, 22 April, 27 Mai, 24 Juni, 22 Juli,
26 Aug., 23 Sept., 28 Okt., 25 Nov., 23 Dez.
Schönberg (D. A. Rottweil, Württ.) 28 7
März, 3 Mai, 8 Juni, 23 Okt., 2 Jan.,
15 Juli, 27 Aug.
Schönau (Heidelberg) 28 4 März, 16 Sept. (2).
Schönau (Hals) 10 März, 6 Okt.
Schönau i. B. (mit Schw. am 1. L.) 8 April,
28 Okt. (je 2), 29 Juni, 28 Schw 3
Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai
(a. Faren), 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept.,
3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Schönenberg 28 17 März, 16 Juni, 18 Aug.,
15 Dez.
Schöpsheim 28 3 Dez. (2), 28 Schw 2 Jan., 6
Febr., 6 März, 10 April, 1 Mai, 5 Juni, 3
Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Schorndorf (Württemberg) 28 5 März, 9 Juli, 28
Nov., 8 8 Jan., 9 April, 28 Mai, 11
Juni, 13 Aug., 3 Sept., 8 Okt., 17 Dez., Holz
Schmitt 28 Febr., 23 Mai, 29 Aug., 21 Nov.
Schramberg (D. A. Dorndorf, Württ.) 28 11
März, 13 Mai, 17 Juni, 12 Aug., 14 Okt.,
9 Dez.
Schriesheim 28 6 März, 28 Aug., 30 Okt., 18
Dez. (a. Geph.), 28 Schw 5 März.
Schwarzbach 28 12 Febr., 22 Mai, 22 Okt. (2).
Schweigen 28 5 Mai, 21 Juli, 19 Nov.
Schweigen 28 Schw 25 Juli, 27 Dez.
Schwenningen (D. A. Rottweil, Württ.) 28
31 Mai, 26 Sept.
Schwellingen 28 20 März, 26 Juni, 25 Sept.
11 Nov. (a. Geph.).
Seelbach 28 21 Mai, 30 Sept., 25 Nov.
Seidenbach 28 9 Sept.
Seimbach 28 Aug.
Siegelbach 28 20 Mai, 21 Okt.
Sigmaringen (Sigm.) 28 Schw 3 April, 3
Juni, 7 Okt., 18 Nov., 28 Schw 17 Jan.,
21 Febr., 21 März, 16 Mai, 18 Juli, 14
Aug., 19 Dez., Zucht 16 Sept.
Sindelfingen (Württemberg) 28 6 März, 5 Juni,
21 Sept., 30 Nov., 28 6 Febr., 3 April,
8 Mai, 3 Juli.
Sindelsheim 1 Juli, 28 Okt.
Singen (Amt Konstanz) 28 Schw 3 Juni,
12 Sept. (a. Holzgäule), 4 Nov., 28 Schw
29 Jan., 26 Febr., 26 März, 30 April, 25
Juni, 30 Juli.
Sinsheim 28 12 März, 19 Aug., 4 Nov., Fohlen
7 März, Zuchtiegenm 5 Juni.
Spaichingen (Württemberg) 28 25 Febr., 2 April,
18 Juni, 24 Aug., 16 Okt., 11 Nov., 8
10 Jan., 15 März, 15 Mai, 25 Juli, 25
Sept., 11 Dez.
Speyer 28 5 Mai, 27 Okt. (je 2).
Speisbach 28 6 Okt.
Staufen 28 Schw Fruchtm. 19 Febr., 7 Mai, 7
Aug., 6 Nov., 8 16 Jan., 20 Febr., 20 März,

17 April, 15 Mai, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug.,
18 Sept., 16 Okt., 20 Nov., 18 Dez.
Stebach 1 Mai.
Stein (A. Bretten) 28 12 Febr., 28 Okt.
Steinbach (A. Bück) 27 Nov.
Steinbach (Hals) 28 April, 7 Juli.
Steinfeld 14 Okt. (2).
Steinheim a. d. Murr (Württemberg) 28 2 Febr., 5
Juni, 21 Sept., Holz 1 Febr., 9 April,
4 Juni, 20 Sept.
Steinmenden 28 Okt.
Stetten a. S. (Württemberg) 28 24 Juni, 11
Juni, 3 Sept., 6 Nov.
Stetten u. S. (Sigm.) 28 Schw 29 Mai, 24
Juli, 26 Sept., 23 Okt.
Stettfeld 28 5 Mai (2).
Stodach 28 Schw 18 April, 4 Juli, 17 Okt.,
21 Nov., 28 Schw 8, 15 Jan., 5, 19 Febr.,
5, 19 März, 2, 16 April, 7 (a. B.), 21 Mai,
4, 18 Juni, 2, 16 Juli, 6, 20 Aug., 3, 17
Sept., 1, 15 Okt., 5, 19 Nov., 3, 17 Dez.
Stroßburg (Elsass) Christkindel 10 Dez. (16),
Zucht 28 Schw 11 März.
Stühlingen 28 Schw 7 Jan., 11 März, 28
April, 3 Juni, 5 Aug., 7 Okt., 4 Nov., 28
Schw 11 Febr., 13 Mai, 15 Juli, 2 Sept., 9 Dez.
Stuttgart (Württemberg) Messe 16 Dez. (2), Möbel
Holzschiff-Forellan-Glas- u. Fainern 22 Mai
(3), Waagen-Sattlern 23 April (2), Möbel
18 Dez. (3).
Sulz a. R. (Württemberg) 28 5 März, 6 Juni,
5 Sept., 24 Okt., 28 19 Dez., Schw 27
März, 5 Aug., 6 Sept., 25 Okt., 5 Dez.,
8 6 Febr., 3 April, 1 Mai, 3 Juli, 7 Aug.,
28 Schw 9 Jan., 20 Nov., Woll 13 Juni.
Sulzbach 13 März, 23 Sept., 4 Dez.
Tauberbischofsheim 28 Schw 11 Febr., 26 April,
21 Mai, 8 Juli, 26 Aug., 18 Nov., 23
Dez., Schw 21 Jan., 18 Febr., 18 März,
15 April, 17 Juni, 15 Juli, 19 Aug., 16
Sept., 21 Okt., 16 Dez., Weinm 24 Mai,
Faren 19 März, 24 Sept.
Teigen 28 Schw 18 März, 25 April, 21
Sept., 28 Okt., 12 Dez., 28 Schw 11, 25 Jan.,
22 Febr., 22 März, 31 Mai, 28 Juni, 26
Juli, 30 Aug., 29 Nov., Schw 8 Febr.,
12 April, 10 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 9
Aug., 6 Sept., 11 Okt., 8 Nov., 27 Dez.
Tettmann (Württemberg) 28 14 Mai, 10 Sept., 12
Nov., 8, 22 Jan., 12, 26 Febr., 12, 26
März, 9, 23 April, 28 Mai, 11, 25 Juni,
9, 23 Juli, 13, 27 Aug., 24 Sept., 8, 22
Okt., 26 Nov., 10, 24 Dez.
Theilschweiler 28 5 Mai, 27 Okt., 8 12 Aug.
Thann (Els.) Mit Rücksicht auf die Kriegs-
lage nicht festgelegt.
Theisbergsteegen 28 22 Sept.
Tiefenbrunn 28 13 Mai, 25 Juli, 28 Okt.
Tengen (Waldbühnt) 28 4 Febr., 8 April, 14
Mai, 24 Juni, 26 Aug., 30 Sept., 2 Dez.,
8 9 Jan., 14 März, 8 Juli, 21 Okt.
Tettnmoos 28 21 Mai, 26 Juli, 16 Aug., 7 Sept.,
Tettnau 28 (m. Schw. a. 1. L.) 2 April (2),
24 Aug.
Triberg 28 5 Okt., 27 Dez.
Trippstadt 28 14 Juli.
Truchtlingen (Sigm.) 28 Schw 11 März,
21 Mai, 21 Sept., 4 Nov., 28 Schw 11
April, 22 Juli, 14 Okt., Schw 7 Jan., 4
Febr., 3 Juni, 5 Aug., 2 Dez.
Tübingen (Württemberg) 28 30 April, 12 Nov.
(a. H.) (a. je 2), 3 12 Febr., 16 Juli.
Tuttlingen (Württemberg) 28 23 Dez., 28 Schw 12
März, 7 Mai, 9 Juli, 15 Okt., 14 Nov., 18
17 Juni (3), 31 Aug., 2 Sept. (2), Biegen
2 Sept.
Überlingen 28 13 März, 8 Mai, 28 Aug., 23
Okt., 11 Dez. (a. Hanf), 8 30 Jan., 27
Febr., 27 März, 24 April, 29 Mai, 26
Juni, 31 Juli, 25 Sept., 30 Okt., 27 Nov.,
24 Dez., Schw 9 Jan., 13 Febr., 10 April,
12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sep., 9 Okt.,
13 Nov.
Ulm (Oberkirch, Baden) 28 Schw 4 Febr., 23
Sept.
Ulm (Württemberg) Messe 10 Juni, 2 Dez. (je 6),
9 22 Jan., 19 Febr., 19 März, 11 Juni,
19 Nov. (je 2), Febr 4 März, 16 Sept. (je
2), Woll 13 Juni (3), Zucht 8 Mai, Schw
4 April, 25 Juli, 9 Nov.
Ulmet 28 Schw Schw 22 Okt.

(Baden)

ingen Schw, Mosbach Schw, Fullendorf zgl. Schw, Schorndorf, Lett-
nang, Ulm Nf (2), Wöblingen. 12 Alen zgl. Schwiegen, Blumberg,
Calm, Grünsfeld Jungsch, Kältsheim zgl. Schw, Ueberlingen Schw,
Ulach, Waiblingen a. d. Enz. 13 Biberach (Stadt) Nf, Bräunlingen,
Freiburg zgl. Nf, Gschwend (D.-A. Gaildorf), Jahn, Königshofen Schw,
Eubwigsburg, Mannheim Nubg, Warbach (Stadt), Mergentheim zgl.
Schw, Mündertingen Schw, Rastatt, Ravensburg Schw, 14 Gdöppingen
zgl. Schw, Tengen Schw. 17 Beerfelden zgl. Schw, Buchen Schw,
Eubingen Schwiegen, Ettlingen zgl. Nf, Gebrazhofen, Mannheim Nf,
Meßkirch, Müllheim, Neckarbischofsheim Schw, Oberwittstadt Schw,
Tauberbischofsheim Schw. 18 Balingen, Ebingen a. d. D. Schw, Knitt-
lingen, Schaffhausen zgl. Schw, Stodach zgl. Schw, Zell i. W. zgl. Schw.
19 Badnang, Bruchsal, Ettenheim zgl. Nf Schw, Radolfzell zgl. Schw,
Staufen, Wertheim zgl. Nf Schw. 20 Diez zgl. Schw, Eberbach Schw,
Hof, Rehl NubSchlachthof Schw, Vörrach zgl. Geflügel, Mergentheim
Schw, Dirsch zgl. Schw. 21 Emmendingen Schw. 24 Brackenheim,
Eubigheim Schw, Kochendorf, Lauterbach, Leonberg zgl. Schw, Leutkirch
zgl. Nf Schw, Schillingen zgl. Schw. 25 Darmstadt, Haigerloch Schw,
Mosbach Schw, Singen (Konstanz) zgl. Schw, Lettning. 26 Breisach,
Durlach zgl. Nf, Ueberlingen, Wangen i. Allgäu, Winnenben. 27
Dürrenmühlader, Freiburg zgl. Nf, Mannheim Nubg. 28 Eblingen
a. d. D. Schw, Tengen zgl. Schw.

Juli. Stammärkte.

1 Colmar (Elsas) Messe (22), Haslach (Wolfsach) f, Sindoltsheim.
2 Ballenberg zgl. Schw, Dalsau, Gochsheim (2), Lauda, Oberettingen f,
Dettrichheim f, Pfirt zgl. Schw, Nettel f zgl. Nf Schw. 3 Neuhausen
a. d. Alben f. 4 Rosenfeld f zgl. Schw. 5 Gaugrehweiler
(3), Kirchheim a. Eck, Neustadt a. d. Hardt (in Wüdingen) (3), Dersingen
(2), Steinbach (Walg). 6 Engen f, Freudenberg, Grottsfelingen f zgl.
Schw, Mergentheim (2), Niederstetten, Osterburken, Tauberbischofsheim
zgl. Schw. 9 Wingen f, Döblingen f, Feldrennath f, Gemmingen,
Schorndorf f, Tuttlingen f zgl. Schw, Waiblingen f zgl. Nf. 10 Calw
f zgl. Nf, Kappelrodeck, Oberscheffeln, Waiblingen a. d. E. f. 11
Emmingen f zgl. Schw, Gschwend f, Jttresbach f zgl. Schw. 13 Altmann-
stadt. 14 Altmann, Beerfelden, Bopfingen, Pirmsele (3), Entenbach,
Obermolsch, Trüppstadt. 15 Rühlweg f, Limbach, Obrißheim, Pfenningen
f zgl. Schw. 16 Urabdingen f zgl. Schw, Heilbronn f zgl.
Nf Schw. 17 Bisingen f zgl. Schw, Warbach (Stadt) Holz. 18 Nach
(Engen) f zgl. Nf, Böblingen f, Dornbach f, Dornhan f, Langenstein-
bach f, Ludwigsburg Holz (Schneidwaren Pfläule u. dergl.), Warbach
(Stadt) f, Dirsch f zgl. Schw. 20 Neufra f zgl. Schw. 21 Erbach
(2), Wehrmüler, Matzammer (2), Medelsheim, Wallhalben, Wolfenberg.
22 Bräunlingen f zgl. Schw, Hechingen f zgl. Schw, Inningen f
zgl. Schw, Krautheim, Wörtingen f (insbes. Schw), Mönchweiler f, Obern-
dorf (Stadt) f. 23 Ebingen f, Zweibrücken. 24 Alverg Holz, Stetten
u. D. f zgl. Schw. 25 Alen f, Alford f zgl. Nf, Alverg zgl. Feder, Bad-
nang Feder, Buchen, Eblingen f, Freudenstadt f, Gundersheim, Hall (3),
Pödingen f zgl. Nf Schw, Heidenheim f, Jahn f zgl. Nf, Melchingen f
zgl. Schw, Meßkirch f, Mündertingen f zgl. Nf Schw, St. Wendel (Eier)
f, Schmeiggen zgl. Schw, Tiefenbrunn, Ulach f zgl. Nf, Wüdingen f
zgl. Nf Schw, Frucht, Waldshut f. 26 Todtnau. 28 Erbach, Eulbachern,
(Nachf.), Grünsfeld (2), Kaubach, Mittelberbach, Neunkirchen, Wald-
mohr. 29 Hof (6), Mübach, Neustadt f, Niedlingen f zgl. Nf. 30
Kittenberg f, Balingen f, Buchau, Entingen u. Achalm f, Geisingen
f zgl. Schw.

Viehmärkte.

1 Adelsheim Schw, Dörbach zgl. Schw, Gmünd, Griesen, Hechingen
zgl. Schw, Heitersheim zgl. Nf Schw, Kirchheim u. Teck zgl. Hornen,
Lauda Schw, Leutkirch zgl. Nf Schw, Mannheim Nf, Meßkirch, Neckar-
bischofsheim Schw, Vörrach zgl. Nf. 2 Crailsheim, Ebingen a. d. D.
zgl. Schw, Gingen a. d. Br., Hoch Schw, Offenburg, Neutlingen,
Säckingen Schw, Schaffhausen zgl. Schw, Stodach zgl. Schw, Walder.
3 Ettenheim Schw, Frankfurt a. M. Nf, Hall, Radolfzell zgl. Schw,
Korbach, Fohlen, Schopfheim zgl. Schw, Sindelfingen zgl. Nf, Sulz
a. Neckar, Wangen i. Allgäu, Wertheim zgl. Nf Schw. 4 Alen Schw,
Alsenz, Breisach u. d. Danzels, Altingen, Altingen, Altingen, Eberbach
Schw, Emmendingen zgl. Schw, Herberlingen, Hof, Rehl Schw, Krautheim,
Vörrach Schw, Mergentheim Schw, Salem zgl. Schw, Schönan i. W. zgl.
Schw, Waldürn Schw, Wurach. 5 Breisach Schw, Herbolzheim (Emmen-
dingen) Schw, Hisingen zgl. Schw. 6 Hornberg (Triberg) Schw, Ravens-
burg, 8 Blaubeuren zgl. Schw, Bretten zgl. Nf, Bühl, Gbröwil,
Haigerloch Schw, Kandern, Kielegg, Köppingen, Lorch, Meringen Schw,
Mörsingen Schw, Tengen (Waldshut). 9 Darmstadt, Dornstetten, Reisingen
Schw, Mergentheim zgl. Schw, Neisingen zgl. Nf, Mosbach Schw, Nieder-
stetten, Lettning, Wehr zgl. Schw. 10 Alen zgl. Schw, Ziegen, Blumberg,
Grünsfeld Jungsch, Kältsheim zgl. Schw, Mengen zgl. Schw,
Ueberlingen Schw. 11 Diez zgl. Schw, Freiburg zgl. Nf, Jahn,
Königshofen Schw, Ludwigsburg, Mannheim Nubg, Mündertingen Schw,
Nollingen, Rastatt. 12 Gdöppingen zgl. Schw, Tengen Schw. 13 Donaue-
schingen Schw. 15 Beerfelden, Bopfingen, Buchen Schw, Eubingen
Schw, Ziegen, Ettlingen zgl. Nf, Gebrazhofen, Grottsfelingen, Herrenberg
(Stadt), Laichingen zgl. Schw, Mannheim Nf, Meßkirch, Müllheim,
Neckarbischofsheim Schw, Oberwittstadt Schw, Schönan (D.-A. Kott-
weil), Stödingen zgl. Nf, Tauberbischofsheim Schw, Weil der Stadt
zgl. Nf Schw. 16 Beerfelden Nf, Blaubeuren, Ebingen a. d. D. Schw,
Ebnang, Knittlingen, Pullendorf zgl. Schw, Schaffhausen zgl. Schw,
Stodach zgl. Schw, Tübingen, Zell i. W. zgl. Schw. 17 Badnang,
Bruchsal, Ettenheim zgl. Nf Schw, Rehl NubSchlachthof, Radolfzell

zgl. Schw, Rottweil, Staufen, Wertheim zgl. Nf Schw. 18 Eberbach
Schw, Hof, Rehl Schw, Vörrach zgl. Geflügel, Mergentheim Schw, Rür-
tingen zgl. Schw, Wangen zgl. Schw, Sigmaringen zgl. Schw. 19
Emmendingen Schw. 20 Lauterbach, Schillingen zgl. Schw, Trochtel-
ingen zgl. Schw. 23 Darmstadt, Haigerloch Schw, Mosbach Schw,
Lettning. 24 Augsburg Schw, Breisach, Donaueschingen zgl. Schw,
Durlach zgl. Nf. 25 Dürrenmühlader, Freiburg zgl. Nf, Leonberg
zgl. Schw, Mannheim Nubg, Rosenfeld, Säckingen, Ulm Schw. 26
Tengen zgl. Schw, Ulach Schw. 29 Beerfelden Nf, Ettlingen zgl. Nf,
Eubigheim Schw, Heidenheim Schw, Leutkirch zgl. Nf Schw, Weienfeld,
30 Singen (Konstanz) zgl. Schw. 31 Frankfurt a. M. Buchzigen (in
Braunheim), Ueberlingen, Wangen i. Allgäu, Wertheim zgl. Nf Schw.

August. Stammärkte.

1 Herberlingen f, Herrschried f zgl. Schw. 4 Bergabern (2), Randshül,
Reibolskirchen. 5 Bühl m. f. am 2. Tag (2), Deypenheim, Kleinlaufen-
burg, Mollerdingen, Stödingen f zgl. Schw. 6 Pfirt f zgl. Schw. 7
Staufen zgl. Schw, Fruchthof, Wolsach. 8 Oberfisch. 10 Dettingen,
Grottsfelingen. 11 Ebnoblen (2), Erlach (2), Hochstetter, Kirchheim-
bolanden (2), Lauterbach (2). 12 Gebrazhofen f, Griesen f, Hardeim,
Matz Messe (14), Schramberg f, Weinheim, Wiesloch (2). 13 Dietrich-
weiler f, Ettlingen, Reisingen f, Ruel f zgl. Kreisim. f. junge Buchstiere
u. Fohlen. 14 Bretten. 15 Meringen f zgl. Nf Schw, Hohenheim, Luch,
Waldkirch. 16 Todtnau. 18 Dorn (2), Döringen, Nettenbach, Neuzweiler,
Nubach, Schönanberg, Waldschönbach. 19 Gerusbach, Neckar, Sins-
heim, Unterschönbach zgl. Schw. 20 Pörsheim (Dürrenmühlader) f zgl. Nf,
Ebnang f, Gdöblingen f (mit Nachm), Knittlingen f, Lahr zgl. Schw,
Frucht, Neuenstadt a. N. f, Dürrenbach zgl. Breisach, Rosenber. 21
Heimstadt, Radolfzell f zgl. Nf Schw, auch Buchstiere u. Ziegenböcke. 22
Breisach f zgl. Schw, Hornberg (Triberg) f, Mündertingen f zgl. Nf Schw,
St. Georgen (Allingen) f zgl. Nf Schw, St. Blasien Schw. 23 Gammertingen f zgl.
Schw. 24 Besigheim f zgl. Holz, Dornstetten f, Gdöppingen f zgl. Schw,
Marktgröningen, Scheutenzell, Spadingen f, Todtnau zgl. Schw, Wehr-
heim, Weil der Stadt f zgl. Nf Schw, Weibheim f, Wildbad. 25 Alen
(2), Annweiler, Bad Dürkheim (2), Bollenbach, Freinsheim (2), Gelsheim
(2), Immsweiler, Klingenmünster (2), Leizig Messe (22), Muttenbach (3),
Neinabern (2), Sembach, Wolfstein. 26 Eppingen, Erbach, Eubigheim
zgl. Schw, Grobschöndorf, Heitersheim f zgl. Schw, Holzgügel,
Mielbach f, Wörtingen f (insbes. Schw), Oberndorf (Stadt) f, Dorn-
heim (2), Fullendorf f zgl. Nf Schw, Schriesheim, Tauberbischofsheim zgl.
Schw, Tengen (Waldshut) f, Windischbuch, Zuzenhausen. 27 Bruchsal
Holzgeschirretter, Eubingen f, Schaffhausen f zgl. Schw (2), Walden-
burg f. 28 Ettenheim f zgl. Nf Schw, Frankfurt a. M. Messe (2), Heil-
bronn f zgl. Lederfarren, Pfalz, Pfenningen, Reisingen f. 29 Nach (Engen) f
zgl. Nf, Eberbach zgl. Schw, Rosenfeld f, Schorndorf Holzschutt.
31 Brackenheim Holz, Tuttlingen Woll.

Viehmärkte.

1 Diezheim zgl. Nf, Ebingen a. d. D. Schw, Eberbach Schw, Emmen-
dingen zgl. Schw, Hof, Rehl Schw, Vörrach Schw, Mergentheim Schw,
Salem zgl. Schw, Schönan i. W. zgl. Schw, Waldürn Schw, Wurach.
2 Alenz Buchst. für Gm. u. Donnersberger, Altingen, Altingen, Altingen,
Breisach Schw, Herbolzheim (Emmendingen) Schw, Hisingen zgl. Schw.
3 Hornberg (Triberg) Schw. 5 Adelsheim Schw, Blaubeuren zgl. Schw,
Engen, Gmünd, Haslach (Wolfsach), Hechingen zgl. Schw, Heitersheim
zgl. Nf Schw, Kirchheim u. Teck, Lauda Schw, Leutkirch zgl. Nf Schw,
Vörrach, Fohlen, Mannheim Nf, Meßkirch, Neckarbischofsheim Schw,
Niederstetten, Pörsheim zgl. Nf, Sulz a. N. Schw, Trochtelingen Schw.
6 Crailsheim Darmstadt, Ebingen a. d. D. zgl. Schw, Gingen a. d. Br.,
Hohenburg, Neutlingen, Säckingen Schw, Schaffhausen zgl. Schw, Stodach
zgl. Schw, Waldsee. 7 Ettenheim Schw, Frankfurt a. M. Nf, Hall,
Kältsheim zgl. Schw, Radolfzell zgl. Schw, Schopfheim zgl. Schw, Sulz
a. N., Wangen i. Allgäu. 8 Dornst., Freiburg zgl. Nf, Gschwend,
Jahn, Königshofen Schw, Ludwigsburg, Mannheim Nubg, Mergentheim
zgl. Schw, Mündertingen Schw, Rastatt, Reutlingen (Waldhau) Schw,
St. Wendel Fohlen. 9 Tengen Schw. 10 Donaueschingen Schw, En-
nang Schw. 12 Bretten zgl. Nf, Gbröwil, Haigerloch Schw, Kandern,
Kielegg, Lauterbach, Köppingen, Meringen Schw, Pörschweiler. 13
Vörrach, Weibbrunn Schw, Mosbach Schw, Schorndorf, Lettning. 14
Alen zgl. Schw, Ziegen, Blumberg, Calm, Eberbach Schw, Grünsfeld
Jungsch, Rehl NubSchlachthof, Mengen zgl. Schw, Dirsch zgl.
Schw, Sigmaringen zgl. Schw, Ueberlingen Schw, Waiblingen a. d. E.,
Wertheim zgl. Nf Schw, Winnenben. 15 Gdöppingen Schw, Hof, Rehl Schw,
Mergentheim Schw. 16 Emmendingen Schw. 17 Balingen. 19 Beer-
felden, Buchen, Fahren Schw, Dörzbach zgl. Schw, Ettlingen zgl. Nf,
Gebrazhofen, Mannheim Nf, Meßkirch, Müllheim, Neckarbischofsheim Schw,
Oberwittstadt Schw, Rottweil, Tauberbischofsheim Schw, Waldshut zgl.
Schw. 20 Augsburg Schw, Darmstadt, Ebingen a. d. D. Schw, Feldmarch,
Schaffhausen zgl. Schw, Stodach zgl. Schw, Zell i. W. zgl. Schw. 21
Badnang, Bruchsal, Mergentheim Schw, Neuenburg zgl. Nf Schw,
Staufen. 22 Diez zgl. Schw, Freiburg zgl. Nf, Vörrach zgl. Geflügel,
Mannheim Nubg. 24 Heidenheim Schw, Hof zgl. Schw, Laichingen zgl.
Schw. 26 Alen, Hall Nf Fohlen, Leutkirch zgl. Nf Schw, Mottenberg,
Schillingen zgl. Schw, Wolfstein. 27 Donaueschingen Kreisfarren,
Haigerloch Schw, Lahr Buchst. m. Bräm. (a. Buchstiere u. Böck), Warbach
(Stadt), Mosbach Schw, Dinkhausen, Schönan (D.-A. Rottweil),
Lettning. 28 Breisach, Donaueschingen zgl. Schw, Durlach zgl. Nf,
Radolfzell Nf, Saugau zgl. Nf, Wangen i. Allgäu, Wertheim zgl.
Nf Schw. 29 Aulendorf Fohlen, Böblingen zgl. Schw, Dürrenmühl-
ader, Hof, Pfalzgrafenweiler. 30 Tengen zgl. Schw.

Nov., 2 Dez. Wochenn jeden Montag, Mittwoch u. Freitag; wenn Feiertag kein Markt. Neuweiler & 7 Mai, 29 Okt.
 Niederbrunn Jahrm & Geshlter 23 Juli, Jahrm Kkraut 22 Okt., Wochenn jeden Dienstag und Freitag, wenn gechl. Feiertag, tags vorher.
 Niederbrunnhaupt. Mit Rücksicht auf die Kriegslage nicht festgelegt.
 Niederhaslach Jahrm 23 Juni, 6 Nov. (je 2). Niederöbern & 12 Aug.
 Oberbronn Jahrm 21 Mai, 26 Nov.
 Oberhüheim Jahrm Rdb Schw Schf Ziegen Schlacht 19 Aug., Rdbv jeden 2. Donnerst. im Monat, wenn in Zabern kein Viehm ist, Wochenn jeden Donnerstag, wenn christl. oder jüd. Feiertag, tags zuvor.
 Oettingen Wochenn jeden Donnerstag.
 Pfaffenhofen & Schw 12 Febr., 14 Mai, 9 Juli, 6 Nov., Wochennfest jeden Samstag, wenn christl. Feiertag, tags vorher.
 Pfalzberg & 14 Mai, 19 Aug., 5 Nov. (je 2), Jahrm 12 Mai, 8 Nov. (je 2), Wochenn jed. Mittwoch u. Freitag, Ferkel jed. Mittwoch, wenn christl. Feiertag, am Donnerst., Zucht- & Schlacht am 2. und 4. Mittwoch jedes Monats, wenn christl. Feiertag, Wertags nachher.
 Pflitz Rdbv Schw 8 Jan., 5 Febr., 4, 19 März, 9 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
 Püttlingen Wochennfest jeden Donnerstag, wenn Feiertag, tags zuvor.
 Rappoltsweiler Rbochenn jeden Samstag, wenn Feiertag, tags vorher, Schw 2 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
 Reichersberg Rdbv Schw 8 Juli, & 7 Juli.
 Reichshofen Jahrm & (landw. Erzeugnisse) 30 April (a. Entenkäse), 8 Okt., 24 Dez., Ferkel einmal im Monat an einem Donnerst., wenn der monatl. in der Gem. Inauweiler zweimal an Donnerstaen abgeholt, Ferkeln nicht statfindet, Wochenn täglich, an christl. Feiertagen kein Markt.
 Reiningen & 10 Aug.
 Remelach Rdbv Schw Ziegen jed. Mittwoch, wenn christl. oder jüd. Feiertag, Dienstags vorher.
 Rheinou Jahrm 4 März, 14 Okt., 2 Dez., Zuchtferkel am 2. Donnerst. jedes Monats, wenn christl. oder jüd. Feiertag, 8 Tage später, Ferkel am 4. Donnerst. jedes Monats.
 Rohrbach & 24 Juni, 2 Okt.
 Röhrlwoog Jahrm 19 März, 2 Sept., 2 Dez.
 Rosheim Jahrm Zucht Schw 12 März, 10 Sept., Wochenn jed. Dienstag u. Freitag.
 Rothau Wochennfest jed. Samstag, wenn christl. Feiertag, tags zuvor.
 Rulach & Schwbetr 12 Febr., 9 April, 11 Juni, 8 Okt., 10 Dez., Rübenn 16 Aug.

Saal Rdbv Schw Zucht Ziegen am 1., 3. u. 5. Montag jedes Monats, Wochenn jeden Montag, wenn christl. oder jüd. Feiertag, tags darauf.
 Saaralben & 1 April, 27 Mai, im Juni, 18 Nov., Wochenn jeden Donnerstag.
 Saarburg & 20 Mai, 1 Sept. (je 2), 8 Sept., Zucht- & Schlacht alle 14 Tage am Dienst., der dem Donnerstagsviehm in Zabern vorausgeht, wenn kathol. Feiertag, tags zuvor, wenn jüd. Feiertag, 8 Tage vorher, Wochenn jeden Dienstag und Freitag, Ferkel jeden Dienstag, wenn gechl. Feiertag, tags zuvor.
 Saargemünd & 15 März, 30 Sept., 10 Dez., Rdbv 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez., Wochenn jeden Dienstag u. Freitag, wenn gechl. Feiertag, tags zuvor, Ferkel jeden Freitag.
 Saar-Budenheim Jahrm 29 April, 5 Aug., 2 Dez., Schw (Ferkelkäufer) jeden Freitag, wenn christl. Feiertag, tags darauf.
 St. Amand (Gem. Qm) & 20 Juni.
 St. Amarin. Mit Rücksicht auf die Kriegslage nicht festgelegt.
 St. Amand & 10 März, 25 Aug., Ferkel Wochenn jed. Freitag, wenn Feiertag, Mittwoch vorher.
 St. Kreuz Rdbv Schw Schf Ziegen 18 April, 17 Okt.
 St. Ludwig Rdbv Schw 26 März, 18 Juni, 24 Sept., 17 Dez.
 St. Vult Schw 3 April, 6 Nov.
 St. Vuirin & 9 Mai.
 Schiltshheim Wochenn Butt Eier Obst Gemäse Geflügelchre jeden Freitag, wenn christl. Feiertag, Mittwochs vorher.
 Schirneck Schw (Zuchtschw) am 1. Mittwoch jedes Monats, Wochenn jeden Mittwoch.
 Schlettstadt Rdbv (Zucht) veranstaltet v. Landw. Kreisverein Ende Mai oder Anfang Juni, Wochenn jeden Dienstag und Freitag, Ferkel jeden Dienstag, Marktverlegungen werden ortsüblich bekanntgemacht.
 Schmierlach Rbochenn jeden Freitag, wenn Feiertag, tags darauf.
 Selz & 4 März, 26 Aug., 13 Nov., Ferkel jeden Dienstag.
 Sennheim. Mit Rücksicht auf die Kriegslage nicht festgelegt.
 Sierck Ferkel 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 2 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 9 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez., & 31 März, 8 Sept. (je 2), GemButter Eierfest jeden Freitag; aber für Karfreitag am Grün-donnerstag.
 Sierenz & Schw Rdbv 19 März, 3 Juni, 23 Sept., 18 Nov., 23 Dez.
 Siemeler Jahrm 20 Mai.
 Spittel Wochenn jed. Donnerst., wenn gechl. Feiertag, tags zuvor, Ferkel jed. Donnerst. nach dem Lohn- bezw. Abchlagslohnfrage.

Stahlheim Wochenn jed. Mittwoch u. Samstag, Ferkel am 1. Mittwoch jedes Monats.
 Stieringen-Wendel Wochenn jeden Donnerst., wenn gechl. Feiertag, tags zuvor.
 Straßburg Zucht Rdbv 11 März, Christbaum-Schmuck Spielw. Konditorw. 10 Dez., 30 (16), Schlacht Montags, Mittwochs und Samstag, Kleinu jeden Wochentag.
 Suffenheim Jahrm 11 März, 12 Aug., 14 Okt., 16 Dez., Wochenn jeden Mittwoch, wenn gechl. Feiertag, tags zuvor.
 Sulz (Oberelß) & Schw 30 Jan., 27 Febr., 1 Mai (a. Getr), 29 Mai (a. Getr), 28 Aug., 25 Sept., 13 Nov., 21 Dez.
 Sulz (Untereß) Jahrm 6 März, 29 Mai, 11 Sept., 4 Dez., Zucht- & Schlacht 11 März, 2 Sept., Wochenn jeden Dienstag u. Freitag.
 Sundhausen Zuchtferkel am 1. Montag jedes Monats, wenn christl. oder jüd. Feiertag, am folgenden Montag.
 Tamm. Mit Rücksicht auf die Kriegslage nicht festgelegt.
 Teuchtersheim Ferkel jeden Dienstag.
 Türkheim Wochenn jeden Samstag, wenn Feiertag, kein Markt.
 Urbes & Wochenn jed. Mittwoch, wenn Feiertag, tags zuvor.
 Wolfensberg & 22 Juli.
 Waldwies & 1 März, 5 Juli.
 Wappingen Obinn vom 1. Juli bis 1. Nov.
 Walsheim Jahrm 11 März, 28 Aug. (auch Rdbv Zucht- & Schlacht), Wochennfest Rdbv Zucht- & Schlacht jeden Montag, für Oster- und Pfingstmontag am folgenden Dienstag.
 Weiler Jahrm Rdbv Schw Ziegen zur Zucht 6 Febr., 20 März, 8 Mai, 14 Aug., 30 Okt., 4 Dez., Wochenn Zuchtferkel jed. Mittwoch, wenn christl. Feiertag, tags darauf.
 Weisengrub Jahrm 21 Febr., 23 Mai, 19 Sept., 19 Dez., Wochennfest jed. Donnerst., wenn gechl. Feiertag, tags zuvor, Zucht an einem Donnerst. im Frühjahr und Späterhin.
 Weiskhofen Wochenn jeden Mittwoch.
 Wich Hopen vom 3. Dienstag im August bis zum letzten Dienstag im Okt. jed. Dienstag, Ferkel am 1. Freitag jed. Monats, wenn christl. Feiertag, tags vorher, Rbochenn jeden Freitag.
 Wingenheim Wochenn jeden Mittwoch und Freitag, wenn Feiertag, kein Markt.
 Wülfelsheim. Mit Rücksicht auf die Kriegslage nicht festgelegt.
 Wülfels Jahrm 12 Febr., 14 Mai, 18 Aug., 17 Dez.
 Zabern Jahrm (Mäst) 8 Sept. (3), Zwiebel 10, 12 Sept., Pferde-Zucht-Markt jeden 2. Donnerst., Ferkel Gem jeden Donnerst., Gemäse rc. jeden Dienstag und Samstag, bei christl. Feiertagen, tags zuvor.
 Zisaß-Vertrögen.

Solange Vorrat reicht

Aus Lenz und Herbst.

Erzählungen für die reifere Jugend von Klara Jäger.
 Illustriert von Aug. H. Plinke.
 Elegant gebunden statt Mf. 2.— nur 50 Pfg.

Der praktische Obstbau in Feld und Garten.

Zweite vermehrte und neubearbeitete Auflage des Werkes:
 „Der Obstbaum als Kulturpflanze.“
 Von G. H. Kiefer, Großh. Schloßgärtner in Baden-Baden.
 Kartoniert statt Mf. 1.— nur 50 Pfg.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Betrages samt Porto zu beziehen von der
Moritz Schauenburg in Lahr i. B.

können nachstehend verzeichnete Werke meines Verlags zu den beigefügten herabgesetzten Preisen bezogen werden:

Der große deutsch-französische Krieg 1870—1871.

für das Volk und die Jugend erzählt von Wilhelm Buchner.
 Geh. statt 50 Pfg. nur 30 Pfg., geb. statt 75 Pfg. nur 50 Pfg.

Tagebuch des preussisch-deutschen Kriegeruhmes.

Mit amtlichen Schriften zusammengestellt von einem preussischen Offizier a. D. und Nachforscher in historischen Dingen.
 Geh. statt Mf. 1.— nur 25 Pfg.

Verlagsbuchhandlung

Bei Voreinsendung des Betrages sind stets 50 Pfg. einzufenden. Kann die Sendung billiger, etwa als 10-, 20- oder 30-Pfg.-Kreuzband, befördert werden, so erfolgt Rückerstattung des jeweil eingefandenen Betrages.





Gute und billige Bücher

aus dem Verlag von
Moritz Schauenburg in Lahr in Baden.

Hinaus!

Bunte Bilder für Freunde der freien Natur
von **H. Theinert.**

Preis des 242 Seiten starken Buches in Feinwandeinband mit farbiger Deckenpressg. **M 1.80.** (Porto 20 S.)

Ins Weite.

Skizzen und Schilderungen aus meiner Wandermappe von **H. Theinert.**

Preis des 316 Seiten starken Buches in Feinwandeinband mit farbiger Deckenpressg. **M 2.50.** (Porto 30 S.)



Urteile: (Kosmos.) Die Vorzüge der Theinertschen Schreibweise dazu benutzt, auch andere auf die tausendfache Wertwürdigkeiten des Auch für Volksbibliotheken eignet sich das Buch trefflich.

An Bord und im Sattel. Farbige Bilder

aus meinem Reisetagebuch. Von **Dr. Daniel Dicl.**

Preis in Feinwandband **M 3.—** (Porto 30 S.)
„An Bord und im Sattel“ ist eine durchaus eigenartige Erscheinung. Der Stil ist ebenso originell wie die meisterhaften Natur schilderungen und der süßige Witz der Ausdrucksweise. Man merkt sofort, daß der Verfasser mit scharfer Beobachtungsgabe an Ort und Stelle das Material für seine Skizzen gesammelt und ausgezeichnet hat. Er verbrachte sieben Jahre in den verschiedensten Gegenden Südamerikas, drei Jahre als Jäger und Arzt in den wilden Pampas Südpatagoniens unter rauen Farmern, Banditen und Indianern.

Der Pfälzer Robinson. Reisen, Abenteuer und türkische Sklaverei des Michael Heberer

aus Bretten 1582—88, von ihm selbst erzählt. Neu herausgegeben von **Abrecht Thoma**, Professor am Lehrerseminar in Karlsruhe. Preis in Feinwandb. **M 3.—** (Porto 20 S.) — Ein lebenswürdiges frohes „Falschkind“ hat die abenteuerlichen Fahrten und Begebenheiten erlebt und erzählt, die in diesem Buche beschrieben werden. Fesselt und anziehend ist darin geschildert, wie man vor 300 Jahren in der „Christenzeit“ und bei den „Türken“ lebte und dachte, reiste und handelte. Man muß dem Herausgeber dankbar dafür sein, daß er das farbige Zeitgemälde der Nimmellammer der Archive entziffert hat.

Geschichte der deutschen Literatur

von **Professor Dr. Emil Brenning.**

2. verbesserte Auflage. Preis in Feinwandband **M 8.50.** (Portoporto.) Brenning hat seine schwierige Aufgabe in geradezu meisterhafter Weise gelöst und ein Werk geschaffen, das mit aller Gründlichkeit, Objektivität und wissenschaftlicher Tiefe an die Darstellung des Stoffes geht. Die Kritik der neueren literarischen Richtungen darf geradezu wegweisend genannt werden, denn die Bestrebungen der „Neuerer“ werden unter so große Beleuchtung gestellt, daß deren Wesen ganz und gar offenbar wird. (Schule und Haus.)

Aus tiefster Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik.

Herausgegeben von **Adolf Bartels.** Mit 34 Dichterbildnissen von **Erdmann Wagner.** 3. Aufl. 384 S. 8°. Preis geb. **M 4.—** (Porto 30 S.)

Der Lahrer Hinkende. Kalendergeschichten

von **Albert Bürlin.** 3 Bände. Preis geheftet je **M 1.50.** in Feinwand gebunden je **M 2.—** (Portoporto.) — Es war eine glückliche Idee von der Verlagsbuchhandlung, die seit einer Reihe von Jahren im „Lahrer Hinkenden Boten“ erschienenen Kalendergeschichten von **Albert Bürlin** in geschlossenen Bänden zu sammeln. Und in der Tat verdienen die Dichtungen **Bürlins** diese pietätvolle Rücksicht, denn sind sie auch hauptsächlich für das Volk in seinen breiten Massen geschrieben, so haben sie doch vor vielen ähnlichen Produkten den Vorzug, daß sie auch den gebildeten Leser durch ihre einfache, zum Herzen gehende Sprache ganz besonders anziehen und befriedigen.

Hebels ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes.

für die Jugend, insbesondere für Volks- und Schulbibliotheken. Herausgegeben von **Karl Stöber.** 7. Aufl. Preis gebunden **60 S.** (Porto 10 S.)

Alemannische Gedichte. Manen

Hebels gewidmet von **Albert Räuber.**

144 Seiten klein 8°. Preis gebunden **M 1.80.** (Porto 10 S.)

Brombach im Wiesental. Ein Beitrag zur Heimatkunde von Pfr. Mulsow

in Altheim. 306 Seiten 8°. Mit zahlreichen Bildern und Karten. Preis kartoniert **M 2.—** (Porto 20 S.)

Der Dombaumeister von Freiburg. Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert.

Von **Felix Wolf.** 360 Seiten klein 8°. Preis gebunden **M 3.—** (Porto 20 S.)

Breisgauer Volkspiegel. Eine Sammlung

vollständiger Sprichwörter, Redensarten, Schwünke, Lieder und Brände in oberalemannischer Mundart. Ein Beitrag zur badischen Volkskunde für jedermann von **Pfarrer Joh. Phil. Glod.** 182 S. 8°. Preis geb. mit mehrfarbigem Umschlag nach einer Zeichnung von **Kunstmalerei Kurt Lebig.** **M 1.60.** in Feinwandeinband **M 2.25.** (Porto 20 S.)

Vom Himmel. Astronomische Erzählungen für das Volk und die Jugend

von **Viktor Schmitt.** Mit 25 in den Text gedruckten Federzeichnungen. Preis in Feinwandeinband **M 1.50.** (Porto 20 S.) — Ein bald nach Erscheinen des Buches schriftlich eingegangenes Urteil aus der **Cosmos** Sternwarte lautet: „... Das Buch ist mit seinem urwüchsigen Humor ganz einzig in seiner Art und versucht in knapper Weise eine gute Einführung in die Welt der Gestirne.“

Aus dem Kleinleben Erzählungen von Hermine Villing.

5. vermehrte und neu ausgestattete Auflage. Preis in Feinwandeinband **M 4.50.** (Porto 30 S.) — **Hermine Villing** gehört längst mit zu den beliebtesten Schriftstellerinnen. Ihre Erzählungen lesen sich amüsant und finden daher einen sich immer weiter ausbreitenden Leserkreis. — Nach Erscheinen der 5. Auflage nennt die „**Neue freie Presse**“ (Wien) diese Sammlung „ein wirkliches Volksbuch“.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Betrages samt Porto von der Verlagsbuchhandlung von **Moritz Schauenburg** in Lahr in Baden.



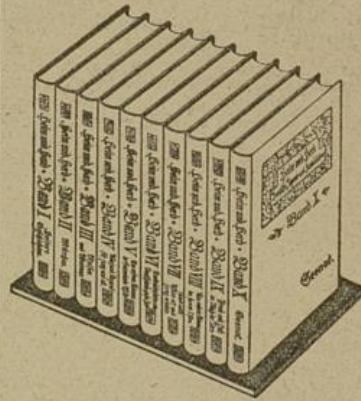
Selbstgefühl.



Reicher Bauer: „Na, Herr Oberlehrer, wie
fein Sie denn zufrieden mit meinem Schorsch?“
Oberlehrer: „Nicht sonderlich. Der Junge
hat die leidige Gewohnheit, immer zu lachen!“
Bauer: „Nu heern Sie, wer so en Vater hat, wie
der, der kann och lachen!“

Verlag von Moritz Schauenburg
in Lahr in Baden:

Deutsche Jugendbücherei
„Heim und Herd“



Herausgegeben im Auftrage der
Jugendchriftenauschüsse des Badischen
Lehrervereins.

Bis jetzt sind in dieser Sammlung folgende Bändchen erschienen:

- | | |
|---|--|
| Band 1: Heitere Geschichten. (3. Aufl.) | Band 6: Denkwürdigkeiten aus Deutschlands großer
Zeit. (2. Aufl.) |
| " 2: Märchen. (2. Aufl.) | " 7: 1806-1813. Was alt u. jung erlebte. (2. Aufl.) |
| " 3: Reisen und Abenteuer. (2. Aufl.) | " 8: Aus unseren Kolonien im fernen Osten. |
| " 4: Allerhand Kurzweil für jung u. alt. (2. Aufl.) | " 9: Freud und Leid im Reich der Tiere. |
| " 5: Aus unseren Kolonien im Sonnenlande
Afrika. | " 10: Seentof. |

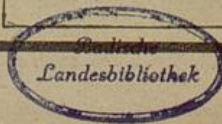
Preis eines jeden dieser ersten 10 Bändchen geb. 1 Mark. (Porto 10 Pfg.)

Bald nach Kriegsausbruch wurde als Fortsetzung der Sammlung mit der Herausgabe einer Kriegsbändchen-
reihe begonnen, die unter dem Sammeltitle „Aus dem Völkerrkrieg 1914/17“ erscheint. Bis
jetzt wurden ausgegeben:

- Band 11: An der Westfront. (2. Aufl.)
" 12: An der Ostfront. (2. Aufl.)
" 13: (Noch in Vorbereitung!)
" 14: Unterm Roten Kreuz. (2. Aufl.)
" 15: Physik und Chemie im Welt-
krieg. (2. Aufl.)
" 16: Hie Bulgarien, hie Serbien!

Genauere Inhaltsangabe aus meinem ausführlichen
Werbeblatte zu erschen. Weitere Bändchen folgen!
Preis eines jeden dieser Bändchen geb. M. 1.25.
(Porto 10 Pf.)

Bestellungen nehmen alle Sortimentsbuchhand-
lungen entgegen. Von der Verlagsbuchhandlung
von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden sind
die Bändchen nur gegen Voreinsendung oder Nach-
nahme des Betrages mit Porto zu beziehen.



Amol Walle

Bestes Mittel bei allen Erkältungs- und Nervenschmerzen
wie z.B. Brustschmerzen, Gelenkentzündungen, Hexenschuss,
Hüftweh, Neuralgien, Darm- und Magenbeschwerden, Bräune etc.

Der **Name „Amol“** bürgt!

Amol-Versand von Vollrath Warmuth, Hamburg.
Amolposthof.

Aeth.- Amol 10 Öl

Gegen Rheuma, Ischias, Hexenschuss
und sonstige Unpässlichkeiten.

30 mal so stark, **30** mal so ergiebig wie Amol.
Es genügen 10-15 Tropfen, wo man früher
 $\frac{1}{2}$ halben Teelöffel voll verwenden mußte.

HAMBURG 40 AMOLPOSTHOF.

BLB Karlsruhe



53 48903 2 031



